



Das deutsche Land an der Elbe

Von Fritz Dörrenhaus



Dr. Fritz Dörrenhaus
Das deutsche Land an der Elbe

Das deutsche Land an der Etsch

Eine geographische Landeskunde

von

Dr. Fritz Dörrenhaus

Herausgegeben vom Deutschen u. Österr.
Alpenverein, Sektion Rheinland-Röln



Verlagsanstalt Tyrolia

Innsbruck-Wien-München

1933

8 S 91 soust. (1933+2)



2143

~~8 C 50¹~~

Meinen lieben Eltern in Dankbarkeit zugeeignet

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen bei
Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck 1933
Ges., Druck und Einband in der eigenen Anstalt

Geleitwort des Herausgebers

„Fast zwei Jahrzehnte lang hatten wir unsere Bergheimat in König Laurins Reich. Sie ging uns verloren! Aber die köstliche Erinnerung blieb und so standen wir noch oft im Geiste am Hange des Rosengartens vor der Kölner Hütte und schauten hinaus auf das schöne Land zu beiden Seiten der Etsch voll inniger Liebe zu diesem Boden. Erinnerete er uns doch mit seinen lebensfrohen, treudeutschen Bewohnern, seinen gesegneten Nebenhängen, seinen Burgen und Klöstern, alten, wehrhaften Städten und malerischen Dörfern an die rheinische Heimat.

Möge dieses Buch getreu der Tradition des Alpenvereins, der seit Anbeginn auch die wissenschaftliche Erforschung der Alpen betreute, helfen, das Gedemte an dieses urdeutsche Land und seine alte Kultur lebendig zu halten.“

Sektion Rheinland-Röln
des Deutschen u. Österreichischen
Alpenvereins.

Vorwort des Verfassers

Die vorliegende landeskundliche Darstellung Südtiroler Landes hat das Ziel, eine zusammenfassende geographische Darstellung des Teiles von Südtirol zu geben, der zufolge seiner geographischen Lage von allen Südtiroler Landschaften am stärksten südlichen, italienischen, mittelmeeerischen Einflüssen exponiert ist, so daß eine eingehende und vertiefte Betrachtung des landschaftlichen Organismus des Landes an der Etsch, die das objektive Gesamtbild eines deutschen Landes ergibt, ohne weiteres auch über die völkische Bewertung der südtiroler Landschaften, die weniger stark fremdem Wesen ausgesetzt sind, das Urteil gesprochen hätte. Das deutsche Land an der Etsch ist die Landschaft Südtirols, welche unmittelbar die Last der Sprachgrenze gegen heute italienischen Kulturboden trägt. Die übrigen Südtiroler Landschaften schließen gegen Süden ein Vorfeld ladinischer Volkszugehörigkeit in sich. Die Westladiner des Sulzberges und Nonsberges dagegen sind mehr oder minder lange italienisiert und so stößt hier und besonders im Etschtal bei Salurn deutsche und italienische Kultur in aller Klarheit aufeinander. Es wurde gewiß eine umfangreiche Literatur verwertet, jedoch in dem Bemühen, ihre Erkenntnis aus der Beobachtung und Anschauung des Landes heraus sinnvoll und synthetisch einzuordnen. Lange, über viele Jahre (1925—1933) verteilte Aufenthalte im Lande machten es mir möglich, auch da zu einer Einsicht und Übersicht zu gelangen, wo die Einzelforschung noch nicht eingesezt hat, und vielfach die Lücken im Rahmen einer solchen zusammenfassenden Darstellung zu schließen. Die politischen Verhältnisse des von den Italienern unterdrückten Landes erschwerten die Untersuchungen und ließen manche wünschenswerte Einsicht in amtliche Quellen unmöglich werden.

Es harret noch vieles in Südtirol der Einzelforschung, aber jedoch nicht so viel, daß sich nicht jetzt schon ein richtiges Gesamtbild gewinnen ließe. Die politische Not der Gegenwart läßt es im Gegenteil notwendig erscheinen, das, was der Geograph heute schon über unser Grenzland einem weiteren Kreise von Gebildeten sagen kann, auch heute schon zu sagen, auch wenn die keinen Wissenschaftler schreckende Aussicht besteht, daß manches in späteren Untersuchungen fortigiert werden könnte und neue Probleme auftauchen werden.

Ich möchte das Buch auch nicht hinausgehen lassen, ohne mich gegen einen Angriff zu verteidigen, der allzu nahe liegt: „Über Tirol sollte nur ein Tiroler schreiben!“ Abgesehen von andern Erwiderungsmöglichkeiten sage ich nur das Eine: Es gibt in Deutschland Landschaften, Orte, die sind mehr als nur das Heimatland derer, die in ihm wohnen. Es gibt Gegenden, die gehören dem ganzen deutschen Volk: Der Rhein mit seiner großen und zugleich tragischen Geschichte. Dahin gehören Potsdam und Wien mit ihrer staatenbildenden kulturellen Sendung. Dem ganzen deutschen Volk, dem Volk Mozarts, Nietzsches und Hölderlins gehört auch Südtirol, das einzige deutsche Land, das die Illusion eines Deutschen Südens zuläßt. Dem ganzen deutschen Volk gehört Südtirol ganz besonders seit dem un-

glücklichen Tag von St. Germain, der nun auch dieser Südfehnucht der Deutschen das Weh und den Schmerz um Verlorenes und Wiederzugewinnendes verband. Aus dieser allgemeinen deutschen Liebe zu dem schönen deutschen Land leitete ich mir als Rheinländer den Entschluß und das Recht ab, zu dieser und manchen anderen Arbeit in Südtirol.

Dann ist es hier mir eine angenehme Pflicht, den vielen zu danken, die mir bei meinen Arbeiten geholfen haben. Die Zeitverhältnisse verbieten es leider, die vielen zu nennen, bei denen ich Gastfreundschaft genoß, die mir mit ihrer Erfahrung und ihrem Wissen zur Seite standen. Nur einem kann ich namentlich meine große Dankbarkeit bezeugen, Herrn Dr. Reut-Nicolussi, der meinen Arbeiten fördernd zur Seite stand vom 1. Tage an, da ich in Bozen mein Arbeitsgebiet betrat, bis zur endgültigen Vermittlung der Drucklegung in Innsbruck. Danken muß ich ferner Herrn Prof. Stolz und Herrn Dr. Hofinger in Innsbruck für manchen wertvollen Literaturhinweis, ebenso Herrn Dr. H. Ringl, jetzt in Heidelberg. Meinem Freunde Koppwallner verdanke ich die schöne Umschlagzeichnung. Danken muß ich auch der unentbehrlichen Arbeitsstelle für Südtirol in Innsbruck für die häufige und bereitwillige Vermittlung so mancher Notwendigkeit.

Innsbruck, September 1933.

„Das Land an der Etsch

im Gebirg und im Inntal“¹ so bezeichnen Urkunden des Mittelalters die spätere gefürstete Grafschaft Tirol. Gelegen da, wo zwischen der lombardisch-venezianischen Tiefebene und der oberdeutschen Hochebene der Alpenwall seine größte Breite und zugleich auch seine tiefsten Einschartungen am Brenner- und Reschenpaß besitzt, ist das Land Tirol eines der ältesten Staatsgebilde Deutschlands, einer der interessantesten geographischen Räume unseres Vaterlandes. Nirgendwo stößt das geschlossene deutsche Volkstum so weit nach Süden vor wie im tirolischen Etschtal, nicht allein im Sinne der Breitengrade, sondern auch im Sinne natürlicher und kultureller Gegebenheiten. Die seit frühesten Zeiten bestehende Verkehrsspannung zwischen Norden und Süden, zusammen mit der Tatsache, daß der verkehrshindernde Wall der Alpen gerade hier seine niedrigsten und leichtest überschreitbaren Pässe besitzt, gaben dem Lande von jeher eine besondere politische Bedeutung: es wuchs hier zu beiden Seiten der großen Pässe ein Paßstaat zusammen. Vom Eintritt ins Gebirge bei der Ehrenberger Klause, bei der Porta Claudia (Seesfelder Sattel) und bei Ruffstein, beherrschte dieser Paßstaat über die Pässe hinweg den Verkehr bis zum Austritt aus dem Gebirge im Saganatal, im untersten Etschtal und am Gardasee. Das Fürstbistum Trient, formell reichsunmittelbar, war schon frühzeitig unter dem Zwang des paßstaatlichen Machtgedankens unter die tatsächliche Oberhoheit der tirolischen Landesherren gekommen. In zielbewußter Arbeit hatten die ersten Landesfürsten die Möglichkeiten dieses geographischen Raumes ausgenutzt und Stück um Stück, Talschaft um Talschaft zusammenfügend, das Land Tirol geschaffen. Als schließlich Kaiser Maximilian die Herrschaften des Unterinntales, Ruffstein, Rattenberg und Rißbühel, das Pustertal und die welschen Konfinen Riva, Rovereto, Peutelfein und Ampezzo hinzugefügt hatte, war im wesentlichen der Machtbereich des Paßstaates auf den Umfang abgerundet, den das Land Tirol bis zum unglücklichen Ausgang des Weltkrieges besaß.

Seit dem 6. Jahrhundert siedeln bajuvarische Deutsche im deutschen Tirol bis hinunter in den Kessel von Bozen. Einheitliche Stammesart, jahrhundertlanges, stetiges gemeinsames politisches Schicksal, leichte Verkehrsverbindung längs der großen Verkehrslinien zwischen Nord und Süd schufen nicht allein ein starkes Landesgefühl, ein starkes Bewußtsein der Landeseinheit auf beiden Seiten der Tiroler Hauptgebirgskämme: der Öptaler und der Zillertaler Alpen, es wurde darüber hinaus das deutsche „Land an der Etsch, im Gebirg und am Inn“ eine kulturgeographische Einheit, die überall im Lande, bei aller Verschiedenheit der Einzelheiten in den Talschaften, in Siedlung und Wirtschaft, in geistigen, kulturellen und sozialen Verhältnissen die Züge des tirolischen Menschen trägt, eines deutschen Menschen, der selbst wieder nur in diesem Raume so werden konnte, wie er geworden ist.

Tausendjährige Siedlungsarbeit der gleichen Menschen nördlich wie südlich des Brenners, fast siebenhundertjähriges gemeinsames politisches Schicksal der deutschen Menschen zu beiden Seiten der Pässe Reschen, Brenner und Toblacher Feld haben dem deutschen Tirol nördlich wie südlich des Brenners genau das gleiche Gepräge gegeben. Das deutsche Tirol ist eine geographische Persönlichkeit von scharf umrissenem Charakter. Die Pässe und Gebirgskämme scheiden außer den Gewässern gar nichts. Sie verbinden vielmehr: Im Norden wie im Süden, ein Land und ein Volk.

Ein Landesgefühl vereint die Bürger und Bauern Tirols. Wie in der Nordmark Deutschlands das „Up ewig ungedeelt“ aus den Tiefen des Volksbewußtseins sprach, genau so wurzelecht und leidenschaftlich ist unseres zerrissenen und gequälten Landes Kampfruf von der Einheit Tirols, gipfelt warm und gläubig des Tirolers Heimatliebe im „Tirol is lei oans“.

So ist es hier schwerer als anderwärts, einen Landesteil aus seiner weiteren Umgebung herauszunehmen, um ihn zu verstehen und darzustellen. Es soll hier „das deutsche Land an der Etsch“ geschildert werden. Es wird dies bei aller Besonderheit unseres Gebietes nur möglich sein, wenn wir es zugleich begreifen als Glied der größeren territorialen Einheit, eben Tirols, weil hier stärker, als es sonst territoriale Einheiten zu tun pflegen, die gefürstete Grafschaft einheitsliche kulturgeographische Wirksamkeit ausgeübt hat. Die Schilbe-

zung unseres deutschen Landes an der Etsch wird an der Schilderung allgemein tirolischer Gegebenheiten nicht vorbeikommen.

Ferner ist es notwendig, die gelegentlich vergleichende Betrachtung unseres Landes (auch im Bild) über den Raum des ganzen deutschen Tirol hinweg auszudehnen auf benachbarte italienisch besiedelte Teile der Südalpen: auf Welschtirol. Es ist dies erforderlich zur Klärung der Frage, in welchen größeren Raum hinein dieses deutsche Grenzland gehört. Die vergleichende Betrachtung wird dann klarstellen, daß das deutsche Land an der Etsch, das von allen Südtiroler Landschaften ja die stärkste Annäherung an fremde naturgeographische Verhältnisse zeigt, niemals die Ansprüche italienischer Wissenschaftler und Politiker rechtfertigt, die in diesem Lande italienischen, mittelmeerischen Kulturboden sehen wollen. Gerade dieser Vergleich, der gelegentlich auch mit Statistiken und Bildern unterstützt werden soll, wird zeigen, wie sehr, wenigstens in unsern Kulturländern, der Mensch die Landschaft formt. In derselben Naturlandschaft sind deutscher und unmittelbar benachbarter italienischer, romanischer Volksboden traffe landschaftliche Gegensätze. Hier noch fühlt man sich zu Hause, in Deutschland, wie nur irgendwo im Schwarzwald oder Böhmerwald, eine Stunde später überfällt uns die Erkenntnis: Hier ist Welschland.

Wenn auch das Klima von Meran an mehr und mehr ein südliches wird und sich dem der Poebene nähert, nirgends kann es sich so sprunghaft ändern, daß es Ursache sein könnte für den verblüffenden Wechsel der Landschaft mit der Sprachgrenze. Der von Bayern her seit dem 6. und 7. Jahrhundert das Land besiedelnde Deutsche hat in diesem Grenzraum zwischen Nord und Süd alle die Züge zu erhalten gewußt, die seinem nordischen Wesen entsprachen und hat hier so eine Landschaft geformt, die durchaus mitteleuropäisch ist. Der Italiener, seine kulturelle Herkunft von den Ufern des Mittelmeeres nie verleugnend, hat alle jene Tatsachen eines Grenzgürtels, welche seiner Herkunft entgegenkamen, begierig aufgegriffen. Mit den mitteleuropäischen Eigenarten, die hier teilweise bis an den Südrand der Alpen reichen, mußte er meist nichts anzufangen. Daher die Zerstörung des Waldes schon in Welschtirol, daher die bedeutend niedrigere Lage seiner Siedlungsgrenze gegenüber der in Südtirol, die besagt, daß der Deutsche seine Viehzucht und seinen Getreidebau durchaus noch in Höhen und klimatischen Verhältnissen betreiben kann, in denen der Italiener keine Möglichkeit zum Leben mehr findet. Gerade aus solchem Vergleich heraus spricht dann die Landschaft eine deutliche Sprache: Im deutschen Land an der Etsch, und erst recht in ganz Südtirol ist alles, aber auch alles anders als in Italien: Der Erhaltungszustand des Waldes, die Formen der Landwirtschaft, Siedlung und Hausbau, die kulturellen, seelischen und sozialen Verhältnisse weisen das Land Tirol bis hinunter nach Bozen, Meran und Salurn nach dem Norden. Mit welchem Land besitzt Südtirol keine kulturgeographische Gemeinsamkeit. Der Gegensatz der Landschaftsbilder erweist, wie sehr deutsch Südtirol ist.

Das Land Tirol wurde nun nach dem Friedensvertrag von St. Germain nach einem unhaltbaren Wasserscheidenprinzip zerrissen. Alles tiroler Land südlich der Wasserscheide Etsch-Inn mußte an Italien abgetreten werden. Der Begriff Südtirol, früher auf ein Gebiet mit gewissen stärkeren südlichen Kultur- und Natureinflüssen beschränkt, etwa auf das Land südlich von Brizen und Meran, bekam nun eine neue Eingrenzung durch den Sprachgebrauch. Heute ist Südtirol das an Italien abgetretene deutsche Tirol, von dem man das italienisch besiedelte Tirol, also das ehemalige Fürstbistum Trient und die welschen Konfinen als Welschtirol unterscheidet. Namhafte Tiroler wollen neuerdings, rücksichtslos das Nationalitätenprinzip verfolgend, den Namen Welschtirol ausmerzen. Ohne Rücksicht auf das lange mit dem übrigen Tirol gemeinsame historische Schicksal dieser Länder, ohne Rücksicht auf das aus diesem Schicksal erwachsene Landesgefühl, das auch heute noch in Welschtirol bei aller sonstigen kulturellen Verschiedenheit zu finden ist, wollen sie den von der italienischen Wissenschaft im vorigen Jahrhundert geprägten Kunstnamen „Trentino“ dafür einführen.²

Deutschsüdtirol oder also Südtirol schlechthin, ist, mit geringfügigen Ausnahmen, das gesamte Einzugsgebiet der Etsch von Salurn an aufwärts, einem Orte des Etschtals, etwa 30 km südlich von Bozen gelegen. Im Bozener Kessel teilt sich dieses Flußgebiet der Etsch in zwei große gleichwertige Teile, das Flußgebiet des Eisack und das der oberen Etsch. Im Eisackgebiet, in einigen Dolomitentälern befindet sich der Siedlungsboden

der Ladinier, eines sprachlich rätomanischen, kulturell vollkommen deutsch geformten Restvolkes früherer Bewohnerschaft des Landes. Im einzelnen gibt es verschiedene Abweichungen von dieser Abgrenzung; so greift in den ladinischen Tälern Fassa, Buchenstein und Peutelsstein (Ampezzo) Südtirol hinüber ins Avisio- und Piavegebiet. Die deutsche Gemeinde Altrei liegt auf einer hohen Terrasse des Fleimstales und hat ebenso wie die vier Gemeinden der Deutschgegend im oberen Nonsberg nur über Jöcher Verbindung mit dem deutschen Etschtal. Andererseits liegt die Gemeinde Eichholz (Rovere della Luna), die erst im neunzehnten Jahrhundert italienisiert wurde, im Raum des deutschen Tirol. Im obersten Etschgebiet greift schweizerisches Staatsgebiet mit rätomanischem Siedlungsboden ins Flußgebiet der Etsch ein: Im obersten Kammbachtal, dem Münsfertale. Für dieses Gebiet zwischen der neuen politischen Grenze und der deutschen Sprach- und Kulturgebietsgrenze gegen das italienisch besiedelte Welschtirol hat sich nach dem Kriege der Name Südtirol eingebürgert. Geographisch befriedigend ist diese Eingrenzung nicht. Durchschneidet doch die politische Grenze sowohl natürliche wie uralte kulturgeographische Zusammenhänge. Pustertal und Wipptal, zwei große Talgäue zu beiden Seiten von Zoblacher Feld und Brenner, werden durch diese Eingrenzung in der Mitte entzwei geschnitten.

Das Tal der oberen Etsch mit seinen Seitentälern, den begleitenden Terrassen und Hochflächen, „das deutsche Land an der Etsch“, nimmt den westlichen und mittleren Teil des eben umgrenzten Südtirol ein. Der östliche, ungefähr gleich große Teil umfaßt das Eisacktal, sowie das Wipp- und Pustertal mit Nebentälern bis zur Wasserscheide.

„Land an der Etsch“, so heißt es nicht nur in jener eingangs genannten Formulierung des Mittelalters, in den späteren politischen Einteilungen kehrt dieser Name immer wieder als Viertel an der Etsch, Kreis an der Etsch, zuletzt fast genau in der gleichen Eingrenzung, die auch hier vorgenommen wird. So umfaßt in der letzten, bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gültigen Kreiseinteilung der Kreis an der Etsch das Gebiet unseres deutschen Landes an der Etsch mit allerdings zwei bemerkenswerten Ausnahmen: der oberste Binschgau gehörte über die Finstermünz hinweg zum Kreis Oberinntal, und Teile des unteren Eisacktales gehörten zum Kreis an der Etsch. Es dürfte wohl keine Gewalttätigkeit darin liegen, wenn hier dem Landschaftsbegriff Binschgau der Vorrang gegeben wird vor gewiß sehr starken und nicht oft genug zu betonenden Beziehungen des Obervinschgaues zum nordtirolischen Oberinntal. Und es entspricht sowohl geographischem Denken, das die trennende Kraft von Klausen erkannt hat, als althistorischen Grenzziehungen, wenn die Eingrenzung gegen das Eisacktal in die Eisackschlucht von Bozen gegen Waidbruck gelegt wird.

Innerhalb dieser Grenzen bildet „das deutsche Land an der Etsch“ eine gute geographische Einheit, die auch von der Talstufe an der Töll, die das Etschland vom Binschgau scheidet, nicht geschieden wird. Während, wie Klimatologen übereinstimmend feststellen, das Klima von Bozen her in Richtung Brizen das Eisacktal aufwärts eine sprunghafte Änderung erfährt, die durch die Enge des Runtersweges bedingt ist, verlieren sich die Ausläufer südlicheren Klimas in der Umgebung Bozens ohne jede Casur das weite, stets offene Etschtal aufwärts bis weit in den Binschgau. Ganz unmerklich geht das Klima des Etschtals talaufwärts in solches von inneralpinem Charakter über. Gerade an der Töllstufe bei Meran, wo am ehesten eine Eingrenzung vorgenommen werden könnte, überklammert das kulturgeographisch so bedeutsame Burggrafentum diese beiden Teile des Landes an der Etsch. Von Gargazon (in der Mitte zwischen Bozen und Meran) bis zur Mündung des Schnalser Baches reicht diese alte, im Volksgefühl so stark wirksame Landschaft.

Durch das Verbot des Namens Tirol durch die Italiener ist in die einst sehr einfache Namengebung des Landes viel Verwirrung hineingetragen worden. So findet man heute in der Literatur, die in Südtiroler Verlagen erscheint, aber auch in deutschen Reiseführern und dergleichen, Ortsnamen für den Begriff Südtirol, die alle recht unbefriedigend sind, da das Land eben nur den einen Namen verträgt. Noch verhältnismäßig selten übersetzt man das amtliche, kunstgeographische Alto Adige mit Oberetsch und erzeugt sehr leicht Verwechslungen mit dem Landschaftsnamen Oberetsch, den eine kleine Terrassenlandschaft bei Bozen trägt. Ebenso unbefriedigend ist der Ortsname Dolomitenland, da die Dolomiten weder der Ausdehnung noch der Bedeutung nach sich mit dem Begriff Südtirol decken. Verfehlt ist auch der Ortsname durch Etschland, da Etschland ein alter Landschaftsname für

das Talstück von Meran bis Salurn ist. Die glücklichste Formulierung fand noch der Verlag Vogelweider in Bozen mit der Formulierung „An Eisack und Etsch“ für ein kürzlich erschienenen Bildwerk, das Südtirol behandelt. So sehr wir um den bedauernden Zwang wissen, unter dem die Südtiroler Schriftsteller nach Ortsnamen suchen müssen, so wenig hat die deutsche Wissenschaft Anlaß, an den altüberkommenen Namen, Land an der Etsch, Etschland, Dolomiten rütteln und deuteln zu lassen und durch Veränderung ihres überkommenen geographischen Gehaltes Verwirrung in die Namensgebung zu tragen.

Übersicht

Wer längs der alten „oberen Straße“ von Süddeutschland nach Italien wandert, von Augsburg durch die Ehrenberger Klause, über den Fernpaß ins Oberinntal, der betritt unser Land an der Etsch eigentlich schon im Flußgebiet des Inn. Er muß einen steilen Anstieg in vielen Kehren und Straßentunnels überwinden, die hinter Pfunds hart an der Schweizer Grenze entlang durch die Finstermünz zum Dorfe Nauders führen, welches das höchstgelegene Amtsgericht, das „Allerhöchste Gericht“ Österreichs in sich birgt. In Nauders beginnt der Vinschgau: (Über die Schreibweise Vinsigau, Vinschgau oder Vinschgau siehe Schlern, Bd. 2, Bozen 1920). Die Leute von Nauders sind die Krautvinschger. Die Talwasserscheide, die südlich von diesem Dorfe die Einzugsgebiete von Inn und Etsch trennt, ist so flach und unmerkbar, daß sie im Volksbewußtsein keine Grenze darstellen konnte. Waren doch die Verkehrsbeziehungen zu benachbarten Dörfern des Obervinschgaus unvergleichlich viel leichter zu unterhalten als zum nächsten Dorf des Oberinntales, Pfunds, das 400 m tiefer liegt und nur durch den mühseligen Abstieg durch die Finstermünz zu erreichen ist.

Von Nauders an, über die Wasserscheide hinweg in die weite Talung der obersten Etsch bis zur Talstufe ober Meran an der Föll erstreckt sich der Vinschgau. Dann tritt nach Überwindung der 200 m hohen Talstufe die Etsch in die breite, schwemmlandbeherrschte Flußebene, die sich in nur 200—300 m Meereshöhe in geräumiger Talung bis zur Enge von Salurn hinzieht. Es ist das „Land“, wie mit einem leichten Unterton des Reides die umwohnenden „Bergerbauern“ die fruchtbare Niederung mit ihren Schuttkegeln und tieferen Terrassen nennen. Es ist das „Etschland“ im eigentlichen und engeren Sinne. Vinschgau und Etschland sind die Hauptabschnitte des Etschtals.

Eine gute Wegstunde südwärts von Nauders erreichen wir in kaum merkbarem Anstieg durch das breite Wiesental zunächst die italienische, neue Grenze und dann erst nach abermals 1½ km den Paßsattel von 1510 m Meereshöhe und damit die Grenze zum Flußgebiet der Etsch. Aus strategischen Gründen haben hier die italienischen Militärs eine Korrektur der von Italien geforderten Wasserscheidengrenze vorgenommen und sind ein gutes Stück ins oberste Stillebachgebiet gegangen, das sich zum Inn hin entwässert.

Oben auf dem Gipfel des Passes breitet sich vor unseren Augen eine Landschaft aus, wie sie in dieser Eigenart in Tirol nicht wieder zu finden ist. In einem weiten, ebenen Tale liegen ernst und still zwei Seen; dunkle Waldungen ziehen sich herunter bis fast an die Ufer, die auf weit in die Seen hineingetragenen Schuttkegeln und auf Schwemmland fast ausschließlich grüne Wiesen tragen. Ganz in der Ferne, eingerahmt von den Spornen der Felsflanken, die leuchtend weiße Majestät von König Ortler, Tirols höchstem Berg! Es könnte die weite, lichte Höhenlandschaft des Reschenpasses an manche Paßlandschaft der Schweiz, an die Maloja im oberen Engadin z. B., erinnern, die auch wie unser Reschen-Scheidegg übertretendem Gletschereis wesentliche Gestaltung verdanken. Doch sind grundlegende Unterschiede nicht zu übersehen. Namentlich die Seen verdanken hier nicht ihr Dasein der Aushöhlung glazialer Bannen, sie sind vielmehr von gewaltigen Schuttkegeln aufgestaut und selbst wieder untereinander von solchen getrennt. Gleich hier oben beginnt eine Vinschgauer Eigenart, der Reichtum an Schuttkegeln und Schwemmlagen sich maßgebend geltend zu machen.

Aus dem obersten der Seen, dem Reschensee, läßt man gemeinhin die Etsch ihren Ursprung nehmen. Sie wird gespeist von dem einst dem Inn tributären, später aber durch

eiszeitliche Moränen abgelenkten Rojenbach, der auch durch sein nordwärts gerichtetes Tal seine ehemalige Zugehörigkeit zum Stillebachtal zu erkennen gibt. Im Osten öffnet sich das Langtaufere Tal mit einer Stufe. Ein wilder Gletscherbach, der Karlinbach, der von Fernern aus dem Herzen der Ostaler Alpen gespeist wird, drängt mit seiner reichen Schuttmasse den See und die junge Etsch ganz an das rechte Gehänge. Der Karlinbach und seine Geröllablagerungen haben die früher zusammenhängenden Wasserflächen von Reschen und Mittersee getrennt. In künstlichem Bett wird er heute in den Mittersee geleitet.

Von diesem wieder durch Schuttkegel zweier Wildbäche getrennt, liegt 1500 m talabwärts der einige 20 m niedriger gelegene Haidersee. War bis hierin seit der Paßhöhe die Talsohle kaum 60 m gefallen, so senkt sich jetzt mit einem Male das Etschtal über die gewaltige Stufe der Malser Heide hinunter in den Talkeßel von Glurns. Über 500 m beträgt der Höhenunterschied der Stufe, die völlig von den Schuttkegeln von Plawenn- und Punibach erfüllt ist.

Im Talkeßel von Glurns empfängt die Etsch aus dem tirolischen Taufers, dem schweizerischen Münstertal, den Kammbach. Das Tal Taufers mündet gleichmäßig ohne Stufe, so daß man berechtigt wäre, den Kammbach gegenüber der Etsch, welche die Malser Heide herunter kommt, als den Hauptfluß und das Taufertal als das eigentliche Haupttal anzusprechen. Gegenüber mündet von NW her, aus den Ostalern kommend, das Matscher Tal mit dem wilden Salurbach. Gleichzeitig biegt hier das Etschtal aus seiner bisherigen Nord-Süd-Richtung in die West-Ost-Richtung, die es durch den ganzen weiteren Vinschgau beibehält.

Mit seinen rund 900 m Meereshöhe ist der Kessel von Glurns völlig im Bereich des Ackerbaues, der mit ausgedehnten, hier besonders eifrig bearbeiteten Getreide-, vor allem Roggenäckern das Gesicht der Kulturlandschaft bestimmt. In großen Flächen überziehen sie die zahlreichen Schuttkegel und trockenere Zeile des Talbodens. Goldgelb leuchten sie im August von den Terrassen und Hangleisten des Tales. Mit der nunmehrigen Talrichtung stellt sich die Ausbildung einer ausgesprochenen Sonnenseite, des „Sonnenberges“ und einer Schattenseite, des „Nördersberges“ ein. Der Sonnenberg ist fast waldblos, nur auf den Hängen über den höchstbesiedelten Terrassen sind zusammenhängende Bannwälder in schütterer Beständen erhalten. Die nicht in Kultur genommenen Steilhänge sind von dürrer Heidevegetation überzogen. Heidebraun und grauschwarz bis braun in der Farbe des Gesteins steht der waldblose, von zahlreichen Tobeln zerrissene Nordhang im Gegenpaß zum dunklen, weichgeformten Nördersberg, der fast von der Talsohle an mit schönen Nadelwäldern aus Lärchen und Fichten bestanden ist.

Die Etsch, die bisher die 500 m hohe Talstufe heruntergeschäumt ist und dabei noch von rechts den kleinen Schlinigbach aufgenommen hatte, fließt nun für längere Zeit eben, in breiter Talsohle aus Schwemmland dahin, auf beiden Ufern für lange Strecken von Erlenaugen begleitet. Der flache Schuttkegel des Suldenbaches, der aus dem Ortler kommt, drängt sie ganz aufs linke Gehänge. Breit und öde liegt das helle Kalkgeröll der Ortler-, Zebren- und Königspitzen im sonst grünen Tal. Anders als die Vermurungen des gegenüber mündenden Salurbaches aus dem Matschertal, das ganz in den Vinschgauer Schieferen liegt, welche nach furchtbaren Überschwemmungskatastrophen doch immer wieder sich schnell begrünen, vermag der Kalkschutt aus dem Ortler kaum eine vegetationstragende Verwitterungstrume zu bilden. Nur gegen die Ränder ist der Aufschüttungsraum mit kümmerlichem Strauchwerk bestanden.

Der Hauptort des Obervinschgaues ist Mals, am Anstieg der Malser Heide. Dieser Marktflecken hat das alte Städtchen Glurns am Eingang ins Taufertal und an einem alten, früher bedeutenderen Wege ins Engadin längst überflügelt. Die Dörfer sind große, geschlossen gebaute Ortschaften, auf den Schuttkegeln der Seitenbäche gelegen. Sie haben steinerne Häuser und gleichen im Charakter den Siedlungen des Oberinntales und des Engadins. „Seltsam und wunderbar“ klingen die Namen im obersten Etschtal: Agums, Eschengls, Schluderns, Schleis, Tartsch, Ehrs und Laas, Namen wie Siedlungsweise bis heute erhaltenes Erbe rätomanischer Vergangenheit. Doch auf den Hängen des Sonnenberges bis hoch hinauf und vom Fuß des Nördersberges leuchten die Einzelhöfe, nicht so zahlreich wie sonst in Tirol, aber doch ein Zeichen bajuwariischer Kulturarbeit.

Zwei Stunden Weges von Glurns talabwärts staut ein neuer Schuttkegel, der aus dem nordseitigen Gehänge hervorbricht und die ganze rund zwei Kilometer breite Talung erfüllt, die Etsch auf und bildet den Abschluß des Obervinschgau gegen den abermals 200 m tiefer gelegenen mittleren. Hinter Laas wölbt sich der Kegel der Gatria, während die Etsch, eingeklemmt zwischen Kegel und Gehänge, über 150 m hinuntereilt, führt die Straße nach kurzem Anstiege über die lachenden Fluren von Laas und Kortsch in den Mittelvinschgau. Es grüßen vom Fuß des Sonnenberges die ersten Haine von Edelkastanien, die ersten Weinberge, während ernst und weiß vom Südhang die Laaser Ferner ins Tal schauen. Von der Höhe des Kegels überblicken wir das kurze Talstück des Mittelvinschgaues. Der flache Schuttächer des Plimabaches aus dem Martelltal und der Schuttkegel von Latsch, der mächtig und breit im Hintergrund des Bildes liegt, drängen die Etsch vom rechten wieder ans linke Gehänge. Unverändert ist der Gegensatz von heidebraunem, siedlungsreichem Sonnenberg und walddunklem Nördersberg. Die Äcker der Etschebene sind von schönen Obst-, meist Aprikosenkulturen, besanden. Vertraut tirolisch sichtet der spitze Kirchturm von Schlanders, dem Hauptort des ganzen Vinschgaues, zum Himmel, versteckt sich das Hausendorf Kortsch in seinen „Egärten“, den Kastanienhainen.

Sind die seltsamen vordutschen Namen auch geblieben, so streng geschlossen und eng wie im Obervinschgau ist die Siedlungsart nicht mehr. Abgesehen von den Marktflecken Schlanders und Latsch sind die übrigen, die Bezzan, Morter, Eis und Goldrain Hausendörfer mit dem Grün schöner Obstanger und dem Leuchten bunter Bauergärten zwischen den Häusern.

Hinter dem Schuttkegel von Latsch liegt der Eingang in den Untervinschgau, bewacht von der ehemals landesfürstlichen Burg Kastellbell. Reicher und üppiger wird die Landesnatur des Talbodens. Weite Kulturen von Edelobst aller Art überziehen die Schuttkegel und die niederen Hänge, sowie weite Teile der flachen Talebene. Der Mais, der uns zwar bei Glurns schon zum ersten Mal begegnete, nimmt einen größeren Teil der Ackerfläche ein, ohne doch den Roggen und Weizen zu verdrängen. Der Wein und die „Kesten“ gehören nunmehr völlig zum Landschaftsbild des Etschtals, sind nicht mehr nur Vorboten eines südlicheren Landes. Geblieben ist noch immer die Eigenart des Vinschgaues, seine bald großen, bald kleinen, dörfersgeschmückten Schuttkegel, die immer wieder die Etsch aufftauen und die aufwärtsgelegene tischflache Etschebene versumpfen. Trotz aller Meliorationen konnte der Mensch den „Mösern“ bis heute nicht völlig beikommen. Geblieben ist mit den Schuttkegeln das Auf- und Ab der stets auf der besonnten Talseite führenden Landstraße, das bei dem einst so regen Straßenverkehr auf der oberen Straße zu dem Berde führte, der Landesfürst habe absichtlich die Straße so bauen lassen, damit seine Landesfinder an dem Vorspann, der hierdurch häufiger notwendig wurde, mehr zu verdienen hätten. Geblieben ist auch der alte Gegensatz von Sonnenberg und Nördersberg, wenn auch auf der Sonnenseite bald die Heide aufhört und mehr dem Buschwald Platz macht, der später im Etschtal die steilen Porphyrhänge überspinnt.

Stattliche Dörfer, reicher als im Obervinschgau, besiedeln bald in lockerer, bald in enger, geschlossener Bauweise die Schuttkegel. Naturns ist der Hauptort des Untervinschgaues, kurz unterhalb der Mündung des Schnalstales ins Etschtal gelegen, das von hier aus ins Herz der Ötztaler Alpen führt, unmittelbar aus den Wein- und Obstgebirgen des Vinschgaues in wenigen Stunden Weges zu den Fernern des Similaun und der Weißkugel. Die seltsame Gegensätzlichkeit zwischen der milden, weichen Landschaft des Untervinschgaues (nur rund 550 m hoch gelegen), seinen Reben und Kastanien und der herben Landesnatur des Schnalstales, seinen engen, wildbachzerissenen Talstrecken und schließlich der erhabenen, großartigen Eismwelt des Ötztaler Kammes ist immer wieder von Reiseschriftstellern beschrieben worden. Stets erfreut sich der Alpenwanderer an der wissenschaftlich nicht immer korrekten Vorstellung, binnen weniger Stunden die Zonen der Erde, vom Polargebiet der Ferner, über die „Lundren“ der Almen und die Wälder der gemäßigten Zone durchwandern zu können bis in die laue und heitere, bald subtropische Vegetation vortäuschende Landschaft des Burggrafenamtes.

Wir sind in unmittelbarer Nähe Merans. Keine zwei Stunden Weges mehr von Naturns, und wir erklettern zum letzten Male einen der ganz großen Schuttkegel des Vinschgaues

und schauen von seiner Höhe hinunter in den Meraner Kessel. Die Hänge des Tales treten näher zusammen. Wir sind auf der Föll, einer alten Zollstation und einer alten Grenze zu Römerzeiten.

Über eine Stufe von abermals 200 m stürzt die Etsch hinunter ins „Land“. Gleichzeitig nimmt das Tal eine andere Richtung an. Es verläßt die bisherige O—W-Richtung und biegt nunmehr nach Süden, zunächst noch bis Bozen eine mehr südsüdöstliche Richtung einhaltend.

Im obersten Winkel des Etschtals, inmitten einer überaus fruchtbaren Landschaft von Reben, Obstwiesen, umgeben von einem Kranz von Burgen, Edelsitzen, stolzen, prächtigen Bauernhöfen, an der Mündung des Passiertales und damit einer ehemaligen Abzweigung der Brennerstraße, die von Sterzing über den Jaufen führte, liegt die frühere Landeshauptstadt Meran, eine alte Stadt mit schöner Laubengasse und hübschen Bürgerhäusern. Schon frühzeitig ihrer Verkehrsbedeutung und politischen Stellung beraubt, vegetierte sie lange als unbedeutendes Landstädtchen dahin, bis neue Verkehrsbedingungen ihr im vorigen Jahrhundert neue Handelsmöglichkeiten schufen, den Strom der Befundung und Erholung suchenden Großstädter zuleiteten und das alte Städtchen seinem Dornröschenschlafs entrissen. Es wurde dabei zu einer der ersten Kurstädte Europas.

Meran ist der Hauptort des Burggrafenamtes, das sich von Naturns bis Bargaon erstreckt, gleichzeitig noch Passiertal, Ulten und einen Teil des benachbarten Porphyrhochlandes, des Schöggelberges umfaßt.

Kurz unterhalb Merans beginnt mit anderen Gesteinen, anderem Gebirgsbau eine neue Landschaft. Hier überquert die geologisch so überaus bedeutame Judikarienlinie das Etschtal. Befanden wir uns bisher in der „Vinschgauer Schieferregion“, einem Gebiet lebhaft gefalteter Schiefergneise, Blimmerschiefer und Phyllite, von Gesteinen, die in der Ortlergruppe wieder von wenigen Kalken überlagert sind, so treten wir jenseits der Judikarienlinie in ein Gebiet wesentlich flach gelagerter Gesteine, permischer und triassischer Sedimente, in ein Gebiet, das dazu im deutschen deutschsprachigen Etschtal in allem beherrscht wird von der ungeheuren Decke der Quarzporphyre, die den größten Porphyrguß Europas darstellen. War der Vinschgau noch umstanden von großartigen, vereisten Hochgebirgen, mit Gipfelfluren von 3500 und noch mehr Metern in der nördlichen Benter und der südlichen Ortlergruppe, die sogar mit 3900 m der Ortler Spitze die höchste Erhebung der deutschen Alpen des ehem. Österreich überhaupt erreicht, stiegen selbst die Gipfel der relativ niedrigen Münsertaler Alpen, die den Vinschgau gegen das Engadin abschließen, nicht unter 2800 m herunter, kurz, befanden wir uns im Vinschgau im Gebiet der größten Höhenunterschiede, der größten Reliefenergie der gesamten Ostalpen, so ist das Land jenseits der Judikarienlinie ein Gebiet anderer Formung. Statt der steilen, gleichsam gotischen Linienführung der Ötztaler- und der Ortlergruppe herrscht nun im wesentlichen die Horizontale. Weite Hochflächen mit sanften Kuppen bestimmen das Landschaftsbild, wenn man von irgend einem der Aussichtspunkte in der Umgebung Merans nach Süden und Südosten schaut. Es ist im wesentlichen voreiszeitliche Formengebung, die da herrscht und tonangebend ist. Die Kare und Tröge des Vinschgaues konnten hier nicht zur Ausbildung kommen. Nur das Etschtal selbst ist ein schönes U-Tal mit übersteilten Wänden, Bergstürzen und Schutthalben, in dessen von Schwemmland zugedeckter Talsohle, in fast 3 km breiter Ebene das silberne Band des Flusses frei mäandriert; denn mit dem anderen, härteren Porphyrgestein, mit den geringeren Höhenunterschieden fehlt die großartige Ausbildung der Schuttkegel des Vinschgaues, die den Fluß bald an die eine, bald an die andere Talflanke drängen. Terrassen, im Vinschgau kaum mehr als in Form von Hangleisten ausgebildet, begleiten im Etschtal und auf den umgebenden Hochflächen in breiter, selbständiger Ausbildung als sogenannte Mittelgebirge das Tal. Die ausgehnten, ungemein sanften Hochflächen werden erst in weiter Runde von Hochgebirgsgruppen umstanden. Von den unvergletscherten Karlingen der Sarntaler Kette gleitet der Blick hinüber zu der bizarren Formung der Dolomiten, zu der massigen Ruhe des Schlern, zu den wild zerschlossenen Mauern von Rosengarten und Latemar, die mit den Restbergen des Zanggen, des Schwarz- und Weißhorns die N- und O-Grenze unseres Landes an der Etsch bilden. Gegen Süden und Westen ist die Fergwand des Etschtals, der Mendelzug die Grenze dieses Landes. Jenseits der Mendel liegen die weiten Hochflächen im Flußgebiet

des Roce, die erst gegen die Brenta und die östlichen Ausläufer der Ortlergruppe ihr Ende finden: der Nonsberg, heute italienisches, ehemals ladinisches Sprachgebiet. Nur die vier obersten Gemeinden des Nonsberges, die Deutschgegend, haben deutsche Bewohnerschaft, die über zwei Töcher hinweg wirtschaftliche, sowie rege kulturelle Beziehungen zum Etschland unterhält.

Kurz unterhalb Merans mündet ins Etschland noch westlich der Judikarielinie das geradlinige Ultental, das in den östlichen, niederen Teil der Ortlergruppe führt. An seiner Mündung liegt Lana, ein wichtiger Platz des Obsthandels. Denn nun steht das Etschland bis zu seinem Ende unter dem Zeichen fast industriell betriebener Obst- und Weinkultur. Wälder von Obstbäumen erfüllen die breite Etschebene, die auf weite Strecken einst versumpft war und es zu einem kleineren Teil immer noch ist. Der deutsche Bauer und die österreichische Regierung haben hier ausgedehnten Sümpfen die gepflegten Obstkulturen abgerungen. Die verhältnismäßig kleinen Schuttkegel, — am bekanntesten ist der von Zerlan — dienen dem Weinbau, ebenso die dazu geeigneten „Leiten“ (Hänge). Gleich bei Lana schiebt sich zwischen die Höhe der Mendelwand und den Talboden eine hübsche, oft kastanienbewaldete Terrassenlandschaft, das Eisener Mittelgebirge, das mit seinen rund 600 m Meereshöhe neben dem Weinbau den Getreideäckern und den obstfreien Wiesen Raum gibt.

Bei der Vereinigung der Talungen von Eisack und Etsch, dort wo das Etschtal nun endgültig südliche Richtung annimmt, liegt im Winkel eines weiten Talsessels auf den Schuttfächern von Eisack und Talsfer, die dem nordwärts gelegenen Sarntal entströmt: Bozen, die alte Messfestadt. War sie zu ihrer Blütezeit wie Leipzig eine der ersten Messstädte Deutschlands, eingestellt auf den einst so überaus bedeutungsvollen deutsch-italienischen Warenverkehr, so hat sie heute allerdings ihre überragende Stellung verloren, ist aber doch die erste Handelsstadt Tirols geblieben. Der Wein- und Obsthandel ist hier konzentriert, wie Meran hat sich auch Bozen zu einem der ersten Marktplätze Europas entwickelt. Es ist außerdem noch Knotenpunkt des beträchtlichen Touristenverkehrs der Bergsteiger (Dolomiten, Brenta, Ortler) geworden. Geblieben von dem einstigen Handelsverkehr dieser so günstig an der Vereinigung der Brennerstraße mit der oberen Straße gelagerten Stadt sind die alten trauten Bürgerhäuser, schönen Laubengassen, anheimelnden alten Gasthöfe, die wohl sicher nicht wenig zur Beliebtheit Bozens bei den Fremden beigetragen haben.

Auch das Etschtal von Bozen an abwärts hatte immer viel unter Versumpfungen zu leiden. Sie standen lange Zeit einer gedeihlichen Entwicklung der Ortschaften des Tales entgegen. Auch heute noch spielen die Mäyser und Auwälder keine untergeordnete Rolle. Felder von Mais, Obstwiesen und Weingärten, je nach der Feuchtigkeit des Bodens, bestimmen das Gesicht der Landeskultur. Die Ortschaften, oft locker gebaut, tragen alle Zeichen eines schnellen Aufblühens, welches die im vorigen Jahrhundert intensiv betriebenen Entsumpfungen mit sich brachten.

Anders die reizvolle Terrasse von Fels und Schotter auf der rechten Talseite unterhalb Bozens, der Rheingau der Alpen, das „Aberetsch“ (400—500 m rund): So weit sie auch nur in Kultur genommen ist, stellt sie einen einzigen Weingarten dar, geschmückt mit Edelreben, so zahlreich, daß man Ortschaften findet, die ganz aus Bauten adeliger Herkunft

Zu den Bildern:

1. Königspitze, der „König“ in der Ausdrucksweise der Bergführer, mit 3857 m in unmittelbarer Nachbarschaft des Ortlers, im Ortlerkamm das südlichste Glied der Kalkscholle. Sie hat das an Schönheit der Bergform, was dem Ortler bei aller Größe und Mächtigkeit abgeht.

2. Die Zufallspitzen (3770 m) vom Eiseepaß (3130 m) aus: Aber verästelte, geräumige Verflachungen eines mitteltertiären Altreliefs erheben sich nur wenig die drei annähernd gleich hohen Gipfel, die von den welschen Bewohnern des Südballes der Ortlergruppe Cevadale genannt werden.

3. Der Ortler ist mit 3902 m der höchste Berg Tirols und des geschlossenen Gebietes der deutschen Nation, „Deutschlands höchster Berg“. Gebanter Triaskalk mit überaus steilen Wänden. 1805 zum erstenmal bestiegen.

Die Ortlergruppe



1. Die Königspitze



2. Die Zufallspitzen



3. Der Ortler, gesehen von der Königspitze



4. Bild vom Maderichoch gegen die h. Rotspitze



5. Bild vom Schlern gegen Karerpaß und Rosengarten



zu bestehen scheinen. In dieser Terrassen- und Schuttkegellandschaft, die sich von Sigmundskron bei Bozen bis Kurtatsch hinzieht, wachsen die bekanntesten der Tiroler Weine: Der Eppaner, der Nissianer, der Kreuzbichler, der Traminer und wie sie alle heißen mögen. In einem Winkel der Terrasse liegt, aufgestaut von den Schwemmlandmassen der Etsch der grüne, flache Kalterer See inmitten der ertragreichsten Weinberge.

Dieses Etschland ist nun auf der linken Seite begleitet von einer bedeutend höheren „Mittelgebirgs-“ und Hochlandschaft, die sich von Meran an in Höhen über 1100 m bis zur Sprachgrenze und darüber hinaus erstreckt, dem Bozener Porphyrland. Es begleitet die Talstrecke Meran und Bozen der Schöggelberg. Über dem Bozener Talkessel und zum großen Teil über dem rechten Eisackufer liegt der Ritten, der aber bei seiner ausschließlich verkehrsgeographischen und sonstigen Orientierung nach Bozen hin unbedingt zum Etschland zu zählen ist. Das Gleiche gilt für Tierfer- und Eggental, die von Rosengarten und Latemar zum untersten Eisacktal führen. Der Reggelberg und die Hochlandschaft um Truden begleiten das linke unterste Stück des Etschlandes bis zur Sprachgrenze. Der Wald in schönen Beständen von Lärchen, Fichten und Birken gibt diesem Porphyrlande das Gepräge. In ihm verstreut liegen die Einzelhöfe. Geschlossene Ortschaften sind selten.

Das Etschland von Bozen an südwärts heißt das Bozener Unterland. Bei Salurn verläßt die Etsch das deutsche Sprachgebiet. Zwei Talsporne treten näher zusammen und verengen die Talung, rechts der südlichste Ausläufer des Mendelzuges, links schickt die Kalkhochflächenlandschaft von Truden, einem Bergkloß, den Geiersberg weit ins „Land“. Kurz südwärts dieser Talsporne münden Noce und Avisio und stauen mit ihren Schuttfächern die Etsch auf, so daß große Sümpfe entstehen müssen. Ein langes siedlungsleeres Talstück ist die Folge: Die Sprachgrenze, die Enge von Salurn.

Die Bedeutung dieser Stelle zu kennzeichnen, möge Italienern überlassen sein, den Abgeordneten von Trient und Rovereto zur Nationalversammlung (1848) in Frankfurt a. Main: „Von der Salurner Klause aufwärts gehen zur Rechten und Linken hohe Bergketten, die nur von wenigen steilen Pfaden durchschnitten sind und die mit ihrem Höhenzuge gegen Westen die Grenze des langobardischen Gebietes am Ronsberg, gegen Osten

Zu den Bildern:

4. Verflachungen des Altreliefs in Firnsfeldern von 2900 bis 3100 m in der Umgebung der hinteren Rotspitze im Innermartelltal. Wie auch beim Zufallstod zahme Formen einer vom Quarzphyllit beherrschten Landschaft.

5. Blick durch die Bärenfalle, von der Holzgrenze (Wetterlärche, Arven und kalkholde Latzchen) gegen Rosengarten und Karerpaß. Über eine Fußfläche des Altreliefs (Hochland) erhebt sich auf einem Sattel einer Schichtenfolge mergeliger, toniger und kalkiger unterer Trias, die eine deutliche, bandartige Schichtstufe von Mendeldolomit erkennen läßt, die steile Schlerndolomitwand, die über einem Quellhorizont von Buchensteiner Schichten zurückweicht und dadurch zum Teil in Zinnen und Türme aufgelöst ist.

6. Der Wald von Fichten und Lärchen auf der Porphyrhochlandfläche steigt die den Rosengartenfuß (von Grödener Sandstein bis zu den Wersener Schichten) umkleidenden Schutthalben hinauf bis zur Waldgrenze.

7. Blick über das Reggelberger Hochlandrelief, in Höhen zwischen 1600 bis knapp 2000 m meist im Porphyrr und Grödener Sandstein gelegen, sich kurz vor dem Schlern am Felsed jedoch in gleicher Weise auch in untere Triasgesteine fortsetzend. Das Relief ist zertalt und stark in Riedel aufgelöst. Er trägt die ausgedehntesten Wabungen Tirols. Aber 70 % des Areals sind hier mit Nadelwald bestanden. Die Waldgrenze ist von schönen Zirben gebildet und stark von der Almwirtschaft zurückgedrängt (Höhenlage des Standpunktes 1980 m). Rechts der Rosengarten, in der Mitte des Hintergrundes der Schlern mit seiner charakteristischen, von Raibler Tonen gebildeten Schichtstufenfläche; links vor ihm die kleine Kuppe ist Felsed in der unteren Trias. Deutlich erkennbar ist die Tierfer Flexur. Verschiedene Meereshöhenlage des Schlerndolomits: am Schlern unter dem Raibler Horizont, am Rosengarten über der von den Buchensteiner Schichten gebildeten Terrasse; bei ihm sind die Raibler Schichten durch Abtragung entfernt. Links über der Eisacktalung die Schneegipfel der Tauern.

jene des venezianischen im Fassatale darstellen. Die Natur hat daraus eine Scheidewand zwischen den beiden Nationen geschaffen: Die Völker haben sie anerkannt, und eine nationale Politik wird sie auch in Zukunft anerkennen!"

Geographisch geologische Einordnung

Geologisch und orographisch ist das landschaftliche Gesicht Südtirols zu einem großen Teil bestimmt durch das auffallende Zurückweichen der Zentralzone der Ostalpen nach Norden. Ihr südlicher Außenrand, von der Bernina und dem Beltlin herkommend, wendet sich in der Ortlergruppe entschieden nach Norden, setzt bei Meran über das Etschtal hinüber und biegt erst im Raume zwischen Taufenspaß und Brizen wieder in westöstliche Richtung um. Jener Eindruck des Ein- und Umbiegens des südlichen Randes der Zentralzone wird noch verstärkt durch die der Ortlergruppe im Süden vorgelagerte junge Granitmasse des Adamello, die zwar tektonisch ein Eigenleben führt und jener nicht vorbehaltlos zuzurechnen ist, die sich aber in ihrem morphologischen Charakter mit ihrer gewaltigen Firnbedeckung durchaus an jene anschließt. So bildet ein meridional verlaufender Wall kristallinen Gesteines mit Gipfeln weit über dreitausend Metern und nur wenigen Durchgängen von den südlichen Ausläufern des Adamello bis zur Ortlergruppe fast die gesamte Westgrenze Süd- und Welschtirols gegen Italien. Der Scheitel dieser Zentralzone verliert vom Ortlergipfel an seinen Grenzcharakter, setzt über den Vinschgau hinüber ins Herz Tirols zur Benter- und Stubaiergroupe und biegt dabei mehr und mehr wieder in die westöstliche Richtung um, die dann von der Brennergegend an, entsprechend dem Gesamtverlauf des Gebirges, beibehalten wird.

Diesem Verhalten der kristallinen Zentralzone durchaus entsprechend, greifen die südlichen Kalkalpen, die im Gebiete des Lago Maggiore, Lugano- und Comer-Sees erst schmal entwickelt und in den Bergamasker Alpen als nicht sehr breiter Saum dem kristallinen Gebirge vorgelagert sind, buchtartig weit nach Norden vor. Die Etschbucht oder die Etschtaler Alpen mit Jubikarien, Brenta und Nonsberger Tafel begleiten an einer Bruchlinie den beschriebenen Westwall des Landes von Süden nach Norden. Das Südtiroler Hochland, mit Porphyrrplatte, Dolomiten und Klausener Schiefergebirge stößt weit nach Nordosten bis zum Pustertal vor und schließt sich dabei an den nördlichen Teil der Etschtaler Gebirge an. Im Süden und Südosten bauen sich vor die Etschtaler Alpen und das Südtiroler Hochland die Lessinischen und Venetianischen Alpen. Von rund 40 km Breite in der Gegend von Brescia schwellen die südlichen Kalkalpen im Raume zwischen Verona und Brizen zu einer Breitenausdehnung von rund 150 km an, verlieren dann allerdings weiter nach Osten hin durch die Einbuchtung Friauls wieder bedeutend an Raum.

Mit dieser Einbuchtung der Kalkalpen in die Zentralalpen dringt eine Gebirgswelt bis tief ins Herz des Gebirges, die einen völlig anderen Charakter hat als jene der kristallinen Gesteine von der Ortler- und Adamellogruppe bis zu den Tauern. Statt lebhaft gefalteter, kristalliner Gesteine in reichlich verwickeltem Bau, mit reicher Firnbedeckung und zahlreichen Spuren glazialer Formung herrschen in den südlichen Kalkalpen Kalk- und Dolomitgesteine der Trias, des Jura und der Kreide, verschiedentlich auch vulkanische Gesteine in meist flachgelagerter, einfacher und übersichtlicher Bauanordnung vor. Verfirnung ist selten; statt ihrer gibt die Verkarstung dem Lande oft eine eigene Note. Wenn glaziale Überformung auch nirgends fehlt, so drängen sich doch hier in einer großzügigen Entfaltung die Spuren vorzeitlicher Landformung in Plateaux und Terrassen im Landschaftsbilde auf. Das Waldkleid, im Bereich des kristallinen Gebirges dicht erhalten, wird in den südlichen Kalkalpen, mit Ausnahme des Bereiches der vulkanischen Gesteine, des Porphyrs vor allem, schütter, oft geradezu kümmerlich, wenn auch die Ausdehnung der Waldbedeckung bei weitem größer ist als im kristallinen Gebirge. Das Fehlen eines dichten verhüllenden Waldkleides, das die Schroffheit der Formen mildert, und das harte, wasserdurchlässige Gestein lassen die Gebirgsformen in einer harten, oft abenteuerlichen Schroffheit in Erscheinung treten, in Türmen und unheimlichen Steilwänden, die in effektvollem Segensatz stehen zur ruhigen, sanften Horizontentwicklung der

vorzeitlichen Landformung in den Plateaux und breiten Terrassen. Was den südlichen Kalkalpen gegenüber den Zentralalpen abgeht an majestätischer Ruhe und Breite, an Eis- und Gletscherpracht, an Höhe der Gipfel — nur selten erreichen sie die 3000 m, — das ersetzen sie durch die Überromantik ihrer gigantischen Kalkburgen und Bastionen. Die Besiedlung folgt anderen Gesetzen und Lebensbedingungen als in den kristallinen Gebirgsstöcken. Hier, den tief eingeschnittenen Trogtälern der Ortler-, Adamello- und Öztaler-Alpen folgend, ist sie ausschließlich linienhaft entwickelt, während im Bereich der breiten Plateaux und Hochflächen der südlichen Kalkalpen oft genug deutlich flächenhafte Ausbreitung der Siedlungen anzutreffen ist. War der Westen Süd- und Welschtirols ziemlich stark durch einen hohen Gebirgswall abgeriegelt (Adamello-Ortler), so zeichnet sich der Süden und Südosten im Raum der Kalkalpen durch eine relativ leichte Durchgängigkeit aus, die namentlich verkehrsgeographisch bei der ohnehin vorhandenen Neigung des Verkehrs nach Benedig hin von besonderer Bedeutung in der Geschichte des Landes war. Hat der einzige, nur schwer und umständlich zu erreichende Durchgang durch den Westwall, der Tonalepaß, nie mehr als strategische Bedeutung gehabt, so sind die Strada d'Allemagna vom Pustertal durch die Dolomiten zur Piave, das Suganertal von Trient nach Bassano und ebenfalls nach Benedig, die Veroneser Klausen und das Gardaseetal Verkehrshochstraßen gewesen. Sie sind es zum Teil heute noch.

Innerhalb dieses weiteren Rahmens liegt nun das deutsch besiedelte Etschtal im nordwestlichen Winkel dieser Einbuchtung der Zentralzone. Tief greift von diesem Winkel aus das Tal der Etsch mit dem Vinschgau in die Zentralzone hinein zwischen die beiden Aufwölbungen der Ortler- und der Bentergruppe. In seinem südöstlichen Teile umfaßt es vom Südtiroler Hochland den größten Teil der Porphyrrplatte und randliche Teile der Dolomiten. Nur der Nord- und Nordostkamm des Etschbucht- oder Etschtaler-Gebirges gehört noch in den Bereich unseres Gebietes.

Der geologische Aufbau

Eine Bruchlinie, — eben jene Begrenzung der Zentralzone gegen Etschbuchtgebirge und Südtiroler Hochland — die südlich der Stadt Meran das Etschtal überquert, vom Campenjoch auf der Wasserscheide zum Noce herkommend, durch das Brandistal nach Lana führend, durch die Raiffchlucht und den Raifpaß sich weiter nach Rabenstein und Pens gegen Nordosten fortsetzend, teilt unser Land in zwei Gebiete wesentlich verschiedener natur-landschaftlicher Gestalt.

Im Westen und Nordwesten dieser Linie ist der Bau des lebhaft gefalteten Gebirges ganz vorherrschend aufgeführt aus Gesteinen kristalliner Natur: Sneisen, Phylliten und Glimmerschiefen. Im Südosten ist ein großer Porphyrrerguß über fast flachgelagertem Quarzphyllit, die Bozener Porphyrrplatte, Träger einer mächtigen ungefalteten Schichtfolge triassischer und permischer Gesteine: Sandsteine, Mergel, Kalk und Dolomite.

Der Bau westlich der Bruchlinie (zumeist nach Sander und Hammer).⁵

Im kristallinen Gebirge ist der Sneis die Grundlage des gesamten Baues. Er baut die Gipfel des Grenzammes der Öztaler Alpen vom Reschen bis in die Gegend der Hohen Wilde im Hintergrund des Pfoffentales, dem westlichen Ast des oberen Schnalstales. Er herrscht allein im Öztaler Stock vom Kamm herunter bis zum Sockel des Bergzuges, der Matschertal und Etschtal trennt, bis ins obere Schnal- und untere Pfoffental. Weiter nach Süden ist er dann die Unterlage aufgelagerter anderer Schichtpakete. Dieser Südabhang des Öztaler Sneisgebirges besteht aus enggeschlossenen steilstehenden Falten von Biotitplagioklasgneis, dem Öztaler Schiefergneis. Das Streichen der Gesteinszüge ist Ost-West. Das Gestein selbst ist schiefrig von mittlerer Korngröße und verwittert mit rostbrauner Farbe. Diese Öztaler Masse ist nun im Westen des Landes genau auf der Grenze gegen das Engadin auf den westlichen Münstertaler Sneis und auf seine auflagernde Trias aufgeschoben. Diese

Schliniger Überschiebung verläuft längs der Schweizer Grenze vom Fuß des Piz Lat über Brionplatten, Schlinigjoch und Schlinigtal nach Mals.

Ist unser Ötaler Schiefergneis auf die westlichen Engadiner Dolomiten aufgeschoben, so ist er selbst wieder von einer Gruppe von Schichtpaketen von Süden her überdeckt worden. Drei tektonische Einheiten überlagern in synklinaler Anlage den Ötaler Schiefergneis, der dann selbst oft durch die tektonische Beanspruchung stark phyllitischen Charakter angenommen hat. Diese Gneisphyllite, sowie Schiefergneise und Phyllite mit ihren überlagernden Schichtpaketen umfassen den ganzen größeren südlichen Teil des oberen Etschgebietes und bilden dort die Binschgauer Schieferregion.

Der Höhenzug zwischen Etsch und Matschertal, das Schlandrauntal und das obere Penaudertal werden von einer Synklinalen von Biotitglimmerschiefer eingenommen, die selbst wieder von einer solchen aus Granatphyllit unterlagert ist. Die im Glimmerschiefer enthaltenen Marmorlager führen zu einer Gleichstellung dieser Glimmerschiefer mit den sogenannten Laaser Schichten auf der Südseite der Etsch. Es ist dies eine Schichtgruppe von Glimmerschiefern und Phylliten, weiter im Osten von Glimmerschiefern und Zweiglimmergneisen, deren Leitgestein eben oft rein weiße und mittelkörnige Marmore sind. Die Laaser Schichten werden ihrerseits südlich der Etsch samt den unterlagernden Gneisen von einer ausgedehnten Gesteinsserie von Phylliten, Granatphylliten, Quarzphylliten, einlagernden Augengneisen und kristallinen Kalken überdeckt.

Als einfache Synklinalen am Bigljoch südlich von Meran beginnend, nimmt dieser Gesteinszug von vorwiegend Phylliten rasch gegen Westen an Breite zu. Er baut die Höhen zu beiden Seiten des Martelltales und nimmt den ganzen südlichen Teil unserer Binschgauer Schieferregion ein, von den Hochgipfeln des die Etsch begleitenden Nördersberges an. Im Westen werden die Phyllite von den mächtigen Triasdolomiten des Ortler überlagert. (Reste einer solchen, auch den Gneis unmittelbar überlagernden Trias finden sich außerdem am Jaggl rechts der Etsch und am Piz Lad links im Gebiet des Reschenpasses. (Bild 1 u. 3).

Anders als die flach muldenförmig angelegten Matscher Gesteine im Norden der Etsch sind die Phyllite, nach Westen hin zunehmend, stark zusammengeschoben bei gleichzeitiger Zunahme der Glieder des Faltenbaues. Ist die Auflagerung auf die im Ultental anstehenden Gesteine ungestört, so sind die Phyllite im Norden hingegen stark verschuppt. Sie haben auch die Laaser Schichten zu einer steilen Falte emporgepreßt.

Die Granatphyllite des Matscher Kammes entsprechen in ihrer Beschaffenheit den Quarzphylliten des Ultener Kammes. Da nun südlich der Etsch der Phyllit den Laaser Schichten überlagert ist, während er sie im Matscher Gebiet unterlagert, so liegt die Annahme einer Überschiebung von Laaser Schichten auf die Glimmerschiefer nördlich der Etsch nahe.

Diese Matscher Gesteine setzen sich tektonisch, nicht faziell, jenseits des Schnalstales in einem Gesteinszuge fort, der allgemein als die westliche Fortsetzung der unteren Schieferhülle gilt: dem Schneeberger Gesteinszuge, wobei der tektonische Zusammenhang dieses Schneeberger Zuges mit den eigentlichen Schieferhüllengesteinen noch reichlich unklar geblieben ist.

Der Schneeberger Gesteinszug, aus Albitkarbonatgneisen, Albitgneisen, Karbonatquarziten deutlicher Paranasatur, aus mächtigen Tonchiefern und Glimmerschiefergneisen, besonders auch wieder Marmoren bestehend, überlagert — ähnlich wie die Matscher Gesteine — in Synklinalen den Ötaler und den gleich noch zu besprechenden Meran-Brizner Gneiszug im Raume nördlich der Linie Terel-Tschigot-Lazinsfer und Pfelderer Bach-Moos-Stuls bis in die Gegend westlich des Jaufen. Er reicht bis über den Kamm der Ötaler hinaus und zwar so, daß nur der Südbau der Sonklargruppe wieder im Ötaler Schiefergneis liegt.

Unter den Schneeberger Gesteinen liegt wieder eine Serie von Laaser Schichten, ohne daß man diese immer leicht von den Schieferhüllengesteinen trennen könnte; sie folgen in größerer oder geringerer Mächtigkeit dem Schneeberger Zug auf dessen Südseite.

Die Ötaler Schiefergneise, die im Binschgau nur im unteren Talgehänge zutage treten, weil sie die Unterlage sind für die beiden großen Synklinalfelder der Binschgauer Schieferregion, werden mit dem Austritt aus dem Binschgau wieder allein herrschend. Gleichzeitig schwenken die Schichtpakete aus ihrer bisherigen West-Ost-Richtung in ein Streichen von SW gegen NO um und beherrschen die Gebirge des Passeiertales zwischen dem Schneeberger Zug und dem Granitzug des Jffinger. Es handelt sich bei diesem Gneiszug im Wesentlichen

um denselben Paragneis, der auch in den übrigen Ötaler Alpen vorherrscht. Die nach NW einfallenden Schichten sind gegen SO angeschoppt und aufgeschoben. Im einzelnen sind noch eine Reihe von Gesteinsgruppen mit verschiedenen Varietäten des Gneises bis zum Phyllit hin in ihm eingelagert. Zu nennen ist vor allen Dingen noch ein Granatglimmerschiefer, von dem ein Zug sich von der Ullenspitze bis ins Zieltal fortsetzt und in engster Verbindung mit unserem Schiefergneis bis ins Schnalstal sich erstreckt. Hier hängt er eng mit dem Muscovitglimmerschiefer des oberen Matschertales zusammen, der sich erst gegen das Planaltal hin verliert. Amphibolite, Hornblendeschiefer, Grünschiefer bilden an verschiedenen Stellen ebenfalls nicht unbedeutende Lager in den Gneis- und Glimmerschieferzügen.

Diese Gneise grenzen nicht unmittelbar an den Granitzug des Jffinger im Osten, der unsere kristalline Westhälfte des Landes gegen die Judikarienlinie abgrenzt. Eine tektonische Fazies des Schiefergneises, ein Phyllitgneis, ähnlich dem erwähnten des Oberbinschgaus mit einlagernden kristallinen Kalkzügen begleitet diesen Granitzug an seiner Westflanke. Dieselben kalkführenden Gesteinsserien setzen über die Etsch, streichen entlang dem Marlinger Joch, finden schließlich den Anschluß an die Laaser Gesteine im Westen, wobei hier die Gneise durch Phyllit und Glimmerschiefer ersetzt sind. Dieser Unterschied in der Ausbildung der Laaser Gesteine im Osten gegen die Binschgauer marmorführenden Schichten ist wahrscheinlich eine kontaktmetamorphe Erscheinung, da im Osten der ganze Gesteinszug weitgehend von pegmatitischen Intrusionen durchdrängt ist.

Schließlich taucht auf dem obersten linksseitigen Gehänge von Ulten von neuem der Gneis unter der fast die ganze Ortlergruppe ausmachenden Phyllitsynklinalen hervor und füllt in Form einer Antiklinalen den restlichen Raum bis zur Grenze des kristallinen Gebirges gegen den Granitzug der Judikarienlinie.

Eine Eruptivmasse fügt sich zwischen das kristalline Gebirge und die permo-triassischen Gesteine und den Quarzphyllit des Südtiroler Hochlandes. Dieser schmale Gesteinsstreifen besteht im Norden zumeist aus Biotitgranit, vom Jffinger bis zum Ausgang des Ultentales aus Tonalit, das ist ein Quarzglimmer- und Hornblendebiorit. Im weiteren Verlauf nach Süden lagert diesem Tonalit noch Quarzphyllit und Quarzporphyr auf (Laugenspitze).

Die westliche Masse ist gleichförmig auf den Eruptivstock aufgeschoben. Auf beiden Seiten befinden sich in reichem Maße Kontakterscheinungen.

Das ohnehin schon reiche und vielgestaltige Bild des Gneis- und Schiefergebirges wird noch in großem Maßstab bereichert durch eine Fülle der verschiedenartigsten mehr oder minder metamorphen Eruptivgesteine: die Augengneise des Blockturm, die Tonalitgneise des Langtaufers Tales, der Granobiorit von Somagoi, die umfangreichen Lager von Amphiboliten am Südrand des Tonalitgneises von Langtaufers, im Passeiertal von St. Martin bis ins obere Falsertal, im Spronser Tal bei Meran und auf dem Jaufen. Im Passeiertal finden sich ferner auch mächtige Lager metamorpher granitischer Intrusivmassen. Vor allem ist zu nennen die große bis zu 1000 m mächtige Granitgneismasse des Tschigot, die sich von dort auch über die Etsch bis in die Gegend der Föll fortsetzt.

Außerdem stecken im Gebirge zahlreiche Gänge der verschiedensten sauren bis basischen Gesteine. Die Gangschar von Rosen-Langtaufers zählt rund 60 Gänge. In der Ortlergruppe sind sowohl die Schiefergneise und Phyllite als auch die Trias mit ihren Dolomiten von zahlreichen Lagern wie Quergängen durchdrungen.

Bau im Osten der Judikarienlinie. (Zumeist nach Blaas und Klebelsberg.)^{7 8}

Wesentlich einfacher ist der Bau des Gebirges im Osten der Judikarienlinie. Auf die sehr flach liegenden Brizner Quarzphyllite im Sarntal transgrediert die permische Tafel mit einem Liegendkonglomerat und dann dem großen Bozener Porphyterguß samt seinem flach und ungefalteter, horizontal auflagernden Gröbener Sandstein. Im Osten und Südosten sind ebenfalls ungefalteter aufgelagert die Kalk- und Dolomitstöcke des Schlern, Rosengarten und Latemar, sowie ein kleiner Restberg (Weißhorn) derselben Riffazies. Im Südwesten verschwindet am rechten unteren Talgehänge der Etsch der Porphyrt unter den ununterbrochen mauerartig steil sich erhebenden Schichtköpfen des Etschbuchtgebirges, den Triasgesteinen des Mendelzuges.

Durchsichtig und klar sind so die Grundzüge dieses südöstlichen Teiles unseres Landes an der Etsch. Das ruhige Bild des einfachen Gebirgsbaues wird nur in etwa komplizierter durch eine Fülle von Verwerfungen und Brüchen, gelegentlich auch Flexuren, die maßgebend das Landschaftsbild beeinflussen und Wechsel in das sonst geologisch einförmigere Bild hineinbringen.

Das Sarntal ist vorwiegend Gebiet des Brissener Quarzphyllites (Klausener Schiefergebirge). Dieses stellt eine durch tektonische Durchbewegung nachkristalline Fazies vormesozoischer Gesteine von Zonen und Quarzsandsteinen dar. Häufig sind es grüne bis schwarze Kohlenstoffphyllite und Quarzite. Eingeschaltet finden sich Lagen von Glimmerschiefer, Paragneisen und Augengneisen, alle in derselben flach synklinalen Lagerung mit NW—SO Streichen der Faltenachse.

Südlich der Linie Raiffchlucht-Kreuzjoch-Kettenbach-Nordhang des Willanderer Berges transgrediert der Porphyrausbruch von Süden her über den Phyllit, allerdings nicht unmittelbar, sondern mit einem Konglomerat im Liegenden.

Nach Art eines Schichtgesteines wechselt der eruptive Porphyrtuff mit mehr oder weniger geschichteten Porphyrtuffen. Er breitet sich auf der ganzen linken Etschseite bis hinunter nach Auer aus. Es handelt sich um ein sehr hartes und dichtes Gestein mit großen Einsprenglingen von Orthoklas und Quarz, um ein Gestein von klüftiger Natur in plattiger oder säulenförmiger Absonderung. Die Farbe des Porphyrs ist grün bis rot. Vorherrschend im Landschaftsbild ist jedoch die rote Farbe des angewitterten Porphyrs. Zahlreiche Abwandlungen in der Beschaffenheit des Gesteines lassen, wie die Wechselagerung mit Luffen den Schluß auf mehrere Porphyrgänge zu.

Auf dieser großen Porphyroberfläche lagert mehr oder weniger fleckhaft der Gröden Sandstein, ein festländisches permisches Aufbereitungsprodukt des Porphyrs. Der Porphyrtuff geht nach oben hin allmählich in eine Schicht zunächst dünnplattiger Sandsteine über in einer Weise, daß die Grenze zwischen Porphyrtuff und Gröden Sandstein oft nicht leicht zu erkennen ist. Als Aufbereitungsprodukt des Porphyrs ist der Gröden Sandstein ein rotes Sediment, ähnlich dem deutschen Buntsandstein auch in der Entstehung als Wüstenbildung; nur ein oft gröberes Korn unterscheidet ihn von den Porphyrtuffen. Auf dem Schöggelberg bedeckt er in größerem Zusammenhang den Porphyrtuff. Sonst ist er meist nur noch in fleckhaften Resten vorhanden. Auf dem Schöggelberg, auf dem Ritten und in der weiteren Umgebung des Joches Grimm sind außerdem noch als Reste einer früher ausgebreiteteren Triasbedeckung Werfener Schichten und am Weißhorn sogar Schlerndolomit in geringem Umfang erhalten.

Wie ein Schichtgestein breitet der Porphyrtuff sich zwischen dem an seiner Nordgrenze anstehenden Grundkonglomerat und den auflagernden permotriassischen Gesteinen aus. Wie ein solches macht er die Lagerungsstörungen der auflagernden Sedimente mit.

Bedeutende Verwerfungen bedingen die großen Höhenunterschiede, die sich in der stratigraphischen Oberfläche des Porphyrs vorfinden. Von seiner höchsten Erhebung im Norden unseres Landes vom Willanderer Berg mit seinen 2500 m senkt sich die Porphyroberfläche auf etwa 1100—1400 m in mehreren Staffelbrüchen zur Umgebung von Bozen herunter. Im Süden erheben sich die Porphyrberge des Zanggen und des Schwarzhornes zu ebenfalls annähernd 2500 m. Hier trennt eine Verwerfung, die vom Latemar über Joch Grimm nach Truden und weiter in Richtung auf San Michele läuft, diese hochgelegene Zeile der Porphyroberfläche von ihren niederen Zeilen im Norden. Gegen Westen wird die Sprunghöhe dieser Verwerfung von Truden so bedeutend, daß die Gesteine der Etschbucht, vornehmlich Schlerndolomit über das Etschtal setzen und auch ein Stück der linken Talseite einnehmen.

Der bedeutendste Bruch ist der, dem die Etsch von Lana an abwärts folgt. Um 300 bis 600 m ist der Porphyrtuff der rechten Talseite abgesunken und trägt eine mächtige Folge triassischer Sedimente vom Gröden Sandstein bis zum Hauptdolomit, deren geschlossene Mauer vom Hochgall bis nach Fenberg und darüber hinaus das Etschtal begleitet. Der Gröden Sandstein, der im Eisener Mittelgebirge in rund 600 m auf dem Porphyrtuff liegt, gegenüber auf dem Schöggelberg in rund 1100—1200 m, geht nach oben hin über in eine Folge von sandig-tonigen und mergeligen Schichten (Vellerophon, Seiser- und Campiler Schichten der untersten Trias), von Zellenolomit, einem kalkspatverkrüppelten brecciosen Kalkgestein, von roten Konglomeraten und Sandsteinschiefern. Über diesem relativ wenig mächtigen Schichtpaket wechselnder kalkig bis toniger Gesteine folgt nun der mächtige Schlern-

dolomit, ein weiß-gelbes poröses Gestein, das hier im Gegensatz zu seinem Vorkommen am Schlern deutlich geschichtet ist. Er baut im wesentlichen die Mendelwand auf. Die Oberfläche der liegenden Quarzporphyrtuffplatte senkt sich nach Süden ab und erreicht bei Tramin die Talsohle der Etsch. Ebenso verschwindet er auf der gegenüberliegenden Talseite bei Auer in genau der gleichen Weise unter den Triasgesteinen, die nunmehr zu beiden Seiten der Etsch, von der breiten Talebene an, beide Talflanken ausmachen.

Die Neigung der rechtsseitigen Triasbedimente nach Süden zu wird durch zwei Verwerfungen verstärkt, deren jeweiliger südlicher Flügel absinkt. Eine minder beträchtliche setzt durch die Mendelcharte und bringt den stratigraphisch höheren Hauptdolomit mit Raibler Schichten bis an den Rand des Etschtales (Rhönberg). Eine andere Verwerfung von der Corno di Tres nach Kurtatsch Tramin bringt Hauptdolomit bis ins Tal hinab. Eine Scholle heller geschichteter Kalk mit auflagernden, geringen Resten von Jura und Kreide bildet auf der rechten Talseite den einen Talsporn, der gemeinsam mit den Steilformen des Schlerndolomites die Talenge von Salurn bildet.

Nach Osten zu beginnt links der Etsch ein weiträumiges geologisches Becken, und hier verschwindet der Porphyrtuff unter den Kalkstöcken der Dolomiten. Ihr Westrand, von Schlern über Rosengarten und Latemar bis zum Reiterjoch ist zugleich die Grenze unseres Landes.

Auch bei diesen Kalkmassiven ist das Liegende fast dasselbe Schichtpaket von Gesteinen der unteren Trias, teils dünnplattigen, kalkig bis tonigen Charakters wie am Fuß der Mendel, also Gröden Sandstein, Zone der Vellerophonschichten, Zone und Mergel der Seiser Schichten, Muschelkalkkonglomerat, eine nicht unbedeutliche Schicht Mendelolomit (weißer ungeschichteter Dolomit), darüber Buchenstein Schichten in Form von unreinen quarzreichen Kalken. Der eigentliche Gebirgsstock ist bei Schlern und Rosengarten ungeschichteter Schlerndolomit, beim Latemar ein weißer Kalk, der Marmolatakalk.

Der Schlern ist vom Rosengarten durch eine Flexur getrennt. Er, als der tieferliegende Schenkel trägt über dem Schlerndolomit noch tonige Raibler Schichten und den nächst höheren Horizont in Resten des Hauptdolomits am Gipfel. In einer Einmuldung der Porphyroberfläche zwischen Karerpaß und Reiterjoch liegt der Latemar.

Diesseits wie jenseits der Judikarienlinie ist ein ehemals bedeutender Reichtum an Erzen zu verzeichnen gewesen; sowohl die zahlreichen Gangscharen der Ortler und Ötztalergemeinde als auch der Porphyrtuff waren bei reicher Erzführung Veranlassung zu einem intensiven, bis zur heutigen Erschöpfung betriebenen Bergbau auf Silber, Kupfer, Blei, Eisen und andere Erze. Die Bedeutung dieses Bergbaues für die frühe Besiedlung, die historische Entwicklung und das heutige landschaftliche Gesicht kann so leicht nicht überschätzt werden.

Die Formenwelt

Alte Landoberflächen östlich der Judikarienlinie.

Wer auf irgend einem der Aussichtspunkte der Umgebung von Bozen, am besten auf dem Bantkofel oder Penegal steht, hat vor sich in weiter Kunde eine Landschaft, die sehr weit von dem entfernt ist, was man in landläufiger Vorstellung unter einer Alpenlandschaft versteht. Wohl fällt der Blick an 1000 m senkrecht hinunter ins Etschtal; aber drüben hinter der Oberkante der jenseitigen Talwand erstreckt sich vom schroffen Pfingger nach Süden eine kuppige, sanft geformte Landschaft von durchaus reifen Formen. Vom Kreuzjoch im Norden über Miltener Joch, Salten zum Ritten und Rittener Horn hin, über den Eisack hinweg verfolgt das Auge bis vor den Sockel der Dolomitenstöcke von Rosengarten und Latemar eine sanftwellige Landschaft, in deren Formenentwicklung die Horizontale, nicht die kühn alpine Vertikale maßgebend ist, ganz im Gegensatz zu den in weitem Kreis diese Landschaft umstehenden Massiven der Ortler, Ötztaler, Sarntaler Alpen, des Schlern und der übrigen Dolomiten. (Bild 7—13).

Der Beschauer steht hier vor den Spuren des Werdenganges der Alpen. Nicht mit einem Male hat sich das Gebirge von innenbürtigen Kräften getragen zur heutigen Höhe erhoben. Auf Zeiten der starken Hebung folgten mehr oder minder lange Ruhepausen, während derer

die Gewässer des Landes, Abtragung und Abspülung daran arbeiteten, die durch die Hebung gewonnenen Höhen wieder zu erniedrigen. Längs der Wasserläufe arbeiteten sie breite Talungen in den Körper des Gebirges, trugen oft ganze, einst hochaufgetürmte Gesteinsfolgen ab zu einer sanft geformten Hügellandschaft, die reich ist an horizontalen Verebnungen. Wenn auch das Endergebnis aller abtragenden Tätigkeit, die Fastebene nie erreicht wurde, weil neue Hebungen, verbunden mit dem Tieferschneiden der Gewässer, diese alten, reifen Formen der Abtragungsentwicklung wieder verjüngten, so findet man doch im ganzen Lande überall mehr oder minder stark, selbst in den engen, steilen inneralpinen Tälern diese Verebnungen alter Talstrecken, und besonders nach dem Gebirgsrande zu sogar eine flächenhafte Ausdehnung sanfter Formung. Neue Hebungen waren die Ursache zu erneutem Einschneiden der Gewässer. Die Hügellandschaften, in ihrer Formgebung auf nahezu Meereshöhe eingestellt, werden in Höhen von tausend, zweitausend und mehr Metern erhoben. Die Flüsse und Bäche zerschneiden die alten Hügel und Talandschaften. Neue Ruhepausen lassen neue Täler und neue Verebnungen in die alten Hügel und Talandschaften hineinarbeiten. Die ehemaligen Täler sind nur mehr als Hängeleiten und Terrassen des jüngeren Tales erhalten. Die früheren, einst zusammenhängenden Hügel- und Hochflächenlandschaften werden zerteilt und aufgelöst, und nur mehr das denkende Auge schaut über tief eingeschnittene Täler hinweg die alten zusammenhängenden Landschaften. Sieht man von der Gipfelflur ab — die Hochgipfel in der Gleichheit ihrer Höhen als Punkte größter Annäherung an eine heute völlig zerstörte Einebnungsfläche — so kann man in unserem Lande drei große Serien alter Einebnungen und Verflachungen unterscheiden, die alle im Porphyrlande bedeutend klarer und geräumiger ausgebildet sind als in den Tälern der Zentralzone. Die älteste, das „Hochland“ hat wenig oder gar keinen Talcharakter, ist wohl weitgehend mit den Hochfluren, vielleicht auch Firsniveaus der übrigen Alpen identisch und dürfte damit wohl der mittelterziären Ruhepause in der Hebungsgeschichte der Alpen ihr Dasein verdanken. Die nächstjüngere Serie, immer im Charakter eines alten, reifen, im Porphyrland allerdings sehr breiten Tales entwickelt, das „Mittelgebirge“ ist mit einiger Wahrscheinlichkeit mit den jungterziären (pliozänen) Hochtälern der übrigen Alpen in Übereinstimmung zu bringen. Eine jüngste ausgesprochene Talterrassenreihe ist unmittelbar vorerzeitlich, wobei die Frage, ob das diesen Terrassen entsprechende, jüngste der fossilen Täler zu Beginn der Eiszeit schon zerschnitten war, noch offen steht. Diese ineinander geschachtelten reifen Landschaften und Talungen beherrschen vollkommen das beschriebene Bild, das man von den vielen Aussichtspunkten der Umgebung Bozens gewinnt.

Das „Mittelgebirge“.

In Höhen zwischen 1100 und 1300 m knickt das überaus steile Etschgehänge (oft 900 m Steigung auf 1500 m Horizontalentfernung, oder 60 %) um in flache Mulden und stumpfe Rücken, die sich zunächst bis gegen 1500 m erheben. Hier in dieser Region, die gegen den Rand zu auch ausgesprochene Ebenen trägt, liegen die Ortschaften des Bozener Porphyrlandes: Haffling, Böran, Mölten, Jenesien am Etschöggelberg, Oberbozen, Klobenstein am Ritten, Deutschhofen, Weissenstein, Aldein am Reggelberg, um nur die bekanntesten zu nennen. Diese Rückenlandschaft, die sich in 2—8 km Tiefe längs der linken Talflanke der Etsch hinzieht, trägt mit ihren verhältnismäßig ausgeglichenen Formen die Kennzeichen einer alten, selbständigen Reliefentwicklung, die sich unabhängig von der Formenentwicklung des Etschtales in seiner heutigen Eintiefung entfalten konnte. Weit davon entfernt, eine Einebnungsfläche im Sinne einer Fastebene zu sein, trägt dieses „Mittelgebirge“, wie es von den Talbewohnern genannt wird, einen reichen Schatz von Einzelformen und Gliederungen, die aber wieder alle eingestellt sind auf eine lokale Erosionsbasis in 1100—1300 m, eben auf die Oberkante des Etsch- und des Eisacktaler Gehänges. An der Grenze zwischen Porphyrland und Gröden sind oft deutliche Schichtterrassen ausgebildet, ebenso an der Grenze zwischen Porphyrland und den Porphyrtuffen. Aber auch innerhalb des Grödener Sandsteines an der Grenze der rückschneidenden Erosion und Denudation, die auf die genannte lokale Erosionsbasis eingestellt sind, trennt oft ein Gefälleknick und Gehängeknick die stärker verflachten Randpartien von der bewegteren Region der rückwärts gelegenen Rücken und Kiebel der-

selben Mittelgebirgslandschaft, die sich bis gegen 1500 m erheben. Es verbergen sich in dieser Mittelgebirgslandschaft zwischen 1100 und 1500 m, nach Maßstäben mitteldeutscher Gebirge gemessen, vielleicht eine ganze Reihe von Niveau untergeordneter Art.

Gewiß ist auf weite Erstreckung hin der Unterrand unseres alten Reliefs identisch mit der Oberfläche des Porphyrgusses.¹² Doch schließt die Tatsache, daß talauf wie talab dieses Relief sich in anderen Gesteinshorizonten als Terrasse oder Besimse fortsetzt, die Annahme einer rein selektiven Entstehung dieses Reliefs aus. Das Besimse von Kohlern über Bozen entspricht genau dem gegenüberliegenden Rand von Oberbozen, ist dabei aber in stratigraphisch tiefere Zeile des Porphyrs eingekerbt und hat talabwärts seine Fortsetzung in den Ecken von Breitenberg-Franzenberg und Kohnsprung. Talaufwärts setzt sich die alte Oberfläche fort in Terrassen des Sarntales, langsam von 1300 m auf 1600 m ansteigend, dabei aber sich in immer tiefere Zeile des Porphyrs und des Phyllites schließlich einschneidend. In ähnlicher Weise schließen sich Besimse und Ecken im Passiertal und Binschgau, bis gegen 1500 m Unterrand ansteigend, zwanglos an. Nach unten hin findet das alte Relief der Mittelgebirge um Bozen Anschluß an eine Terrassenflucht, die von Süden herkommt und in unser Gebiet mit den Terrassen von Fenberg (zwischen 1000—1300 m) rechts der Etsch, denen des Seiersberges und denen von Sfrill (1000—1300 m) übersezt. Trotz der Verwerfung, die auf der linken Seite Etschbuchtgesteine mit dem Porphyrland in enge horizontale Verbindung bringt, dürfte man doch annehmen, daß die Verflachungen um Sfrill und Truden, die in denselben Höhen zwischen 1100 m und 1300 m zur Mittelgebirgslandschaft von Altrei im Porphyrland übergehen, in ein und dasselbe Stadium reliefgeschichtlicher Entwicklung gehören. (Bild 12, 13, 17).

Das „Hochland“.

Dem Beobachter, der auf dem Santkofel die Landschaft betrachtet, wird es nicht entgehen, daß diese Landschaft der Mittelgebirge um Bozen selbst wieder überragt wird von einem höheren Gebiet ähnlichen Charakters mit sanften Rücken, Verflachungen, einem Gebiet, das selbst wieder in gut erkennbarem Abfall zur Mittelgebirgslandschaft absezt. (Bild 7, 8, 9, 10).

In nicht besonders steilem Anstieg erreicht man vom Ritten her in Höhen zwischen 1700 und 2000 m dieses neue „Hochland“,¹² das genau so wie das eben geschilderte „Mittelgebirge“ alle Kennzeichen eines alten Reliefs zeigt. Große weiträumige Almflächen in rund 2000 m umgeben das Rittener Horn, das mit seinen 2261 m nur unwesentlich über das allgemeine Niveau hinaustragt. Mit scharfem Rand bricht das Hochland gegen das Eisacktal und Sarntal ab, deren Nebentälchen die verflachten Almflächen zu zerschneiden beginnen.

Gewiß ist diese alte Landoberfläche um das Rittener Horn, das Rittener Hochland, wieder einmal in der Gegend der ältesten Porphyrrergußoberflächen entwickelt (Verwerfungen im Süden des Hochlandrandes haben den südlichen Flügel der Porphyrlatte absinken lassen). Doch ist auch hier an der Eigenentwicklung eines auf höhere Erosionsbasis eingestellten Reliefs nicht zu zweifeln. Das Hochland findet nicht nur seine Fortsetzung nach Norden hin, wo es ohne Höhenunterschied in das Gebiet des Quarzphyllites übersezt; es streicht auch hinüber in die sanften Rücken jenseits des Sarntales, die am Etschöggelberg sich von Bormeswald und vom Möltener Joch, über Auenjoch und Böraner Joch zum Raifpaß am Fuße des Pfingger in Höhen von 1750 bis nahezu 2100 m hinziehen. Ähnlich wie über dem Ritten erhebt sich jenseits des Eisack über das erwähnte „Mittelgebirge“ von Deutschhofen, Petersberg und Aldein ein höher gelegenes Feld von Verflachungen, sanften Tälchen und Mulden, zahlreichen höhengleichen Kuppen und Kiebeln, das ebenfalls als Fortsetzung des Rittener Hochlandes anzusehen ist. Ist das Rittener Hochland und das des Etschöggelberges nicht weiter von Hochgebirgen überragt, es sei denn an ihren Nordenden gegen die Sarntaler Kette, auf deren Spornen zwischen Etsch und Falser bzw. Falser und Eisack sie ausgebildet sind, so ist deren Fortsetzung jenseits des Eisack eine große Fußfläche vor dem Denudationsrand von Rosengarten und Latemar. Wie einen Sockel umgibt sie den Restberg (Dolomit) des Weißhornes. Es scheint, daß die Untergrenze dieses Hochlandsreliefs am Etschöggelberg wie am Ritten bei 1700—1800 m anzusehen ist, während man

sie vielleicht bei der auch sonst allgemein niedrigeren Landoberfläche jenseits des Eisack am Reggelberg bei rund 1600 anzunehmen hat.

Trägt bei der Rittener Hochlandfläche vor allem der stratigraphisch tiefere Porphyr das alte Relief, so tun dieses bei ihren Fortsetzungen nach Süden und Nordwesten Gröbener Sandstein und hier und da unterste Triasgesteine. Das bedingt gegenüber dem harten Porphyr, der in der Gegend des Rittener Hornes ausgesprochen weiträumige Plateaux zu erhalten vermochte, eine bedeutend stärkere Zertalung, die das alte Relief zwischen Iffinger und Sarntal und das des Reggelberges fast vollständig in breite gerundete Rücken und Kiebel aufgelöst hat.

Die Verfolgung des Reliefs nach Süden zu ins Gebiet der Etschbuchtgesteine mit ihrer stärkeren Neigung zu Schichtterrassen ist natürlich genau wie beim Mittelgebirgsrelief schwer. Aber vielleicht entsprechen die Verflachungen an der Hornspitze, an der Königswiese und am Bärenjoch (1600—1800 m), die sich namentlich bei der Fernsicht von der Mendel her in das allgemeine Niveau einfügen, diesem alten Hochlandsrelief.

In Höhen zumeist über 1600—1800 m zieht sich der Rand der Mendel längs der Etsch vom Sarnen bis zum Montecello im Winkel zwischen Etsch und Noce dahin.

Der Westrand der Dolomiten.

Hochgebirgsformen sind in unserem Lande südöstlich der Judikarienlinie nur gegen die Ränder als Umsäumung vorhanden. Im Osten die grotesken Steilformen der Dolomiten, mit stark ausgeprägter Individualität der Formen in den einzelnen Stöcken. Die Steilwandigkeit ihres wasserdurchlässigen harten Kalk- oder Dolomitgesteins ist ihre hervorstechendste morphologische Eigenart. Mauerartig erheben sich ihre Wände in überaus eindrucksvollem Gegensatz über das weiträumige sanfte Relief der Fußflächen. Ihnen geht die Sonne nicht hinter anderen Bergketten unter, lange vor ihrem tatsächlichen Untergang, sondern langsam, ungestört vermag sie sich jenseits der weiten Hochflächen der alten Reliefs von Bozener Porphyrland und Nonsberg dem Horizont zu nähern und je tiefer sie sinkt, um so farbiger und purpurner glühen die alten Riffe auf. Bis zur Reige kann man hier bei den günstigen Verhältnissen der Landformung ein Schauspiel genießen, wie es seinesgleichen in den Alpen nicht wieder gibt. Das Farbenspiel der roten Porphyrwände an den Taleinschnitten, der grünen Waldungen und Matten überragt von den weißen Mauern ist hineingetaucht in den Purpur des Alpenglühens, begleitet von dem komplementären Farbenspiel in Orange, Grün bis Violet, in dem der Himmel klingt. Der schönste und der größte der Dolomitenstöcke in der Umgebung Bozens, der von gotischer Sage umrankte Rosengarten verdankt vielleicht diesem unvergleichlichen Naturschauspiel seinen Namen, wahrscheinlich jedoch in neuerer Umdeutung eines alten Ortsnamens.

Als gradlinige Steilwand mit Zacken und Zinnen, hier und da in Türme zerschligt, auf einem deutlichen Sockel von reinem, wasserdurchlässigen Mendeldolomit, der über und unter mehr tonigen Horizonten als deutliche Schichtstufe hervortritt, hat der Rosengarten die typische Form einer über einem Quellhorizont (hier von tonigen Buchensteiner Schichten) zurückweichenden, von unten her untergraben, sonst wenig gegliederten Kalkwand. (Bild 5 und 6).

Anders der Latemar. Hier ist der Sockel von Werfener Schichten bis zum Fuß des den Schlerndolomit vertretenden Marmolatakalkes von ungeheuren Schuttmassen verdeckt. Der Kalk des Latemar ist von einer großen Zahl von leicht auswitternden Melaphyrgängen durchzogen, die ihn in kennzeichnender Weise lotrecht profilieren. Die Widerstandsfähigkeit des Marmolatakalkes ist so gemindert, das Profil bedeutend zackiger und zerrissener als beim Rosengarten und die Schutthalde bedeutend ausgebreiteter. (Bild 18).

Wieder anders der Schlern. Repräsentierten Latemar und Rosengarten mit ihren Zacken und Türmen, in ihrer Zerschissen- und Zerrissenheit die steingewordene Lebhaftigkeit, so ist die massige, schwere Form des Schlern die Berg gewordene Ruhe. Wie eine Insel, wie ein Helgoland in der brandenden Nordsee, steht das Massiv des Schlern mit großen, geraden Linien, — senkrechte Wände überdacht von einem großen wagrechten Plateau, — in den gleichsam versteinerten Brandungswellen und Schaumkronen des vielgestaltigen Dolomitenmeeres. Er liegt nördlich der Tierser Flerur auf dem abgefunkenen Schenkel, die hier im

Begensatz zu Rosengarten und Latemar gerade noch Raibler Schichten unter die Gipfelflur gebracht hat, die dort schon längst abgetragen sind. Über diesen Raibler Schichten, einem wasserundurchlässigen, tonigen Horizont, ist die nächst höhere Schicht von Dachsteinkalk nach Art einer Schichtterasse fast vollständig bis auf den kleinen Rest des Schlerngipfels zurückgewittert. Wie eine schützende Decke legen sich die Zone über den massigen, ungeschichteten Dolomit, leiten das Wasser zum Rand hin ab und verhindern so die Untergrabung der Wände vom tieferen Quellhorizont in den Buchensteiner oder Werfener Schichten. Da wo die Decke der Raibler Schichten zerstört ist, tritt dann auch eine Auflösung in Steilformen auf: die Santner und Euringer Spitze. (Bild 69).

Formen des kristallinen Gebirges.

Anders als bei diesen, von späteren glazialen Kräften wenig beeinflussten Formen der Dolomiten und des Porphyr sind im Gebiet der kristallinen Gesteine die Reste alter Landoberflächen und ein rein aus Gesteinsbeschaffenheit und Lagerung zu deutender Formenschatz schwerer zu erkennen. Es fehlen die so stark ausgeprägten Individualitäten der Berggestalten, wie Latemar oder Schlern, weil spätere, allgemein wirkende Kräfte, die Eiszeit und — bei den mehr oder minder wasserundurchlässigen Gesteinen, — die Abtragung durch das fließende Wasser alle gewissermaßen persönlichen Züge relativ ausgeglichen haben. Wohl gerade die Wasserundurchlässigkeit der Gesteine bedingt die stärkere Angleichung und Angleichung der Formen durch die überall den gleichen Befehlen gehorchende Tätigkeit des oberflächlich abfließenden Wassers, eine Tätigkeit, die bei durchlässigem Kalk- oder Porphyr untergrund nicht in Erscheinung treten kann. Starke Hebung dieses Gebietes haben ferner vorhanden gewesene Reste alter Oberflächen stärker zerstört, wobei zu bedenken ist, daß bei ihrer Lage tiefer im Gebirgsinnern diese in stärkerem Maße nur verhältnismäßig selten zur Ausbildung gekommen sind.

Die Gipfelflur.

Auch im Gebiete des Bozener Hochlandes ist dieses älteste Relief im Hintergrund überträgt von Steilformen, die nach oben hin immer steiler und schroffer werden und schließlich in eigentliche Hochgebirgsformen übergehen, deren Gipfel wir uns wahrscheinlich als die Punkte größter Annäherung an eine allerälteste Alpenoberfläche denken müssen, in die alle späteren Reliefs hineingearbeitet wurden.

Die Gipfelhöhen steigen von knapp 2300 m im Süden am Weißhorn, aus 2500 m am Janggen plötzlich auf 2700—2850 im Latemar, setzen sich mit 2800 m jenseits des Katerpases im Rosengarten fort, kulminieren an der Rosengartenspitze mit fast genau 3000 m und am Kesselfogel mit 3004 m. Die Gipfelflur senkt sich dann jenseits der Tierser Flerur auf 2600 m und zum Schlerngipfel mit 2565 m. Sie setzt sich jenseits der weiten Rittener Hochlandformen am Willanderer Berg (2511 m) zur Kassianspitze (2585 m) fort, wo sie zum Hintergrund des Sarntales auf mehr als 2700 m ansteigt. Die Kette der Sarntaler überschreitet die Grenze vom Quarzhyllit zum Brixener Granit und zum Sneisphyllit, sowie zum Tonalit des Iffinger, ohne in ihrer orographischen Einheitlichkeit zu leiden, so sehr auch in Einzelformen der Unterschied zwischen Iffingertonalit und Sarntaler Schiefer in Erscheinung tritt. Südlich des Iffinger streicht die Gipfelflur dann wieder frei in 2500—2600 m über dem Hochland des Schöggelberges aus.

Diese Höhe der Gipfelflur bleibt auch zunächst im Gebiet von Passer und Falschauer erhalten, setzt sich also über die tektonischen Linien des Brixener Granits und Tonalits glatt hinweg. Dann aber folgt der plötzliche Anstieg der Gipfelflur zu Höhen über 3000 m, so daß sich dem Beschauer von einem der Aussichtspunkte im Gebiete Merans deutlich ein Steilabfall der beiden Aufwölbungen der Alpenoberfläche darbietet, der Abfall der Östaler und der Ortler-Gruppe.

Im Gebiet dieser beiden Gruppen fällt sie nur ausnahmsweise unter 3000 m. Im Norden unseres Gebietes steigt sie von der Hohen Kreuzspitze mit 2750 m, zum Bozer mit 3260 m und zum Sonklar mit knapp 3500 m auf, an der Grenze und am Scheitel der Stubai

Aufwölbung. Zwischen der Stubai- und der Venter Gruppe liegt die Einwalmung des Zimmelsjoches, in der die Gipfelhöhen sich bedeutend erniedrigen. Im Norden von der Zimmelsjochspitze mit 2969 m flankiert, fällt hier die Gipfelflur auf 2600 m und erreicht erst wieder am Königkogel 3000 m. Sie bleibt nun auf dem Grenzamm, dem Scheitel der unsymmetrischen Aufwölbung der Venter Gruppe immer über 3300 m und kulminiert in den eisumpanzerten Gipfeln der Hochwilbe (3480) im Hintergrund des Schnalstales, der hinteren Schwärze (3633 m), des Similaun (3607 m) über die Einschaltungen des Hochjoches und des Niederjoches hinweg in der Weißkogel mit 3746 m. Von der Weißkogel an senkt sich der Scheitel der Aufwölbung zur Weißeespitze (3534 m) und zum Hennesiegelkogel mit 3138 m. Die Gipfelhöhen senken sich weiter ab zur Einwalmung des Reschenpasses, verlassen beim Schafkopf endgültig die Dreitausendmetergrenze und stehen mit den 2915 m der Klopaierspitze unmittelbar über dem Reschenpaß. Von diesem im wesentlichen west-östlich streichenden Scheitel der Gipfelhöhen der Venter Gruppe, — nur die Strecke von der Weißkogel bis zum Hennesiegelkogel hat NW-Richtung — von der Hochwilbe bis zur Weißkogel, zur Weißeespitze mulden sich die Gipfelhöhen nach Süden zu ein, um dann jenseits einer Tiefenlinie der Gipfelhöhen, der der Vinschgau folgt, von neuem zur Aufwölbung der Ortler-Gruppe aufzusteigen. Die niedersten Gipfelhöhen begleiten das Vinschgauer Etschtal zu beiden Seiten, steigen jedoch kaum unter 2900 m hinab und liegen meist durchaus noch über 3000 m. So endet der Sporn, der von der Weißkogel (3716 m) zwischen Matscher und Schlandernaun-Tal über Salurnspitze (3545 m) nach Süden zu vorstößt, im Madatschnott mit 3071 m und der Marbellaspitz mit 3060 m. Die Gipfel im Winkel zwischen Schlandernaun-Tal und Schnals stehen ebenfalls mit mehr als 2900 m unmittelbar über dem Abfall zum Etschtal und erreichen im Hintergrund des Winkels Höhen bei 3200 m. Von der Hochwilbe zweigen zwei Kämme nach Süden, von denen der eine in der Zielspitze bei 3320 m seine größte Höhe erreicht und schließlich an der Zielspitze (3006 m) endet, und der andere mit dem Eschigott in 2999 m Höhe unmittelbar über Meran mit seiner Meereshöhe von rund 300 m ausläuft.

Von der Tiefenlinie der Einmuldung der Gipfelhöhen in der Gegend des Vinschgaues steigen sie nun wieder nach Süden zu einer neuen Aufwölbung in der Ortlergruppe auf. Von der Eschenglfer Hochwand (3100—3400 m), der Jenewand und der Schwarzenwand (3000 m) in der Laaser Gruppe, dem Hasenohr des Ultener Kammes mit 3257 m, die alle hoch unmittelbar über dem Vinschgau stehen, steigt die Gipfelflur zum Zentrum der domförmigen Aufwölbung, der Zufallspitze mit 3774 m.

Doch die höchsten Erhebungen der Ortler-Gruppe liegen im Gebiet des Ortler Dolomites und Kalkes, dessen Gipfel mit der Königspitze (3857 m) und der Ortlerspitze (3902 m) sicher dem Einfluß der Selektion ihre Höhe verdanken, die über das allgemeine Niveau der Gipfelflur weit hinausragt.

Nach Westen zu steigen die Gipfel jenseits der Abdachung zur Reschenlinie nur wenig an. Von der Dreisprachenspitze am Stülferjoch bis zum Piz Lat im Norden über dem Reschen bewegt sich die Gipfelflur ganz allgemein zwischen 2800 m und 3050 m. Nur in der Gegend der Sesvenna übersteigt sie auf kurze Strecke die Höhe von 3100.

Anders die Südostfront unserer beiden Gebirgsstöcke. Ungefähr parallel der Judikarielinie und ihrer nördlichen Fortsetzung, aber etwa 15 km weiter westlich fällt von der Venezia-spitze im Süden bis zum Sonklar im Norden die Gipfelflur steil ab zu dem weiten Depressionsfeld, welches vom Nonsberg und Bozener Porphyryhochland über die Sarntaler Alpen weiter nach Norden streicht. Sie erhebt sich erst weit jenseits des Eisack von neuem zu größeren Höhen in den Dolomiten, deren Westrand in Rosengarten und Latemar mit Gipfeln von nahezu 3000 m wir schon beschrieben haben.

Noch im Gebiet der Ötztaler Gneise, im Passiertal und im Ultental senkt sich die Gipfelflur auf 2700—2500 m und setzt ohne wesentlichen Unterschied über die Judikarielinie hinweg, wenn sie nicht, wie im Gebiet der alten Reliefs im Bozener Hochland oder des angrenzenden Nonsberges, gar völlig aussetzt.

Gebirgskämme und Jöcher.

Die Höhen der Hauptkämme schließen sich durchaus an die der Gipfel an, mit der schon erwähnten Ausnahme in der Ortlergruppe, wo sich die Gipfel der Trias-Kalk- und Dolomitscholle Ortler (3902 m) und Königspitze (3857 m) weit über die allgemeine Höhe der Gipfel hinausheben. Sonst sind unsere Gebirge der Ortler-, Ötztaler- und Sarntaler-Gruppen durchaus nicht durch imponierende, gewaltig sich über die sonstige Umgebung hinaus erhebende Gipfel ausgezeichnet, so daß Gipfelhöhen und Gipfelflur, mit wenigen Ausnahmen (Ortler, Königspitze) übereinstimmen. Meist liegt die tiefste Einsattelung der Hauptkämme und Schneiden kaum 150—200 m tiefer als die Gipfel, so daß auch sie ohne Schwierigkeit sich in das Bild einer nur mäßig bewegten Gipfel- und Kammflur einfügen. (Bild 4).

So ergäbe sich eine starke Abgeschlossenheit des obersten Etschgebieten gegen benachbarte Flußgebiete, wenn nicht außer dem Reschenpaß noch andere, zum Teil auch glazial überformte Einschaltungen in die abschließenden Kämme vorhanden wären. Nach Westen zum Engadin hin führen außer dem Ofenpaß (2133 m), noch das Scharloch (2300 m) und das Schlingjoch (2298 m) verhältnismäßig leicht über die Gebirgsschwänke gegen die Schweiz, beide weit unter der Kamm- und Gipfelflur im Bereich alter Berechnungen gelegen. Auf Schweizer Gebiet führt über die einsame Döbradond (2240 m) ein Weg nach Bormio. Nach Norden führt vom Reschen und seiner näheren Umgebung bis in die Gegend des Zimmelsjoches kein unvergletschertes Jochweg über das Gebirge. Von Langtaufers zum Kaunfer-Tal führt das Weißseejoch (2970 m) über den Weißseeferner, bekannt aus der Zeit der Franzosenkriege durch den denkwürdigen Rückzug des geschlagenen Laudon; ins Venter Tal führt das Langtaufere-Joch (3167 m). Verhältnismäßig tief in das allgemeine Niveau der Rücken und Gipfel sind dann die beiden lokal bedeutungsvollen Übergänge von Schnals zum Ötztal eingeschnitten: das Hochjoch (2885 m) und das Niederjoch (3017 m). Trotz ihrer Höhen haben diese Jöcher ihre lokale Verkehrsbedeutung und lassen das oberste Etschtal durchaus nicht so auf den Reschen allein angewiesen erscheinen, wie der erste Blick auf die Karte uns vortäuschen möchte. Wurden zum Beispiel doch die obersten Almen des Venter Tales von Süden, von Schnals her in Besitz genommen und geht deshalb auch heute noch ein lebhafter Viehverkehr über die vereisten Jöcher. Gehörte doch selbst Venter in der alten Verwaltungseinteilung der Verichte zum Vinschgauer Vericht Kastellbell.¹³ Endlich das Zimmelsjoch, mit 2509 m der tiefste Einschnitt in den Hauptkamm zwischen Klopaierspitze am Reschen und dem Tribulaun in der Brennergegend, vermittelt seit alters enge Beziehungen zwischen Passierer- und Ötztal.¹⁴

Ins obere Eisackgebiet zum Ridnaun hin führen die Schneeberger Scharte (2690 m) und der wieder durchaus im Bereich alter Berechnungen gelegene Jausenpaß (2130 m), über den eine alte Variante des Brennerweges führte. Durch die Sarntaler Kette leiten eine Reihe leichter Übergänge, unter denen das Penser Joch (2211), das niedrigste ist.

Nach Süden führt außer dem Stülfer Joch (2760 m), das ins Veltlin und nach Mailand hinüberleitet, kein einziger unvergletschertes Paßweg, auch kein verfirneter, der irgendwelche Verkehrsbeziehung von mehr als touristischer Bedeutung in andere Flußgebiete vermittelte. Einige Übergangsmöglichkeiten am Ostende dieser Hochgebirgsfront vom Ultental zum Val di Rabbi, das Schwärzer Joch (2830 m) und das Rabbijoch (2451 m), haben im Mittelalter heute längst erloschene Siedlungsbeziehungen zum Val di Rabbi hergestellt. Fast alle übrigen Jöcher bleiben nur wenig unter der allgemeinen Höhe der Gipfel und Rückenflur liegen. Sie befinden sich wohl zumeist im Gebiet ältester und oberster Verflachungen, die hier außerordentlich hoch, über der Dreitausendmeter Grenze liegen.

Mit dem Eintritt der Südgrenze unseres Landes ins Gebiet der Etschbucht, mit dem gleichzeitigen Aussetzen der als Gipfelflur anzusprechenden Höhen wird dann der Übergang leichter. Hier führen das Hofmahdjoch (1783 m) vom unteren Ulten aus, der Sampen (1548 m) von der Eisener Terrasse aus, zu bedeutamen Ausbuchtungen des deutschen Sprachgebietes über die Wasserscheide zum Noce hin. Aus dem vorgeschobenen Dreieck des Bozener Unterlandes führt dann eine Mehrzahl von Übergängen im Bereich der Hochland- und Mittelgebirgslandoberflächen zu benachbarten Flußstäben des Etschgebietes. Unter ihnen ragen hervor die Mendelscharte (1360 m) zum Nonsberg hin und der Sattel von Kaltenbrunn (1100 m), mit Verkehrsbeziehungen zum Fleimstal; über den hinweg auch deutsches Sprachgebiet in der Ge-

meinde Altrei in das sonst welsche Avisiotal hinübergreift. Erst wieder der Karerpaß (1758 m) im Hochlandrelief führt durch eigentliches Hochgebirge hindurch ins ladinische Fassatal. So ist vom Latemar bis zum Ultener Grenzkaum unser Südtiroles Land weit nach Süden offen, ohne daß Hochgebirge die Schranken wären wie sonst.

Zu diesen zahlreichen Verbindungen zu Nachbargebieten treten dann innerhalb unseres Landes eine Anzahl mehr oder minder bemerkenswerter lokaler Jochübergänge von einer Taltschaft in die andere, die sich ebenfalls in das eben beschriebene Bild einfügen. Auch hier sind wieder allerbeste Verflachungen wesentlich an der Jochbildung mitbeteiligt.

Kette alter Landoberflächen westlich der Juditarientlinie.

Fällt die Grenze zwischen einem oberen Etschgebiet mit bedeutender Höhenentwicklung und einem unteren Depressionsgebiet nicht zusammen mit Gesteins- und tektonischen Grenzen, so greifen auch die Verflachungen des Hochlandes um Bozen über diese hinweg ins Gebiet der zentralalpiner Gesteine. Sie sind bis an den Steilabfall der Ortler und Ötaler Gruppen noch ziemlich gut entwickelt. Vom Larchbühel und der Hohen Lann (1822 m) zeigt der kristalline Kiebel zwischen Etsch- und Ultental, in ähnlicher Weise wie um Bozen ein Flachrelief sanfter Rücken und Mulden, das zunächst bis 2100 m ansteigt, weiter im Innern mit der Aufwölbung des Gebirges schließlich zu Höhen bis nahezu 2600 m. Ostlich vom Hasenohr nehmen sie in diesen Höhen noch ein Stück des Ulten-Etschtaler Kammes ein. Sie sind außerdem auf beiden Talseiten in diesen Höhenlagen und diesem Verhalten als Hangleisten, als Verflachungen und Ecken zu erkennen. In ähnlicher Weise verläuft eine andere Fortsetzung dieser Altrei des Bozener Hochlandes zu beiden Seiten des Passeiertales aufwärts zur breiten Einsattelung des Taufepasses, dessen Umgebung ebenfalls wieder sanfte Flachrelieflandschaft zwischen 2100—2300 m aufweist.

Hinter dem Steilanstieg zu den beiden Hochgebirgsgruppen verlieren die Kette der *alt e n* Reliefentwicklung an Bedeutung. Vor allem die mit der großen Erhebung verstärkte Erosion, die Beschaffenheit der weichen, undurchlässigen Schiefer haben wahrscheinlich vorhanden gewesene, größere Verflachungen zerstört und verkleinert, so daß es schwer ist, den Zusammenhang mancher immer noch vorhandener Verflachungen im Innern des Gebirges mit denen des Bozener Hochlandes herzustellen. Es gibt trotz der angeführten Gründe immer noch zahlreiche solcher Berechnungen, Hangleisten, Ecken, Rücken, Karböden, ja schließlich Firnfelder, die sich bei genauerer Untersuchung vielleicht in diesen Zusammenhang bringen lassen: oberste Verflachungen, die sich unter den Gipfeln des Martelltales von der Zutrittspitze bis zur Peder Spitze in rund 3000 m in weiter Kunde zusammenschließen. Ein anderes Gebiet zahlreicher Verflachungen befindet sich in der Reschengegend, so der Schafberg mit einer ausgedehnten Serie solcher oberster Verflachungen unter den Hochgipfeln zwischen 2200—2500 m, die sich bis zur Schliniger Almgegend erstrecken. Dazu gehören Rücken und Ecken in der Umgebung von Sturns, die sich leicht untereinander und mit den ebengenannten Formen in Verbindung bringen lassen: Glurnser Köpfel (2393), das Et vom Zerzer Boden bis zum Kunden Kopf 2150—2500 m, die Köpfelplatte über Eys 2322 m, Spitzige Lun 2324 m bis zum Hohen Joch (2600) m. Es gehören ferner dazu die Verflachungen im hintersten Rojental bei 2300 m und solche auf dem Kiebel zwischen Rojental und Reschenpaß bei 2200 m, deren deutliches Gefälle nach Norden hin auf die Verlegung der Wasserscheide hindeutet. In diesen genetischen Zusammenhang gehören dann auch Terrassen im Matschertal, die bei 2300 m und tiefer im Talinnern bei 2500 m an der Unterkante sich befinden. (Bild 2 und 4).

Eiswerk oder Flußwerk?

Ob man mit der Deutung dieser Berechnungen als alte Talstücke eines ehemaligen reifen Reliefs überall wird durchkommen können, sei hier nicht entschieden, ebensowenig die Frage, wieviel dieser Verflachungen und Hangberechnungen auf spätere eiszeitliche Wirkung zurückgeht und als organisches Glied des glazial gebildeten Troges aufzufassen ist, als Trogschulter. Wenn man an einer Serie von drei Stadien der voreiszeitlichen Reliefentwicklung, wie sie im allgemeinen in den Ostalpen angenommen wird, festhält und dann die oberste Verflachung des Bozener Porphyrs in rund 2000 Meter Höhe mit den Firnfeldern im hinteren

Martelltal und im Herzen der Ortlergruppe bei 3000 und mehr Metern in Verbindung bringt, so ist man zur Annahme von Aufwölbungen gezwungen, die sich vielleicht nicht immer ohne Schwierigkeit und ohne Widerspruch mit anderen Tatsachen wird aufstellen lassen. Wenn man ferner in Betracht zieht, daß die Zahl der Stufen in den Nebentälern durchaus nicht der Zahl der Terrassenreihen entspricht, sondern entschieden größer ist, so führt dies ebenfalls zur Annahme von anderen als nur hebungsgeschichtlichen Deutungen. Hier muß man dann unbedingt die Wirksamkeit späterer eiszeitlicher Kräfte in Betracht ziehen.

Wie dem auch sei, erst aus dem Zusammenwirken glazialer und präglazialer Kräfte dürfte das heutige Bild entstanden sein, das in seinen Einzelheiten nicht immer gerade leicht zu entwirren ist. Oberste, voreiszeitlich vorgebildete Quelltrichter, oberste Talendigungen werden zu Karen, Großkaren umgeformt, die gerade wieder im Martelltal in modellartiger Ausbildung anzutreffen sind. Alte Talterrassen in der Nähe der ehemaligen Eisgrenze erleichtern die Ausbildung von Trogschultern, wobei die ursprüngliche Höhenlage durch Gletscherschliff bald mehr, bald weniger verändert wird. Alle diese alten Verflachungen waren ausgezeichnete Sammler des Firns gerade um ihrer Flachheit willen und sind darum gerade sekundär wieder an der Hinabdrückung der Schneegrenze beteiligt gewesen.

Wieviel im einzelnen in der heutigen Formung der hochgelegenen Ebenheiten der einen oder anderen Kraft zuzuschreiben ist, wird einstweilen noch immer der subjektiven Wertschätzung von voreiszeitlicher Flußarbeit und der erosiven Kraft des Gletschers überlassen sein. Wie sie nun auch entstanden sein mögen, für Gletscherwirkung, Vegetation und Almwirtschaft, für die Durchgängigkeit des Gebirges ist jedenfalls das Vorhandensein solcher Verflachungen von außerordentlicher Bedeutung.

Es ist hier der Ort der Entstehung der Talwasserscheide des Reschen zu gedenken. Das schon erwähnte Gefälle der Terasse zwischen 1600 und 2000 m nach Norden läßt eine Entstehung durch Anzapfung als möglich erscheinen. Besteht man den Gletschern große Tiefenerosion zu, so könnte diese Anzapfung im Sinne einer Konfluenzstufe glazial angelegt sein, verursacht durch die Vereinigung von überfließendem Inneis und dem Eis aus Langtaufer, das früher dem Inn tributär war,¹⁵ oder es könnte der Niederschliff allein des Inneises einen Transfluenspaß geschaffen haben.

Das Hochtal westlich der Juditarientlinie.

Deutlicher setzt sich das jüngere Stadium der Hebungsentwicklung des Gebirges, das uns um Bozen als Bildner des Mittelgebirgsreliefs am Ritten und Schöggelberg bekannt ist, ins Gebirge hinein fort. Es bildet eine Terrassen- und Leisten-Serie, die bis zum Reschen hinaufführt und von 1100 m nach 1500 m Unterkante aufsteigt.¹⁶ Es handelt sich um eine ganze Reihe namentlich siedlungskundlich wichtiger Leisten. Sie sind darum am leichtesten gekennzeichnet durch die Siedlungen, die sie tragen. Im Untervinschgau am Sonnenberg: Labland, Karneil, Schnas, Patleib, Juvalhof: alle mit 1300—1400 m Unterrand, Trumsberg, Plas, Tappeinhof (1200—1400 m). Am Nördersberg Aschbach 1353 m, Plazgumm 1260 m und die Höfe von Nördersberg bei 1400 m. Im Obervinschgau setzen sie sich fort in der Terrassenflucht, die sich fast ununterbrochen von den Höfen des Sonnenberges über Lannas zu den Höfen des Schludernser Berges in 1400—1500 m hinzieht.¹⁷ Beim Nördersberg sind solche Terrassen im Obervinschgau nur schwach entwickelt. Nur einige Ecken von 1500 bis 1600 m sind vorhanden. Immer mehr nähert sich der alte Talboden, den wir vom Bozener Mittelgebirgsrelief herauf verfolgten, dem heutigen, schutterfüllten und endet schließlich in kleinen Bestimmen über der heutigen Paßhöhe.

Von diesem Terrassensystem des Haupttales zweigen in die verschiedenen Täler mehr oder minder deutlich die Terrassen, Ecken und Bestimse in die Nebentäler ab. Besonders schön ist ein solcher alter Talboden vom Schöggelberger Mittelgebirge jenseits des Tffinger bis tief ins Passeier nach Pfelders zu verfolgen. Oft nur als zarter Gehängelnick andeutet, biegen die Terrassen in die tief zerschluchteten Haupttäler ein. So noch gut erkennbar im Suldental gegenüber den Terrassen von Lannas-Schludernser Berg.¹⁸ Oft fehlen solche Anhaltspunkte und erst im Talinnern finden wir Talstrecken und Leisten, die ihrer ganzen Höhenlage nach nur in diesem Sinne gedeutet werden können: Inner-Sulden, Pfoffental usw.

Die jüngere Talgeschichte.

Doch tritt die Bedeutung solcher alten Profilierungen in der Ortler- und Östaler Gruppe zurück gegenüber der jüngeren Talgeschichte, die ein neues, bedeutendes Zieferschneiden der gesamten Wasserläufe brachte. Diese Belebung der Ziefenerosion, oft gleichzeitig mit überformenden, eiszeitlichen Wirkungen, machte sich weiter draußen im Gebiet wasserdurchlässiger Gesteine, der Kalke, Dolomite und der klüftigen Porphyre weniger stark bemerkbar, wo sie im Großen auf das eigentliche Etschtal beschränkt ist.

Auf jene im wesentlichen mittel- bis jungtertiäre Reliefentwicklung erfolgte im Quartär ein erneutes Zieferschneiden der Etsch, das sich bis zur Paßhöhe hinauf geltend macht. Eine spätere, rückläufige Talentwicklung, Senkung des Gebirgsinnern relativ zum Alpenrand, erfüllte das ganze Etschtal mit Schutt und den Auslandungen der Etsch, so daß über das Höchstmaß dieses Einschnidens keine Aussage gemacht werden kann. Nur auf dem Reschenpaß selbst tritt zum ersten und letzten Male bis hinunter zur Veroneser Klause der Felsuntergrund in der Talsohle zu Tage. Wenn auch ein gutes Stück der Ziefenentwicklung des Etschtales so rückgängig gemacht wurde, so ist doch das obere Etschgebiet mit seinen bedeutenden absoluten Höhen zugleich auch das Gebiet der größten relativen Höhenunterschiede der gesamten Ostalpen. Der ganze Vinschgau von der Mündung des Suldentales an bis hinunter in den Meraner Kessel besitzt auf 5 Kilometer Horizontalentfernung im Querprofil mehr als 2000 m Höhenunterschied. Von der Terminiger Spitze über Bezzan bis zur Talauwe beträgt dieser Höhenunterschied gar 2400 m, in der Fernelgruppe bei Meran 2500 m. Kurze Fallläufe mit steilem Gefälle tragen diese starke Reliefenergie bis ins Herz des Gebirges.

Im Ganzen tastet das Gewässernez den Formen des Altreliefs und gewissen Zügen der Tektonik, der Bruchtektonik nach. Der Vinschgau folgt der Einwalmung der Gipfelflur vom Reschen bis zum Meraner Kessel, von da an folgt das Etschtal in seinem südlichen Verlauf der Bruchlinie, die das tektonisch tiefergelegte rechte Ufer vom linken trennt. Im Vinschgau verläuft von Glurns an das Tal in der Streichrichtung der Gesteine, überquert dann allerdings sowohl die ins Passeiertal biegende Meran-Brünerer Gneiszone als auch die Judikarienlinie in einem spitzen Winkel; es nimmt aber dann immer mehr, von Bozen an endgültig, den Charakter eines tektonischen Längstales an, wenn es auch mit Rücksicht auf seinen orographischen Verlauf als Quertal anzusprechen ist.

Die Nebentäler des Oberlaufes zeigen in ihren auseinanderstrebenden Richtungen alle Merkmale der von kuppelförmiger Aufwölbung bedingten zentripetalen Entwässerung, wobei allerdings unsere Etsch von beiden Bergstöcken jeweils nur die Hälfte ihrer Gewässer bekommt. Von dem nach Westen fließenden Langtauserer Bach bis zum fast nordöstlich fließenden Pfelders Bach sind alle dazwischen liegenden Richtungen der Windrose vertreten. Ähnlich bei den Tälern der Ortler Gruppe von dem nordwestlich gerichteten Suldental bis zum nordost gerichteten Ulten. Das Passeiertal folgt im wesentlichen der am Jaufen

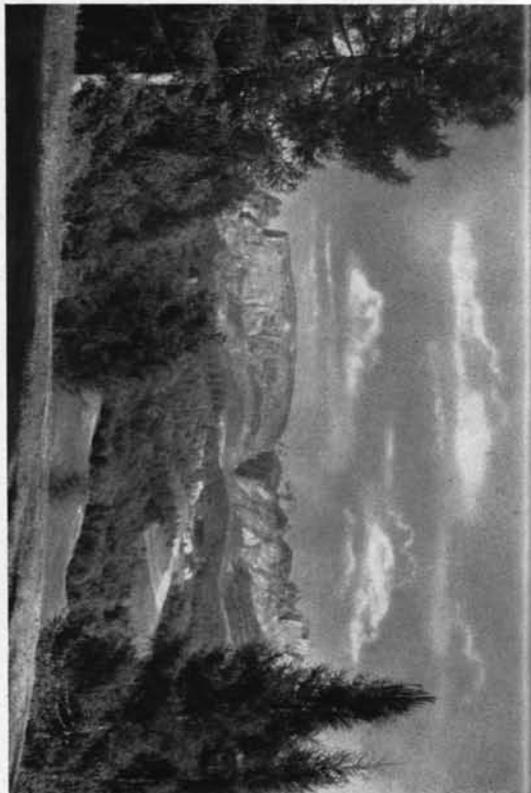
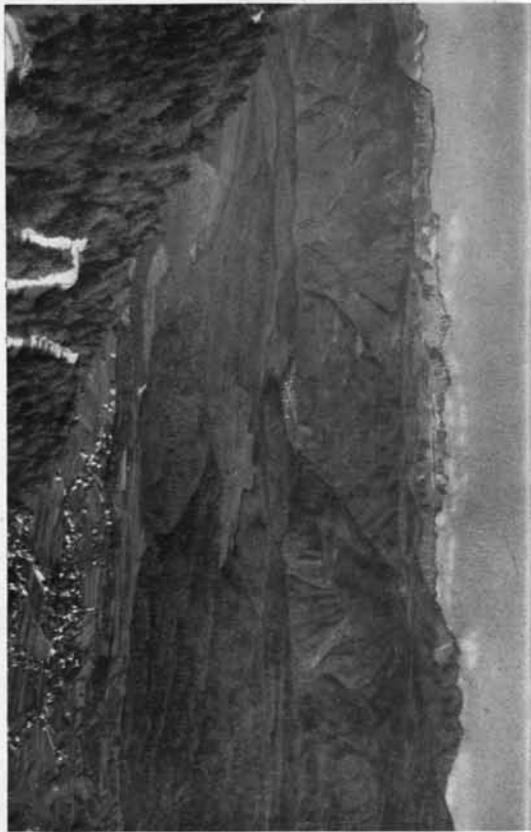
Zu den Bildern:

8. Blick über die Rittener und Willanderer Alm um 2000 m. Schönste Ausprägung des Hochlandreliefs in weitgehender Einebnung bis zu den Hochgebirgsformen der Sarntaler Alpen (Quarzphyllit), deren südliche Gipfel jedoch schon im Porphyr liegen. Im Hintergrund die verfinsterten Zillertaler Alpen. Böllige Entwaldung des Hochlandes durch die Almwirtschaft.

9. Standort: Hochland südlich des Rittener Horns in rund 1900 m Höhe. Blick über den Abfall des Hochlandes zum Mittelgebirge des Tschöggelberges. Dahinter der Mendelkann. In der Ferne rechts Ortler, in der Mitte Adamello, links Brenta. Die vordere Almfläche trägt alle Kennzeichen des gerodeten Waldes: Einzelstehende Zirben in guter Ausbildung, Alpenrosen und die Hügelchen über den vermoderten Baumstümpfen sind Waldzeugen.

10. Standort ungefähr der gleiche wie bei 9. Rechts zunächst noch eine Verebnung des Rittener Hochlandes. Jenseits des Talsereinschnittes das Kreuzjoch, 2087 m, und das Möltenerjoch, 1740 m, beide dem Hochlandrelief angehörend; weiter links der Abfall zum Tschöggelberger Mittelgebirge, das das Etschtal von Meran her begleitet. In der Ferne rechts der Iffinger (Granit) 2500–2800 m dahinter, nach links sich fortsetzend, der Ostabfall der Östaler Gruppe, dann der Einschnitt des Vinschgaues und der Anstieg zur Ortlergruppe.





herabkommenden Depression, westlich der Iffinger-Zonalitätsgrenze, oft dabei die S-förmig knickenden Gneisstriche durchquerend. Das Sarntal, im oberen Teil durchaus konkordant dem synklinalen Gebirgsbau, durchbricht den Porphyr, wahrscheinlich auch hier wie das Eisacktal in bestimmter, durch die Bruchtektonik vorgeschriebener Linie. Von der Mündung des Ultentales an kommt kein größerer Zufluß von rechts in die Etsch. Die Oberkante der rechten, steilen Trogwand des Etschtals ist in ihrem ganzen Verlauf zugleich die Wasserscheide des Noce, genau konkordant dem Einfallen der Trias nach Westen und Südwesten.

Der Formenschatz unseres Landes ist nicht zu verstehen ohne das große Ereignis der Eiszeit, deren Wirkungen und Nachwirkungen, zusammen mit der seit dem Ende der Tertiärzeit verstärkten Tiefenerosion, dem Gebirge den letzten „Schliff“ geben. Bis zu welcher Tiefe das Einschneiden der Etsch bei Beginn der Eiszeit gelangt war, ist bis heute immer noch eine Sache der subjektiven Wertschätzung der Erosionskraft der Gletscher. Ob jener zerschnittene alte Talboden über dem heutigen und unter den Landschaften des Hochlandes und der „Mittelgebirge“, jene breiten Terrassen von etwa 500—700 m im Etschland, zu Beginn der Eiszeit schon zerschnitten war, oder ob seine Zerschneidung und die Niederlegung des Etschtalbodens auf die heutige Lage, ja noch tiefer, ein Werk der Gletscher ist, oder ob sie ein Flußwerk der Zwischeneiszeiten ist, dafür fehlt hier wie anderwärts der bündige Beweis.

Die jüngste Talterrasse.

Wie dem auch sei, diesen untersten Terrassen des Etschlandes, die sich in auffallender Weise vorwiegend an die rechte Seite halten, ist der Charakter eines alten, zu rekonstruierenden Talbodens nicht abzuspüren. Wohl hält sich diese Terrasse für lange Strecken an die Oberfläche des Porphyr, ähnlich wie es bei den alten Landoberflächen des Hochlandes und des Mittelgebirges um Bozen festgestellt wurde, aber es setzt sich dann doch diese Fläche nach oben und unten hin gleichsinnig, ohne wesentliche Höhenänderung in Gebiete anderer Gesteine fort, so daß an der Talterrasseneigenschaft nicht gezweifelt werden kann. Von Penon bei Kurtatsch, das auf einer Terrasse im Triaskalk gelegen ist, (600 m) geht diese Terrasse über in den Porphyr der Aberetscher Felsterrassen von Altenburg (612 m), am Nachatsch (in 600—700 m) und des Kreuzberges bei Eppan (631 m). In der Mitte der Talung liegt in gleichen Höhen der Talsporn des Mitterberges, der einst Etsch und Eisack, die erst weiter abwärts zwischen Auer und Neumarkt sich vereinigten, trennte. Diesem Talboden gehören weitere Gesimse unter dem Burgstalleck an, die zur breiten Eisener Terrasse hinüberleiten, die in 600—700 m Höhe sich zunächst an der Grenze von Porphyr und Bröden Sandstein hält, aber dann in derselben Höhe hinübersetzt in den Zonalität von Böllan an der Mündungsstufe des Ultentales.¹⁰ Am jenseitigen Ufer entsprechen Gesimse im Porphyr zwischen Sinich und Raibach, die Mündungsstufe der Passer bei Sopen, Schenna, Segenbühel und Dorf Tirol, diese aber nun im Gneis, demselben jüngeren Stadium der Talentwicklung, das sich auch als Fels-terrasse

Zu den Bildern:

11. Im Vordergrund die Mendelstraße von Eppan nach Fondo im Nonsberg. In der Tiefe vorne Kaltern in seinen Weingärten auf den interglazialen Schottern. Die bewaldeten Kuppen in der Tiefe gehören dem Porphyrsporn an, der einstmals Eisack und Etsch trennte, die sich weiter süßlich erst vereinigten. Im Mittelgrund über Leifers die steile Trogwand der linken Etschseite mit nur wenigen Strukturterrassen. Aber die jüngere und ältere Altrelieflandschaft des Reggelberges hinaus ragt der Westrand der Dolomiten (Langkofel, Schlern, Rosengarten und Latemar).

12. Typische „Mittelgebirgs“-Landschaft: sanfte bewaldete Kuppen, Rodungen mit Einzelhöfen, Wiesen und Adern, jenseits des Eisacks Schlern und Rosengarten.

13. Blick über den Talfereinschnitt zur leicht gewellten Mittelgebirgsfläche des Ritten. Im Hintergrund Schlern, Langkofel, Sella und Geislerpitzen. Einzelhöfe, im Vordergrund schönes strohbedachtes Futterhaus mit Tennbrücke.

14. Die regulierte Etsch zwischen den Steilformen des harten Porphyr. Niedriger Buschwald überzieht die Hänge, die nur selten bei ihrer Steilheit einen Siedlungsraum freigeben. In der Niederung zahlreiche Obstbäume.

ins Passeiertal hinein fortsetzt. In den Vinschgau setzt sich eine wahrscheinlich als untere Stufe dieses jüngeren Talbodens anzusprechende Terrassenreihe nicht fort, verschwindet vielmehr gleich im Untervinschgau in der Höhe des Talbodens, während eine höhere Stufe, die zum nordost gerichteten Ulten. Das Passeiertal folgt im wesentlichen der vom Tauferen vielleicht schon im Bozener Unterland angedeutet ist, auch im oberen Etschtal deutlich in Erscheinung tritt: Quadrat (814 m), Leisten zwischen 1000 und 1100 m über Kastell und Fiß, solche bei 1100 m im Obervinschgau, schließlich gelangen sie am Malser Schuttkegel bei 1300 m auf die Aufschüttungen der Etsch. (Bild 11 und 57).

Damit ist die Gliederung der Gehänge namentlich des Etschlandes nicht erschöpft. Schichtterrassen an Fuße im Porphyr anschließend, an Gesteinswechsel gebunden, die schiefe Terrasse über dem bei Auer einfallenden Porphyr von Montan 498 m, Mazon 374 m, die Terrasse von Perdonig 900 m), abgesunkene Schollen des Porphyr und der Schichtköpfe des Etschbuchtgebirges bereichern und verunklaren das schon talgeschichtlich gegliederte Bild der Etsch und des unteren Eisack.

Der Etschgletscher der Eiszeit.

In ein solches wahrscheinlich weit unter die tertiären Taläufe eingetieftes Flußsystem ergossen sich in der Eiszeit die Massen des Etschgletschers, wobei nicht feststeht, ob jener eben beschriebene jüngste Talboden nicht auch schon zerschnitten war. Das Eis wurzelte nicht völlig selbständig im eigenen Talssystem. Inneis aus dem Engadin wurde über die Einsattelung des Reschen hinübergedrängt, ebenso wurde über das Schlinigjoch (2298 m) und das Scarljoch (2300 m) und durch das Müstertal das Eis der jenseitigen Nebentäler des Inn, das nicht in den übermächtigen Innegletscher abfließen konnte, in den Obervinschgau abgedrängt.¹⁹ Diese Eismassen, vereinigt mit den großen Gletschern des Langtauferer Tales, des Matscher- und des Suldentales, später mit denen des Martell- und Schnalstales, erzeugten einen Eisstrom von einer Mächtigkeit, die zu Hochflutzeiten am Reschenpaß bis über 2500 m Meereshöhe ging und die sich langsam bis auf 2200 m im Untervinschgau senkte. Dann trat der Etschgletscher in das Gebiet der weiten, alten Reliefs des Bozener Hochlandes, das er nun auf weite Strecken nach Art eines Inlandeises überflutete. Schon in der Meraner Gegend gewann der Gletscher eine Breite von 12 Kilometer, die von der Ruthspitze über den ganzen Rücken zwischen Etsch- und Ultental bis zum Hochjoch reichte. So tritt er in die weite Hochflächenlandschaft reifer Formung in der weiteren Umgebung Bozens ein, verstärkt durch die Gletscher des Ulten- und des Passeiertales. Von der Laugenspitze (2433 m) und dem Iffingergipfel (2533 m) reichte eine ungeheure Eisfläche bis zum Rittener Horn, das kaum über sie hinausragte, und zum Rosengarten und Latemar. Tschöggelberg, Ritten, Reggelberg, der Kamm der Mendel bis zum Rhönberg hinauf, alles lag bedeckt von einer Eismasse, die bis in 2000 m, ja knapp 2100 m Meereshöhe hinaufreichte. Bei Bozen kam das Eisacktaler Eis hinzu, das schon vorher über den Tauferen und das Penser Joch im Sarntal Abzweigungen in das Etschgebiet gesandt hatte. Er trug dazu bei, die Eisgrenze auf jener großen Höhe zu halten, die erst außerhalb unseres Landes, bei Trient etwa, unter die eiszeitliche Schneegrenze sank. Als der Gletscher dann wieder zurückgeschmolzen war, hinterließ er jenes Formenschatz, der für alle vereist gewesenen Gebiete charakteristisch ist. Er gestaltete das Haupttal um zu einem Trogtal, das zu den schönsten und modellartigsten der ganzen Ostalpen gehört.²⁰ Weiträumigkeit, Geradlinigkeit bis auf die beiden die Hauptrichtung des Tales ändernden Knie bei Glurns und Meran zeichnen das Etschtal aus. Nur das Müstertal mündet gleichhölig, alle anderen in Form von Hängetälern hoch über der Talsohle, die überdies noch nicht einmal vom Felsuntergrund gebildet wird. Über das Maß der Eintiefung durch den Gletscher läßt sich solange nichts Endgültiges aussagen, solange das Alter der jungen, tiefsten Felsterrassen, sowie das Maß ihrer evtl. Zerschneidung bei Beginn der Eiszeit nicht eindeutig bekannt sind. Von der Beantwortung dieser Fragen und der damit zusammenhängenden nach der Ausgeglichenheit der Gefällskurven der Bäche zu Beginn der Berggletscherung hängt es ab, ob und in welchem Grade der Formenschatz der Talstufen, der Trogschultern Eiswerk oder nur mehr oder minder überformtes Flußwerk ist. Wie man sie auch deuten möge, Hängetäler sind alle Nebentäler. In 400 m über der Paßhöhe münden die

Talungen des Rojen und des Zerzer Baches, Langtauferer 200 m über der Talsohle, das Suldental etwa 400 m, Martell rund 500 m, Schnals 700 m. Lehnten sich diese Mündungsstufen im wesentlichen an die Höhe des jungtertiären Reliefs (der Mittelgebirge) an, so münden Passier und Ultental genau in der Höhe der jüngsten Felsterrasse. Von diesen Mündungsstufen an gehen die Trogtäler ins Herz des Gebirges mit Talstufen und Trogschluß zu den zugespitzten karreeichen Hochgebirgsformen der Gipfelregion, ohne daß diese Formen bei der Kürze der Täler und der damit verbundenen starken Reliefenergie und bei der schluchtartigen Zerschneidung alle in der Klarheit und großen Entfaltung erhalten geblieben wären wie in anderen Tälern der Tauern oder der Nordseite der Ostalpen.

Anders sind die Gletscherwirkungen im Gebiete des weiträumigen Altreliefs, im Porphyr, um Bozen. Hier kann von ausgesprochenen Großformen der Gletschererosion nicht die Rede sein. Das alte Relief ist kaum verletzt. Wohl ist das Haupttal übertieft mit zugespitzten, wandartigen Trogschlanken. Aber hier, wo die Eismassen in weiter, flächenhafter Verteilung, und Verdünnung viel von ihrer Erosionskraft verloren haben, kam es in den Seitentälern nicht zur Ausbildung von Trogsformen. Das Sarntal mündet schluchtartig ins Haupttal, nur Sesimse verlaufen ins Talinnere. Zu beiden Seiten herrschen eben bis vor Sarntal die Formen der Hochlandreliefs und der Mittelgebirge, die nur kurz von der Talsohle des Baches unterbrochen werden. Ähnlich verhält es sich mit dem Eisack-, dem Tierser- und dem Eggental und den übrigen Nebentälern des Etschlandes. Ausgesprochenes Eiswerk macht sich hier nur in untergeordneter Weise geltend.

Überall hat dann der Gletscher nach seinem Rückzug Moränen zurückgelassen. Moränen haben gleich oben auf der Paßhöhe den Ausgang des Rojentaler verstopft und den einst zum Inn abfließenden Bach ins Etschgebiet übergeleitet.²⁰ Moränen haben die Hänge steilhaft überkleidet. Sie liegen auf den vielen Terrassen des Vinschgau und des Etschlandes. Moränenbedecken überkleiden mehr oder minder lückenhaft das Bozener Porphyrgebiet und sind hier Baustoff zu den eigenartigen Erdpyramiden.

Zu diesen, meist Grundmoränen des Etschgletschers treten andere ausgesprochene Endmoränenwälle aus den Rückzugsstadien der Gletscher. Moränen des Schnitzer Stadiums liegen an den Mündungen des Matscher-, des Sulden, des Laaser- und des Martell-Tales. Weiter taleinwärts fehlen fast nie die Moränen des Daunstadiums.^{20, 21}

Die jüngste Talgeschichte.

In der Nacheiszeit sind die Stufenmündungen mehr oder weniger stark zerschnitten worden, soweit nicht schon interglazial oder gar vor-eiszeitlich damit begonnen wurde. Die meisten dieser Täler endigen in Klammen, besonders schön Schnals und Ulten. Doch die schönsten dieser Klammen sind im Bozener Porphyr erhalten. In diesem harten und wasser-durchlässigen Gestein konnte die Denudation mit ihrer Zuschragung der Gehänge noch kaum wirksam werden. Mit senkrechten Wänden durchschneiden die Klammen des Eggentaler Baches, der Falfer und auch des Eisack den Porphyr. Die kleineren Bäche, die ganz im Porphyr liegen, entwickeln nicht genug lebendige Kraft, als daß sie sich einschneiden könnten. In Wasserfällen stürzen sie dann unmittelbar von der Mittelgebirgshöhe weithin sichtbar zu Tal. In dieser Weise münden der Sargazoner-Bach, der von Wilpian und im Bereich der Triaskalke der von Salurn. Oder sie eilen in kurzen, ungemein steilen Stufen von der letzten alten Berechnung ins „Land“ hinunter, der Rifelaun-Bach bei Rentsch-Bozen, der Branten- und Leiferer-Bach. Zu einem ausgeglicheneren Gefälle wenigstens im Unterlauf, zu einem größeren Rückschreiten der Erosion bringen es nur die größeren Bäche wie die Falfer, der Eggentaler- und der Tierserbach, die an den Hochgebirgen von Sarntaler Alpen, Rosengarten und Latemar und ihren erhöhten Niederschlägen die Ursache zu stärkerer Wasserführung haben. (Bild 62).

Die Wasserdurchlässigkeit des harten, klüftigen Porphyr führt zur Bildung von Quellen am Fuße der Trogwand gegen die Talau. Hier an der Grenze von Gestein und Aufschwemmungen der Etsch begleiten eine dichte Reihe von Quellen den ganzen Verlauf der Talwand, Quellen, die fast alle schwefelwasserstoffhaltig sind, wahrscheinlich infolge des Pyrites, der im Porphyr gelegentlich Kristallbrüsen bildet.

Die Schuttauuffüllung des Etschtales.

Es gilt noch eines Formenelementes zu gedenken, das gerade für die Gestaltung unseres Landes von entscheidender Bedeutung geworden ist und ebenfalls in unmittelbarem Zusammenhang mit der Vergletscherung steht, der Aufhäufung des Schuttes und der Aufschwemmungen. Nach den langen Zeiträumen einer fortschreitenden Tiefenerwicklung des Talstystems tritt es nun in ein Stadium regressiver Art, das seit der Nacheiszeit bis in die Gegenwart fortbauert. Auf die langen Zeiträume vorherrschender Hebung des Landes mit eingeschalteten Ruhepausen, folgte ein Zurücksinken des Gebirges.

Interglaziale Schotter.

Es ist die nacheiszeitliche rückläufige Entwicklung nicht die erste ihrer Art. Aus dem Oberetsch und aus den Terrassen des untersten Eisactales bei Bozen sind uns ausgebreitete Aufschüttungen des fließenden Wassers bekannt, die, zwischen rundgeschliffenen Porphyr unten und Moränenmaterial oben liegend, als Reste interglazialer Einschotterung des Etschtales gedeutet werden müssen. Bis weit in die Nebentäler hinein reichen diese typischen gerollten Flußschotter, die auf eine Auffüllung des Etschtales und der unteren Nebentäler bis zu durchschnittlich 600 m heutiger Meereshöhe und noch höher schließen lassen. Im Oberetsch haben diese St. Pauller Mehlsande und verwandte Schuttauuffüllungen die ganze Talung zwischen dem felsigen Mitterberg und den Terrassen unter der Mendelwand aufgefüllt.^{7, 22} Zu diesen Anzeichen einer rückschreitenden Talentwicklung, zwischeneiszeitlichen Alters, gehören auch die fossilen Schuttkegel von Leifers und Burg Tirol, die ebenfalls zwischen Moräne oben und geschliffenem Porphyr unten liegen.¹⁰ (Bild 16).

Die postglaziale Zuschüttung.

Mit dem Rückzug der Gletscher setzte eine zweite Periode der Schuttbildung im Haupttale ein, die heute noch in stärkster Wirksamkeit ist. Haben wir es doch im Etschtal auf seiner Sohle von der Paßhöhe an nur mit Schwemmland und Aufschüttungen zu tun. Während die zahlreichen Stufen der Nebentäler diesen auch nach der Eiszeit eine fortbauende starke Tiefenerosion brachten, ist sie im Haupttale längst zur Ruhe gekommen.

Es verhalten sich auch hier Vinschgau und Etschland entsprechend dem verschiedenen Gesteinscharakter verschieden. Drei Faktoren treffen zusammen, im Vinschgau eine besonders starke Beherrschung des Landschaftsbildes durch den Gebirgsschutt hervorgerufen: Große Reliefenergie, weiche, mürbe Gesteine der Vinschgauer Schiefer und die Zusteilung der Gehänge durch den Schluß des Gletschers, vegetationshemmende Trockenheit und große Regendichte. Kurze, aber wasserreiche Regenfälle kommen hinzu, die Schuttführung der Seitenbäche besonders katastrophal zu gestalten.

Als mit dem Fortschmelzen der Gletscher das übersteilte Gehänge des Widerhaltes der Eispressung beraubt war, brachen allenthalben aus den Gehängen Rutschen, die zu kurzen, meist leeren Wasserläufen wurden, und die gleich schlecht heilenden Wunden immer wieder die sich neu bildenden Schuttmassen des leicht verwitterbaren Gesteines der Vinschgauer verschiedenen Schiefer in Form von Muren ausbluten, wenn die Regengüsse das Material in Bewegung bringen. Beim Übertritt ins Tal hört mit dem Gefällsbruch die transportierende Kraft auf, so daß der Schutt sich in oft gewaltigen, beherrschenden Schuttkegeln in der Talsohle aufhäuft. Die Stufen der Nebentäler liefern bei der neu belebten Tiefenerosion ebenfalls eine Menge Geschiebe, das nur zum Teil der Etsch zugeführt werden kann.²³ Die größten und gefährlichsten dieser Vinschgauer Schuttkegel entspringen gerade den kleinsten und kürzesten Einrissen im Gehänge.²⁴ Sie beginnen oft genug nicht einmal an einem Einschnitt des Kammes; sondern unmittelbar unter einem Gipfel setzt der Einriß an mit einem Gefälle, das bis untenhin dem des Gehänges nahezu gleichkommt (16—20°), so daß auch die größten und größten Schuttmassen bei verhältnismäßig geringer Wasserführung zu Tal transportiert werden können, wenn Hochgewitter, starke Herbstregen diese Wilbbäche binnen kurzem anschwellen lassen. Beim Eintritt ins Tal kommen dann diese dickflüssigen, breiigen Muren des mürbplitterigen Gesteins zum Stehen. Die Transportkraft der geringen Wasser-

massen reicht bei weitem nicht aus, diese Schuttmassen in die Etsch und zum völligen Abtransport zu bringen. Es entstehen steile Schuttkegel, die sich hoch über die Talsohle erheben. So wurzelt der Gadrjauschuttkegel bei Schlanders unterhalb der weißen Riept (2951 m) aus Einrissen, die dann in einem Lauf von 7 km die ganze Höhendifferenz von nahezu 2200 m durchmessen. Mit einer Grundfläche eines Halbkreises von 7½ km Durchmesser sitzt er im Etschtal, das unterhalb eine Meereshöhe von knapp 700 m hat. Er reicht mit einem schmalen Hals von 2 km Länge bis in eine Höhe von 1400 m bis tief in den Seitengraben hinein. Mit einer Schuttmasse von mehr als einer Milliarde Kubikmetern drängt²⁴ er die Etsch ganz ans jenseitige Ufer und staute sie früher zu einem See, den sie jetzt mit ihren Alluvionen aufgefüllt hat, so daß eine Talstufe von nahezu 200 m Höhenunterschied entstand. (Bild 17).

Die Tatsache schon, daß der Schuttkegel meist wieder von seinen Bächen zerschnitten ist, deutet darauf, daß er nicht im Verlauf normaler ruhiger Ablagerung über den Talboden angewachsen ist, sondern einer Reihe von kurzen, katastrophalen Murbrüchen seine Entstehung verdankt, die natürlich ein anderes, viel steileres Endgefälle haben. Besonders extreme Verhältnisse weist der Kegel des Föllgrabens auf, der von seinem Bach wieder 9 m tief eingeschnitten ist. Überall, auch in den Seitentälern sind diese Murbrüche gefürchtete Gegner der menschlichen Ansiedlung. Unter ihnen leidet besonders stark das Passeiertal. Im Jahre 1401 entstand hier der Kummersee in Folge von Aufstauung durch große Lehnenbrüche des zermürbten Gesteins. Mehrmals brach er aus und forderte immer wieder Todesopfer. Einmal zerstörte er einen Teil von Meran und soll dabei 400 Menschenleben vernichtet haben.^{13, 25, 26}

Die wasserreicheren Nebenflüsse schütten nicht solche hochgewölbten Schuttkegel auf. Ihr größerer Schutt, oft selbst aus angeschnittenen Schuttkegeln des Nebentales stammend, bleibt schon im eigenen Bett liegen, nur ein mittelförniger bis feiner Schotter wird fortgeführt und in flachen, kaum gewölbten Schuttfächern abgelagert. Die größeren Nebenbäche versehen dauernd die Etsch mit dem kleinen Schwebematerial, mit dem dann der Hauptfluß die Talsohle erhöht. Zwischen diesen beiden Extremen von Schuttkegeln und Schuttfächern gibt es nun alle Übergänge, die mehr oder minder groß zu beiden Seiten der Etsch zu finden sind. Außer diesen großen Schuttkegeln, die durch Aufstau der Etsch stufenbildend wirksam werden, und außer den Schwemmfächern, die laufend die Etsch mit Geschiebe versehen, welche diese zum Ausgleichen ihres Gefälles, zum Aufstauen, verwendet, gibt es auch in den Nebentälern eine große Zahl von Kegeln und Einrissen, deren Schutt vollständig, ohne überhaupt den Hauptfluß zu erreichen, im Talgrund abgelagert wird. In den Laaser Leiten und sonst am Sonnenberg, im Schnalstal bei Karthaus und immer wieder auch an anderen Stellen ist der Hang zerfurcht von einer Unzahl von Gräben, längs denen Schutt von den vegetationsarmen Hängen zu Tale fährt. Überall im Vinschgau, im Obervinschgau besonders, leuchten die hellen, immer wieder frischen Einrisse ins mürbe Gestein zu Tale. Die Zuschüttung mit dem Schutt der leicht verwitterbaren Schiefer und Phyllite, bereichert durch Material aus den Moränen, ist eins der hervorstechendsten Kennzeichen des Vinschgaus. Ursachen sind, außer Übersteilung der Gehänge und Gesteinsbeschaffenheit die mangelhafte Bewaldung des Sonnenberges, die eigenartigen klimatischen Verhältnisse. Die Niederschläge des Jahres, an sich gering, drängen sich auf kurze Zeit zusammen, so daß die im Laufe längerer Zeit gebildeten Verwitterungsmassen durch die plötzlich verstärkte Transportkraft der Seitenbäche und Gräben zu Tale gerissen werden. Es findet kein über längere Zeiträume verteilter einigermaßen stetiger Abtransport der Geschiebe statt.

Fünf Schuttkegel vom Typus des beschriebenen der Gadrja zerlegen die Etschtalstrecke des Vinschgau in fünf Stufen, die wie folgt den Vinschgau gliedern:²⁷

	km lang	‰Gefälle
Reschenscheidegg bis zum oberen Ende des Reschensees	0,75	34
Talstrecke des Seengebietes 1450—1478 m Meereshöhe	8,6	3,93
Abfall über den Schuttkegel der Malser Heide	9,5	55,16
Talstrecke Glurns-Laas 870—907 m	13,55	3,38
Stufe der Schuttkegel der Gadrja	6,85	23,25
Talstrecke Schlanders—Latsch 650 m rund	6,45	7,35
Stufe des Latscher Kegels	2,65	22,73

	km lang	‰ Gefälle
Falstrecke Marein Staben 560 m	5,7	6,41
Stufe des Tablander Kegels	1,7	18,18
Falstrecke Naturns Rabland 500 m	8,00	3,73
Stufe der Töll	5,25	39,42

Von den Schuttkegeln wird die Etsch bald an die eine, bald an die andere Seite gedrängt. Auf kurze Falstufen, in denen die Etsch zur nächst tieferen Falstrecke hinabschnellt, folgen längere Strecken ruhigen Verlaufes. Man kann sagen, daß auf den kürzeren Falstrecken, deren mittleres Gefälle über 6‰ liegt, die Auflandung der Etsch zur Ruhe gekommen ist und der Fluß in ruhigem, ausgeglichenen Endgefälle dahinfließt, — wenn nicht neue Katastrophen auf den Schuttkegeln die Gefällsverhältnisse ändern. Dagegen auf den langen Falstrecken mit einem mittleren Gefälle von 3—4 ‰ ist nirgendwo die aufschüttende Tätigkeit der Etsch zur Ruhe gekommen. Über der obersten Falstufe, der Malser Heide, hat es die junge, nur wenig Geschiebe führende Etsch bis heute noch nicht fertig gebracht, die einst wohl überall vorhandenen Seen zu unterdrücken. Der einst einheitliche See, der sich vom heutigen Süden des Haider Sees zum Nordende des Reschen Sees erstreckte, ist durch den Schuttkegel von St. Valentin und den Schwemmkegel des Langtauferezer Tales zwar in drei Teile getrennt worden und erheblich in seiner früheren Größe vermindert worden, aber bis zur völligen Verlandung durch die Geschiebe der Nebenbäche, die hier vor allem in Frage kommen, ist noch ein weiter Weg.^{15, 28}

Die Falstrecken oberhalb der Töll und des Gadriauschuttkegels haben zwar keine Seen mehr, von denen noch Sagen der einwohnenden Bevölkerung zu melden wissen, doch ist bei dem geringen Gefälle der Etsch die Auflandung hier noch in vollem Gange. Die großen versumpften Strecken konnten auch hier nur teilweise durch Regulierungen beseitigt werden. Da das Endgefälle in diesen Falstücken noch nicht erreicht ist, nimmt das Gefälle von den oberhalb liegenden Stufen her zu rasch ab, als daß ein dauernder Abtransport der Geschiebe auf die Dauer möglich wäre.

Da die Etsch andauernd bestrebt sein wird, ihr Gefälle auszugleichen, und in die Stufen bildenden Schuttkegel sich einschneidet, sind die Ortschaften der obersten Stufe und darunter sehr von Ausbrüchen des Haider Sees bedroht. Das kleine Städtchen Glurns wird durch Schuttmassen, die solche Katastrophen begleiten und gegen seine Stadtmauern branden, immer tiefer gelegt und droht in ihnen zu versinken. Schon heute führen alle Wege in das Städtchen mit einem Gefälle hinein. Doch glaubt man, daß das Einschneiden der Etsch nunmehr durch die vorgenommenen Sicherungsarbeiten vorläufig ein Ende genommen hat und daß solche Katastrophen wie die der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts, die Burgeis nahezu völlig, Schleiß zur Hälfte zerstörten, nicht mehr zu befürchten sind.²⁴

Der letzte große stufenbildende Schuttkegel des Binschgauers, des Töllgrabens unter der Rötelspize drängt die Etsch ganz auf das rechte Gehänge, so daß hier ein Felsgrund zu Tage tritt. Wenn dieser Felsgrund auch nicht die Sohle des eigentlichen Tales, vielmehr das untere rechte Talgehänge dargestellt, so lassen doch die zusammentretenden Hänge rechts und links vermuten, daß sich hier eine Felsstufe des unmittelbar postglazialen Tales unter dem Schuttkegel verbirgt.

Die Aufschüttung im Etschland.

Die Etsch fließt nun in einer Talauwe, die von 290 m bei Marling bis auf 210 m in der Enge von Salurn fällt. Auf einer Strecke von nahezu 60 km beträgt also der Höhenunterschied nur 80 m. Mit dem Eintritt der Etsch in die Ebene von Meran beginnt eine lange Falstrecke grundsätzlich anderer Gestalt. Beherrschten bisher die groben Schuttmassen und Geschiebe der Seitenbäche und Sträben den Verlauf der Etsch, die des Materials, welches diese mitbrachten, nicht Herr werden konnte, so überwiegt nun die Ablagerung der Etschgeschiebe und Schweben über die der Seitenbäche. Von der Passer und Falschauer mündung an verursachen nur der Schwemmächer des Eisack, der einen Knick im Gefälle der Etsch hervorruft und die außerhalb unseres Gebietes mündenden Noce und Avisio, deren Stau sich bis ins Unterland bemerkbar macht, Unstetigkeiten des Gefälles. (Bild 14 und 16).

Harte und schwer verwitterbare, klüftige und wasserdurchlässige Gesteine, zur Hauptsache Porphyr und Schlierndolomite, verminderte Reliefenergie bedingen eine geringe Schuttbildung. Wohl ist die Übersteilung durch die Eiszeit auch hier beträchtlich, Anders als im sanfter geformten Binschgau, stehen steile, wandartige Troglanken zu beiden Seiten der Etsch. Aber der grobe Schutt des Porphyr ist schwer beweglich. Bis hoch hinauf auf oft die Hälfte der Wandhöhe umkleidet er steil die Talflanken. Es mangeln auch die Wassermengen, die ihn in Bewegung setzen können, weil einmal nur wenig Wasser oberflächlich abfließt und dann die bedeutenden Höhen fehlen, an denen Wassermassen abregnen könnten. Die Übersteilung durch den Gletscher macht sich hier eher durch Bergstürze, die jedoch im allgemeinen selten sind, Luft. Der bekannteste ist die Sand unter dem Penegal. So sind die Schuttkegel der kleinen Nebenbäche klein, nirgendwo erreichen sie Etsch oder auch nur die Talmitte. Es überwiegt bei weitem die Ablagerung der Geschiebe durch die Etsch, in denen die kleinen Regel ertrinken.

Murgänge, „Lahnen“ fehlen nicht ganz, sind namentlich da, wo sie auf den fruchtbaren Terrassen in hochwertige Böden abgefangen werden, überaus empfindlich zu spüren, (Überetsch!)²⁷ doch die Ausmaße der Binschgauer Katastrophen erreichen sie nie. Meist stammen sie dann aus tonigen und mergeligen Gesteinen der unteren Trias rechts der Etsch oder aus Moränen.

Drei mäandriert die Etsch in ihren Aufschüttungen. Der Talboden zeigt alle Kennzeichen vorherrschender Auflandung durch den Hauptfluß. Es entstehen Versumpfung; die Nebenbäche können wegen der stärkeren Aufschüttung des Hauptflusses diesen nicht erreichen; sie begleiten die Etsch auf lange Zeit, ehe sie einmünden können. Oft sammeln sich mehrere solcher Bäche zu den sogenannten Biejen, deren Mündungsverflechtung beträchtlich sein kann, wenn sie sich nicht völlig im Sumpf verlieren, was früher vor den Regulierungen der häufigere Fall war. Auch heute noch finden sich im Winkel zwischen Gehänge und Schuttkegel talaufwärts Sümpfe. Manche Regel, so der von Andrian, sind an ihrem Unterrand von einem förmlichen Sumpfringen umgeben, der den Bach aufnimmt. Das Gefälle der Etsch und damit die Verhältnisse des Talbodens, der in seiner ganzen Strecke sehr unfertig und labil. Nirgendwo ist das Endgefälle erreicht; es kann auch nicht erreicht werden, da die Staurücken der beständig stark aufschüttenden Eisack und Noce immer wieder neue Höherlegungen der lokalen Erosionsbasis verursachen.

Von der Töll bis zur Eisadmündung.

Im Kessel von Meran treiben die Gerölle der großen Nebenbäche, Passer und Falschauer, große Geschiebemassen in den Fluß. Sie kommen noch aus den Gesteinen der Binschgauer Schieferregion und aus solchen verwandter Art, kurz aus demselben Gebiet der Bergschlipfe, Bermurungen, wie sie im Binschgau so bösartig auftreten. Namentlich die Passer hat vor Zeiten verheerende Katastrophen verursacht durch die wiederholten Ausbrüche des erwähnten Rabensteiner Sees. Hier im Meraner Kessel liegen die letzten Schuttkegel vom Binschgauer Typus, deren schönster, der von Mais aus der Bruchlinie zwischen Jffinger Tonalit und Porphyrplatte aus dem Raifgraben herunterbricht. Diese Nebenbäche des Meraner Kessels, vor allem die Passer, stellen die Hauptmenge des Geschiebes des Etschflusses, nicht die Etsch selber, die über die Töllstufe herunterkommt, da deren Geschiebe vollkommen in der Talebene von Naturns-Rabland abgefangen wurde. Die Falschauer drängt die Etsch ans Nordgehänge und hat einen großen, ebenen Ablagerungsplatz in der Talsohle, so daß aus ihr nicht so viel Geschiebe in den Hauptfluß gelangt.

Ist das Gefälle der Etsch bis zur Falschauer Mündung noch beträchtlich, so nimmt es von dort an schnell ab. Während der 5,4 km langen Strecke bis zur Gargazoner Brücke beträgt es noch 2,04 ‰, die drei Kilometer bis zur Bilpianer Brücke legt sie noch mit 1,57 ‰ zurück. Die weiteren 3½ km zur Zerlaner Brücke mit nur 1,04 ‰ Gefälle. Die letzten 10½ Kilometer bis zur Eisackmündung im Staurücken von deren Schuttkegel haben gar nur mehr 0,89 ‰ Gefälle. Dabei ist zu bedenken, daß diese Zahlen nicht den Naturzustand darstellen, sondern den seit der Etschregulierung verbesserten.²⁷

An der Auffüllung dieses unausgeglichenen Talbodens beteiligt sich in besonderem Maße die Schmelze des Hauptflusses und auch der Nebenbäche. Geröll und überhaupt geschobenes Material gelangt in der Etsch kaum über Wilpian hinaus, in den Nebenbächen nicht über den Unterrand der Kegel. In der ganzen Talaue abwärts bis zum Eisackfächer findet man dann nicht einen Stein. Die Auflandung geschieht durch die feinen schwebenden sandigen und schlackartigen Materialien, auch der Nebenbäche, die den Gefällsknick am Schuttkegelfuß namentlich bei reichlicher Wasserführung überwinden können. Der Porphyrtuff, die Gröbener Sandsteine der alten Reliefs, vor allem auch die ausgeschlemmten Moränen sind die hauptsächlichsten Lieferanten dieses feinen Materials, das die Etschauen auflandet, besonders in Hochwasserzeiten, wenn die Nebenbäche nicht in den Hauptfluß münden können, und die Aue auf weite Strecken förmliche Seen trägt. Insofern sind die Nebenbäche wesentlich mitbeteiligt an der Auflandung der Talsohle, ohne jedoch wie im Vinschgau mit ihren Kegeln das beherrschende Element zu sein, das dem Hauptfluß Lauf und Gefälle vorschreibt, ohne auch nur einigermaßen mit der Auflandung durch die Etsch Schritt halten können. So liegt meist die Flußsohle der Etsch höher als die Umgebung. Der Talboden zwischen Lana und Nals ist darum naß und von Natur aus versumpft. Hinzu kommt das Berggrundwasser des Porphyrs, das, wie erwähnt, in einer Kette von Quellen am Fuße der Porphyrmauern entspringt und ebenfalls mangels genügender Abflußmöglichkeit mit den mündungsverschleppten Bächen eigene Versumpfungen bildet.

Von der Eisackmündung bis Salurn.

Das nun folgende Talstück von der Eisackmündung bis zur Enge von Salurn ist ganz wesentlich von dem Eisack bestimmt, dessen Einzugsgebiet mit 4217 qkm gegenüber den 2712 qkm der Etsch bei weitem größer ist. Er bringt aus der steilen, engen Talstrecke des Runterweges besonders grobe Gerölle mit, die eine starke Versteilung des Gefälles bedingen. Mit 1,68 ‰ beginnt es und fällt dann stetig mit der Annäherung an den Staurücken von Noce und Avisio, bis es in der Salurner Gegend 0,58 m Gefälle je 1000 m beträgt, wobei allerdings zu bedenken ist, daß wir es nunmehr mit einer bedeutend mehr Wasser führenden Etsch zu tun haben. Vor der Regulierung waren die Verhältnisse bedeutend ungünstiger. Damals konnte der Aufstau durch Noce und Avisio den Etschfluß bis Neumarkt hemmen und die Auen bis dahin ganz besonders stark versumpfen. Bei Salurn war noch in historischen Zeiten ein See vorhanden, auf den heute noch der Dorfname Laag deutet. Heute noch ist in dieser Talstrecke eine nach unten hin zunehmende Neigung zur Versumpfung zu verzeichnen. Die Etsch hat hier mit ihren Auflandungen den kalteren See aufgestaut, der 3 km vom Fluße entfernt, 9½ m unter dem normalen Hochwasserspiegel der Etsch liegt. Auch heute noch sind die Überschwemmungen beträchtlich, bei Neumarkt beträgt die bei normalem alljährlichem Hochwasser überschwemmte Fläche 1,84 qkm und bei Salurn 1,04 qkm. Die Einwohner von Kurtinig, unten an der Sprachgrenze, nennen in Selbstironie ihr Dorf „Kleinvenedig“. In früheren Zeiten nahmen die Hochwässer ganz ungeheure Formen an. Auf große

Zu den Bildern:

16. Inmitten einer breiten, völlig ebenen Schwemmlandsohle fließt die regulierte Etsch. Aber die Aue erhebt sich die Terrassenlandschaft des Aberetsch, im Blickfeld in Richtung des alten Etschlaufes vor allem von interglazialen Schottern, den St. Paulser Mehlsanden gebildet, die mittlerweile wieder an den Rändern steilwandig zertalt sind. Im Hintergrund die Kalkberge um Truden. Vorn eine Edelkastanie und halboffene Pergeln.

17. Von halber Höhe dieses großen Schuttkegels sieht man in die weite Talung des Mittelvinschgau. In der Mitte des Bildes tritt der breite Schwemmfächer des Martelltals kaum in Erscheinung, während der einem kurzen Bacheintritt entstammende Schuttkegel von Tarsch im Hintergrund sich deutlich abhebt. Links vorn Schlanders, rechts Gölfan. Im Gegensatz zur porphyrbherrschten Etschlandschaft auf Bild 16 herrschen hier weichere Formen.

15. Tal des Mittelgebirgsreliefs, tief ins ältere Hochland hineingreifend, stark mit Moränen ausgekleidet. Im Hintergrund die Rosengartenspitze und die Bajolettürme. Gut bewaldete Schattseite, auf der Sonnenseite Einzelhöfe in großen Rodungen.

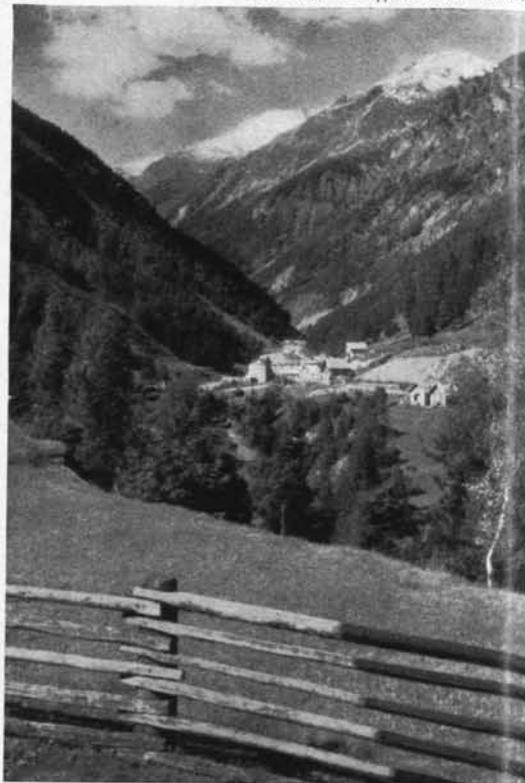
16. Blick von Montigal bei Serlan gegen das Ueberetsch



15. St. Ciprian im Sierler Tal



17. Der Mittelvinschgau vom Gadiolischuttkegel gesehen



Erstreckung hin, besonders oberhalb von Sigmundskron, von Auer und von Salurn war dann das Tal von einem großen See erfüllt, der in einem Falle von Felsflanke zu Felsflanke reichte und 7 m tief war.²⁴

Klima³²

Die Oberflächengestaltung, die sich kurz dahin charakterisieren läßt: breite Hochflächenlandschaft reifer Formen, die nach Norden, Nordwesten und Westen zu Hochgebirge ansteigt, hineingeschnitten ein breites Trogtal, das ohne Engen bis zum wasserscheidenden Kamm hinaufführt, — diese Oberflächengestaltung des Landes ist zusammen mit seiner Lage am Südfuß der Alpen, aber immer noch im Innern des Gebirges, maßgebend für die Wirksamkeit der klimatischen Faktoren, denen das Gebiet ausgesetzt ist. Es liegt außerdem im Bereiche der vorherrschenden West- und Nordwestwinde, wie das ganze übrige mitteleuropäische Klimagebiet. Das Zusammenwirken orographischer und morphologischer Faktoren mit denen der klimatischen Einordnung in mitteleuropäisches Klimagebiet machen die eigenartigen Klimaverhältnisse des Landes verständlich.

Mittlere Häufigkeit der Windrichtungen auf der Zugspitze.
Zahl der Verminstunden, an welchen die betreffende Windrichtung beobachtet wurde.

	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Wind- stille
Januar	8,2	3,0	4,0	17,4	5,0	8,4	9,0	32,2	5,8
Februar	10,2	4,0	3,0	12,6	2,8	8,2	7,6	27,2	5,0
März	10,0	1,8	2,0	16,2	11,8	9,7	9,6	27,0	5,2
April	10,4	1,6	1,8	12,4	9,2	5,8	10,8	30,4	7,4
Mai	15,0	1,6	2,8	20,0	8,2	5,2	7,6	22,2	10,4
Juni	8,2	4,2	2,4	17,0	6,4	7,0	6,6	28,6	9,6
Juli	8,6	2,4	1,2	9,8	5,8	7,0	11,0	41,0	6,2
August	5,2	1,4	0,2	7,8	8,4	11,8	11,8	39,4	7,0
September	7,0	1,6	3,2	19,2	9,8	12,0	5,2	21,2	10,8
Oktober	6,6	5,4	1,4	19,0	4,8	11,6	9,6	26,2	8,4
November	6,4	2,8	2,6	14,2	6,6	13,4	4,6	30,6	8,8
Dezember	12,4	2,8	1,4	14,8	7,6	11,0	11,4	25,4	6,2
Jahr	108,2	32,6	26,0	180,4	86,4	110,8	104,8	351,4	90,8

Windverteilung und Niederschlag.

Nach den Messungen der Verteilung der verschiedenen Windrichtungen in der freien Atmosphäre über den Tälern und Gipfeln des Landes, für die uns als nächste meteorologische Station die Messungen des Zugspitzobservatoriums zur Verfügung stehen, ergibt sich, daß die Nordwestwinde sehr vorherrschen.²⁰ Sie überwiegen auch in jedem einzelnen Monat des

Zu den Bildern:

18. Der Karersee (1534 m) liegt in Moränenschutt eingebettet inmitten des staatlichen Karerwaldes, dessen schlante Fichten sich in seiner kristallklaren Flut gemeinsam mit dem Kalkfelsen des Latemar spiegeln. Ein Waldbild echt mitteleuropäischen Charakters.

19. Waldbandschaft der Ortlergruppe. Deutlich unterscheidet sich die schütter baumbestandene Sonnseite von der dunkel bewaldeten Schattseite.

20. Noch kaum einen Tagesmarsch von der deutschen Sprachgrenze entfernt ist die Landschaft des Toblinoees in Juditarien von ausgesprochen mittelmeerischem Charakter. Der ehemals vorhandene Hochwald ist bis auf die Gipfel hinauf der italienischen Waldverwüstung zum Opfer gefallen, zum Teil ist kümmerliches, kaum mannshohes Gebüsch an seine Stelle getreten. Die Vegetationsoase von Zypressen, Zedern, Eibäumen erhöht, gemeinsam mit der Platane im Vordergrund, den Eindruck südländischer Landschaft, der auch in den meist begünstigten Teilen des südtiroler Eisstaates nirgends in solchem Maße hervorgerufen wird.

Jahres über alle anderen Windrichtungen. Stark beteiligt an der Luftbewegung sind dann alle übrigen Strömungen mit Nordwest-Komponente und die Nordwinde. Ihnen gegenüber erreichen nur noch der Süd und Südost eine größere Häufigkeit; sie erlangen im Mai und im September beinahe die Bedeutung der Nordwest-Winde.

Aus dieser Verteilung der Winde ergibt sich die Verteilung der Niederschläge im Jahresverlauf, erklärt sich die Stärke der Frühjahrs- und Herbstregen. Das ganze Land liegt für die Nordwest-, West- und Nord-Winde im Regenschatten. Als Regenbringer kommen nur die aufsteigenden Südost- und Süd-Winde in Betracht. Da im großen und ganzen der Talverlauf die Windrichtung in den tieferen, besiedelten Tälern ablenkt und vorschreibt, so kennt der Eischtaler nur zwei Windrichtungen: Den „Oberwind“, das sind die mehr oder minder abgelenkten West- bis Nordwinde, und den „Unterwind“, der entsprechend in seiner Richtung vom Talverlauf bestimmte Süd und Südost. Ebenso einfach und richtig ist die Eischtaler Wetterregel. „Oberwind“ gibt trockenes, schönes Wetter, „Unterwind“ bringt Regen.

Regen bringt der „Oberwind“ deshalb nicht, weil die West- bis Nord-Winde, die auf dem langen Weg über den Kontinent an sich schon viel Feuchtigkeit verloren haben, sich beim Aufsteigen über den Alpenkamm fast völlig abregnen. Regenbringer sind die zum „Unterwind“ abgelenkten Süd- und Südostwinde nicht allein als aufsteigende Luftströmungen; es kommt hinzu, daß diese Winde, die vom wärmeren Mittelmeer kommen, außerdem in höhere Breiten gelangen und schon deshalb stärkere Abkühlung und Kondensation erfahren.

Doch haben die regenbringenden Unterwinde schon einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Feuchtigkeit am südlichen Alpenrand, ja schon im Alpenvorland verloren und geben auf ihrem Weg ins Innere des Gebirges immer geringer werdende Niederschläge ab. Erst beim Aufsteigen ins eigentliche Hochgebirge werden die Niederschlagsmengen wieder größer. Während im äußeren Eischtal, am Gardasee über 1000 mm Regen im Jahre fallen, beträgt die mittlere Regenmenge in San Michele an der Südgrenze unseres Landes (230 m) 888 mm, in Bozen (292 m) 740 mm, in Meran (319 m) 744 mm, in Naturns (523 m) 562 mm, in Schladers (730 m) 526 mm, und endlich in Sturns (915 m) 519 mm. Nach diesem beständigen Abfall der mittleren jährlichen Regenmenge, die im Binschgau besonders niedrige Werte erreicht, beginnt ein Ansteigen in den gebirgrigeren Teilen des Landes, wo eben verstärktes Aufsteigen der Luft die Kondensation fördert. Aber auch hier haben die Nebentäler des Binschgaues bedeutend weniger Niederschlag als die Täler und Hochländer, die sich frei nach Süden hin öffnen. Von den Gebieten des Porphyrrhochlandes: Altrei (1209 m) 1009 mm, Albein (1225 m) 944 mm, Deutschsnofen (1355 m) 954 mm, Oberbozen (1166 m) nur 846 mm steigt die jährliche Regenhöhe an auf 1133 mm in Pens (1469 m), 1218 mm in Durnholz (1578 m), 1230 mm in St. Martin im Mittelpassierer (580 m) und 1128 mm in Pfelders (1700 m). Dagegen haben Sand im Martelltal (1300 m) nur 786 mm, Mitterkaser in Schnals (1800 m) 848 mm, Hinterkirch in Langtaufers (1875 m) 635 mm. Trafoi am Wetterloch des Stiffler Joches (Einfallstor für Südwest- und West-Winde) (1541 m)¹⁷ hat mit 948 mm Niederschlag bedeutend mehr als alle übrigen Nebentäler des Binschgaues. Die geringere Regenhöhe in Pfelders und in Schneeberg (2366 m) 1007 mm gegenüber dem tiefer gelegenen St. Martin mit seinen 1230 mm ist auffallend, sie dürfte wohl in der Abgeschlossenheit dieser hintersten Talgründe begründet sein.

Selbst auf der Paßhöhe des Reschen steigt der Niederschlag nicht über 800 mm hinaus, so daß ein breiter Streifen von gering beregnetem Gebiet hinüberstreicht ins ebenfalls sehr trockene Oberinntal, das ähnlich wie Binschgau, Engadin und Wallis inneralpinen Trockenheitscharakter besitzt.

Im eigentlichen Hochgebirge wächst die Regenhöhe dann wieder über 1400 mm hinaus, erreicht aber nur selten, so am Ortler, 1600 mm.

Dieser für die meisten und gerade wichtigsten Teile des Landes als ungenügend zu bezeichnende Niederschlag erfährt noch eine Minderung seines Wertes. Es kommen starke Abweichungen von den langjährigen Mitteln vor und es verteilen sich die Niederschläge über das Jahr sehr ungünstig.

Auf ausgesprochene Trockenjahre folgen solche der Klasse mit oft katastrophalen Überschwemmungen. So kamen folgende Abweichungen von den langjährigen Mitteln vor:

San Michele	154%	64%
Bozen-Gries	142%	69%
Marienberg (Obervinschgau)	128%	66%

Diese Schwankung um das Mittel von ungefähr 73% in Südtirol ist gegenüber den Schwankungen in Nordtirol mit seinen nur 38% als außerordentlich hoch zu bezeichnen. Auch handelt es sich dabei immer um große Trocken- oder Regenzeiten, die gleich das ganze Land betreffen, nicht allein regional begrenzte Gebiete wie in Nordtirol.

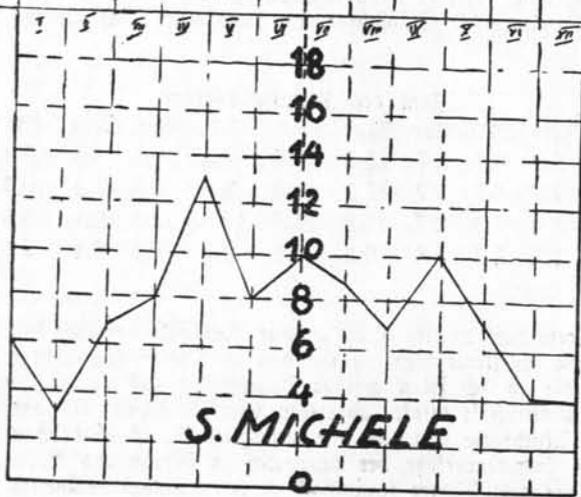
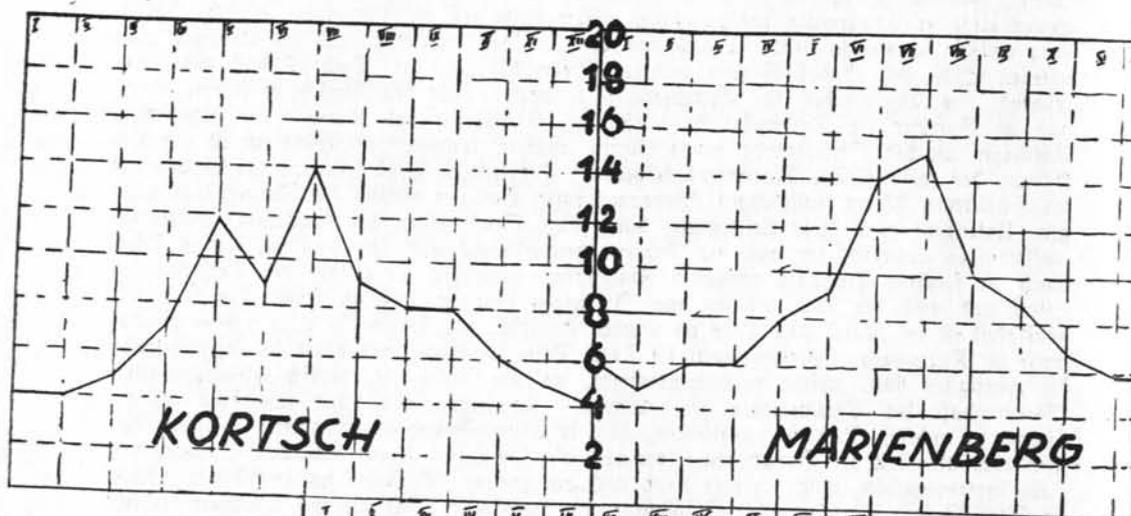
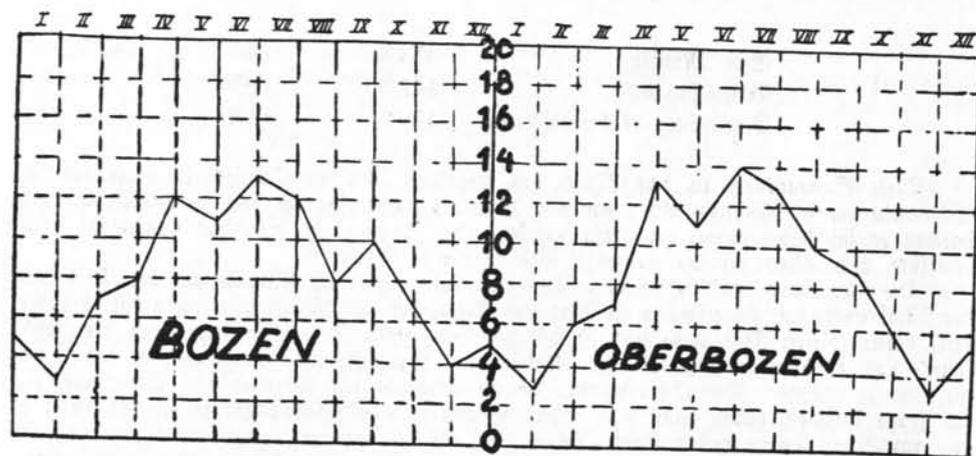
Die Verteilung der Niederschläge über das Jahr ergibt sich teilweise aus der Verteilung der Windrichtungen. Es erreichen im Mai und September die Südostwinde ihre größte Häufigkeit, daher spielen Frühjahrs- und Herbstregen eine große Rolle. Doch genügen die Frühjahrs- und Herbstregen nicht, die für Mitteleuropa kennzeichnende Hauptregenzeit des Sommers zu verdrängen. Die Südostwinde, die im Frühjahr als Bringer von Steigungsregen in Frage kommen, haben dann eine bedeutend niedere Kondensationsgrenze, so daß schon in den randlichen Teilen außer mehr Regen fällt als in unserem ausgesprochen inneralpinen Gebiet, während bei höherer Kondensationsgrenze im Sommer und auch wohl nach mittleren erfolgter Erwärmung der randlichen Gebirgsteile erst im Innern die restliche Abkühlung vollständig erreicht wird, so daß nun dort bei den immerhin auch im Sommer nicht seltenen Süd- und Südost-Winden reicherer Niederschlag eintritt. Doch ist das nicht ausreichend, das Vorherrschen der Sommerregen zu deuten. Für den Binschgau kommt hinzu, daß im Sommer die Nordwestwinde selbst nach Übersteigen des Kammes bei neuerlichem Aufsteigen an der Ortlergruppe etwas Regen abgeben können.^{23, 20} Wichtiger ist zur Erklärung des sommerlichen Maximums folgendes: Die infolge lokaler Überhitzung in den tief eingeschnittenen Tälern entstehenden Störungen rufen Gewitter hervor, die Niederschläge bringen. Unterstützt wird diese Erscheinung durch die „Dra“, einen bei konstanter Wetterlage auftretenden Talwind, der aus der Poebene heraufkommt und von dort bei seinem Wege durch die feuchten Etschauen genügend Feuchtigkeit mitbringt, die er vor den Talstufen des Eisack und auch der Föll, die ihn zum Aufsteigen zwingen, abgeben kann. Die Gewitterhäufigkeit ist im Mittel 20,9 Tage im unteren Eisacktal, um Bozen 15 Tage und vergleichsweise in Marienberg (Obervinschgau) 10 Tage. Diese Umstände, von denen die letztgenannten die wichtigsten sind, müssen zusammenkommen, unserem Gebiet die typisch mitteleuropäische Vorherrschaft der Sommerregen zu bewahren. Es liegt unser Land allerdings an der Grenze zu anderen Niederschlagsgebieten. Fast in Übereinstimmung mit unserer südlichen Abgrenzung, also mit der Sprachgrenze, verläuft die klimatische Grenze zwischen Sommer und Frühjahrsregengebiet, welches letzteres dann noch ein zweites Maximum im Herbst hat. Schon in San Michele überwiegen die Frühjahrs- und Herbstregen über die des Sommers. (Siehe Diagramme.)

Zahl der Niederschlagstage.

	Jan.	Febr.	März	Apr.	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
San Michele	4.3	3.9	6.6	8.7	11.4	11.7	9.4	9.3	8.3	9.6	6.8	4.5
Bozen-Gries	5.0	4.7	6.7	8.2	11.2	10.9	9.6	9.3	7.3	10.3	7.7	5.1
Marienberg	6.3	5.6	7.5	8.7	10.9	11.8	12.3	12.0	9.1	9.5	7.7	6.2
Oberbozen	4.7	2.5	5.3	5.8	9.5	9.1	9.7	9.1	5.4	7.6	4.5	3.2

Für Südtirol besonders wichtig ist die geringe Niederschlagsmenge des Winters.

Es besteht kaum ein Unterschied, ob wir nun im Obervinschgau oder im Eischtal sind, immer verteilt sich die an sich schon geringe Regenmenge auf wenige Tage. Diese Eigenart die sowohl der Landwirtschaft direkt (abgesehen vom Weinbau) als auch indirekt, — verstärkte Abspülung, Murbrüche usw. — sehr abträglich ist, ist aber dann wieder Anreiz für den überaus starken Fremdenverkehr, der namentlich in Meran und Bozen-Gries (beide durch besonders niederschlagsarme Winter begünstigt) zu international berühmten Heilstätten geführt



Verteilung der Niederschläge im Jahresverlauf in Prozenten der Jahressumme.

hat. Allerdings ist entsprechend der Regenverteilung auch der Sommer am reichsten mit Regentagen bedacht, aber es handelt sich dann doch um kurze Schauern, oft Platzregen, auf die dann wieder schöne Witterung folgt.

Im ganzen ist die Zahl der Tage mit Niederschlägen, verglichen mit Nordtiroler Verhältnissen gering. So zählt Bozen im Mittel 96 Tage, Marienberg im Obervinschgau 107 Tage, Oberbozen gar nur 77 Tage, während Innsbruck 138,5, Rißbüchel in der feuchteren Osthälfte Tirols 171 Tage mit Niederschlag hat. Am nächsten kommt unserem Lande das Oberinntal mit 120 Niederschlagstagen.

	Die Regenwahrscheinlichkeit. (gering)				
	Winter	Frühjahr	Sommer	Herbst	Mitte-
San Michele	0.14	0.25	0.33	0.27	0.26
Bozen-Gries	0.16	0.28	0.32	0.28	0.26
Oberbozen	0.11	0.22	0.30	0.19	0.21
Marienberg	0.20	0.29	0.39	0.29	0.29

Die Regendichte beträgt im Mittel in Bozen 7,7 mm. Das mittlere Maximum im Etschtal oberhalb Bozens 50 mm (die größten Regenmengen eines Tages). In Oberbozen bringt im Mittel ein Regentag des Septembers 13,9 mm Regen.

Dementsprechend gehören heftige katastrophale Regengüsse zu den Eigenarten unseres Landes. 100 mm Regen an einem Tag sind schon an verschiedenen Orten im Sommer und Herbst gemessen worden. Zwei Wetterlagen veranlassen besonders starke Niederschläge. Einmal die Föhnlage, ein Tief im nördlichen Alpenvorland und hoher Luftdruck, der sich von Osten her keilförmig auf der Südseite der Alpen vorschleicht und dann vorbeiwandernde Minima, die südlich des Alpenrandes vorbeiziehen und deren auf der Rückseite befindliche südlichen Luftströmungen in unser Land hineingelangen. Dementsprechend sind die Regenperioden kurz. Die längsten dauern im Etschtal im Mittel 5,9—5,6 Tage. Sie fallen meist in den Herbst. Andere weniger lange sind zu Beginn des Sommers und im Frühjahr. Wenn man auch nicht ganz vor Landregen sicher ist, so sind sie doch seltener als sonst in Mitteleuropa, und das namentlich in der für Südtirol so wichtigen Reisezeit. Erst die Herbstregen mit ihrer gleichzeitigen großen Regendichte verursachen die Überschwemmungen der Etsch und die Murrbrüche, die eine Plage für das Land sind.

Bestimmend für unser Land sind regelmäßige große Trockenperioden. In San Michele wurde einmal im Frühjahr eine regenlose Zeit von 42 Tagen beobachtet. Winterliche trockene und zugleich sonnige Zeiten von 29—34 Tagen sind die Regel und gehören zu den Vorzügen des Landes. Im Sommer betragen sie durchschnittlich 8—9 Tage.

Der Niederschlag kann in Form von Schnee in Orten über 1500 m zu jeder Jahreszeit fallen. Auch in niederen Lagen bis 600 m herunter ist die Zahl der Schneetage sehr groß, da namentlich die beträchtlichen Frühjahrsniederschläge gern als Schnee fallen. Auch in größeren Höhen ist das Frühjahr die schneereiche Zeit. Die trockenen Wintermonate sind ungünstig für eine Schneebedeckung. Auch in Bozen kann von Oktober bis in den April Schnee erwartet werden. Im ganzen hat es jedoch nur 11,9 Tage mit Schneefall. Oberbozen ist nur von Juli bis September ohne Schneefall und hat schon 21,4 Tage mit Schneefall. Marienberg im Obervinschgau ist sogar nur im Juli und August ohne Schnee bei 35 Schneetagen. Marienberg liegt an der Malsfer Heide, die schon dem mittelalterlichen Verkehr berüchtigt war wegen ihrer Schneestürme, die zum Teil aus dem Wetterloch Stülferjoch-Trafoi kommen. Im allgemeinen ist eine dauernde Schneedecke im Talboden der Etsch bis hinauf in den Obervinschgau nicht vorhanden. Im Vinschgau ist dafür der winterliche Niederschlag schon zu gering. Auf den Hochflächen um Bozen, in den Nebentälern des Hochgebirges ist dagegen mit einer Schneedecke zu rechnen, die von Weihnachten bis Ostern und bis in den April anhält, ja schon um Allerheiligen beginnen kann.

Mittlere Bewölkung.

	Mittlere Bewölkung.												
	0 = wolkenlos.						10 = ganz bedekt.						
	Jan.	Febr.	März	Apr.	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Jahr
San Michele	3.8	3.6	4.4	5.3	5.3	4.9	4.1	3.7	4.3	4.8	4.6	3.7	4.4
Bozen	3.6	3.5	4.4	5.2	5.4	5.1	4.1	3.9	4.3	4.9	4.4	3.7	4.4
Meran	3.5	3.4	4.4	4.1	4.5	4.6	3.7	3.8	3.7	4.2	4.4	4.2	4.0
St. Martin	3.9	4.0	4.9	5.8	6.0	5.5	4.6	4.8	4.6	4.9	5.4	4.2	4.9
Kortsch	3.3	3.1	3.6	4.0	4.6	4.0	3.8	3.4	3.7	3.6	3.6	2.9	3.6
Marienberg	3.9	4.1	5.0	5.3	5.6	5.7	4.8	4.8	4.8	5.2	4.8	4.9	4.9
Sulden	2.2	1.8	3.0	4.0	3.9	4.0	3.5	3.4	3.2	3.6	3.0	2.2	3.1
Hinterkirch	3.7	4.3	4.9	5.4	6.3	6.0	5.6	5.0	4.8	5.2	4.7	3.8	5.0

Bewölkung.

Es entspricht dem Verlauf der Niederschläge, ihrer Seltenheit und der Regendichte, daß auch die Bewölkung gering ist. Da Nordwest-, West- und Nord-Winde vorherrschen, haben die meisten Luftströmungen Fallwindcharakter. Sie lösen beim Absteigen in unser Gebiet ihre Wolken auf und zwar gleich beim Überschreiten des Kammes. So ist das ganze Land bis in die höchsten Höhen hinauf von starkem Sonnenschein begünstigt.

Nirgend übersteigt die Bewölkung im Jahresmittel 50%. Die geringste Bewölkung ist im ganzen Lande im Winter anzutreffen. Wenn für Nordtirol die Föhnzeit kommt, also im Frühjahr und Herbst, hat unser Land unter dem Einfluß der Südwinde, die das Relief zum Aufsteigen zwingt, die stärksten Bewölkungen.

Auch Nebel sind selten. Wohl liegt über der Etschtaue im Sommer beständig ein grau-blauer Dunst, der oft das ganze Etschtal eindeckt und vom Rand des Porphyrgebirges die Einsicht erschwert. Ausgesprochenen Nebel hat Bozen im Mittel nur an 6,4 Tagen. Lokal mögen sich die Verhältnisse hier und da verschlechtern, so hat San Michele im Gebiet der Versumpfungen von Noce und Avisio 32 Tage mit Nebel und Marienberg sogar 43,7.

Temperatur.

Ähnlich wie der Niederschlag sind auch die Temperaturverhältnisse zu einem großen Teil bedingt durch die eigenartigen geographischen Verhältnisse. Das Land ist nach Süden zu offen bis hinauf auf den Reschenpaß. Die nördlichen und Nordwestwinde erreichen das Land nur in Form von abgereinigtem und darum schon erwärmten Fallwinden. Die günstigen Besonnungsverhältnisse tragen das ihrige dazu bei, die Temperatur zu steigern.

Bis hinauf nach Meran reichen die Temperaturverhältnisse der Poebene, die das Etschland zum wärmsten Mitteleuropas machen. Die Julitemperaturen von Bozen und Meran mit 22,5 Grad und die des Januars mit 0 Grad sind durchaus denen Oberitaliens ähnlich. Wie dort ist auch der Jahresverlauf mit einer Schwankung von 22—20 Grad durchaus kontinental.

Es ist das Etschland gegenüber den weiter abwärts gelegenen Teilen des italienischen Etschtales sogar in der Temperatur begünstigt. Langandauernde Temperaturumkehr ist im „Lande“ nicht vorhanden, da die kalte Luft ungehindert nach Süden abfließen kann. Angeedeutet ist sie zwar, was namentlich der Weinbauer spürt, dem die Reben in der Etschebene immer leichter erfrieren als in den Hügellagen.

Mit der Zunahme in der Höhe jenseits der großen Fallstufe der Föll und den entsprechenden Mündungsstufen von Passer und Falschauer sinkt die Jahrestemperatur unter 10 Grad gegenüber den 11½ Graden des Etschlandes. Zugleich wird ihr Gang weniger kontinental, die Schwankung sinkt bis auf 17 Grad herunter. Da im Tal allgemein eine Schneedecke fehlt und die Herbstregen stark sind, ist meist das Frühjahr wärmer als der Herbst. In höheren Lagen ist jedoch der Herbst die wärmere Jahreszeit. Im Schutz gegen die Nordwinde liegen in Höhen bis 600 m die Wintermittel (in Höhen bis 300 m die Januarmittel) über dem Gefrierpunkt.

Während das Eisactal abgeschlossen ist durch die Enge unterhalb Klausen und dort andere Wärmeverhältnisse herrschen, geht die Temperaturlage des Etschlandes in allmählichem

Übergang, durch keine Klausen gehindert, in den Binschgau weiter und führt erst allmählich in inner- und hochalpine Wärmeverhältnisse über. Bis 1300 m bleibt der Winter mild, nimmt aber dann strengere Formen an. So hat St. Martin mit 630 m Meereshöhe noch immer ein Wintermittel von 0.1 Grad, Platt im Passeier bei 1140 m — 2 Grad, Pfelders bei 1700 m — 5.3 Grad.

Temperatur.

	Höhe in m	Jahr	1851—1900.				Jan.	Juli	Mittl. Schwant.
			Winter	Frühling	Sommer	Herbst			
San Michele	230	11.6	1.2	11.9	21.4	11.9	-0.1	22.5	22.6
Bozen-Gries	290	11.7	1.3	12.3	21.1	11.9	0.0	22.5	22.5
Meran	320	11.5	1.7	12.1	20.6	11.7	0.6	21.4	20.8
Proveis	1410	5.0	-2.6	3.6	13.0	6.0	-3.1	14.0	17.1
Weissenstein	1520	4.7	-3.1	3.6	13.0	5.4	-4.0	14.2	18.2
St. Martin	630	9.2	0.1	9.4	17.9	9.4	-0.9	18.8	19.7
Kortsch	793	9.0	-0.1	9.0	18.0	9.0	-0.6	19.0	19.6
Platt	1140	6.6	-2.0	6.1	14.9	7.3	-3.0	15.8	17.2
Marienberg	1320	5.9	-1.8	5.0	14.0	6.4	-2.2	15.0	17.2
Pfelders	1630	3.4	-5.3	3.0	12.0	3.8	-6.3	12.9	19.2
Sulden	1840	1.4	-6.6	0.7	9.5	1.8	-7.1	10.4	17.5
Hinterkirch	1875	1.4	-7.2	0.4	10.0	2.6	-7.7	11.0	18.7
Lengmoos	1150	6.3	-2.6	6.0	15.3	6.7	-3.9	16.4	20.3
Oberbozen	1166	6.0	-1.9	5.1	14.4	6.6	-2.9	15.4	18.3

Wie Nordtirol seinen Südföhn, so hat Südtirol seinen Nordföhn, der sich durch geringe Luftfeuchtigkeit, Wärme und große Windstärke als ein durchaus gleichwertiger Bruder des Nordtiroler „Windes“ erweist.³⁴ Wie dieser ist er ein ausgesprochener Fallwind, der Minimis, die an der Südseite der Alpen vorbeiwandern, seine Entstehung verdankt. Er segt durch die Gassen von Bozen und Meran, wirbelt dann genau so unerträglich den Staub hoch, wie das sein Nordtiroler Bruder in Innsbruck tut. Wie beim Südföhn steht auch beim Nordföhn über dem Kamm der Alpen eine Wolkenwand, die sich beständig auflöst und über dem gesamten Südtirol einen kristallklaren Himmel bestehen läßt. Bei der sonst schon allgemein hohen Temperatur des Landes tritt er, obwohl ein Fallwind, nicht so sehr als Wärmebringer in Erscheinung wie als stark unangenehm empfundener Wind, der durch seine physiologische Wirkung eine nicht immer vorhandene Temperatursteigerung wieder wirkungslos macht. Besonders im Frühjahr ist er ausgesprochen kalt. Er hat dann manche Ähnlichkeit mit der Bora der östlichen Südalpen und der Karstküste, die ja auch ein kontinentaler Nord-Wind ist. Der Nordföhn hat jedoch nie den verheerenden Charakter der Bora.

Da aber auch sonst bei weniger katastrophaler Wetterlage der Nordwest-Wind vorherrscht, also die meisten Winde den Charakter von Fallwinden haben, erklärt sich die starke Temperaturabnahme mit der Höhe, erklärt sich die Seltenheit von Kälteeinbrüchen, ohne daß Nordwinde, die hoch über die Taleinschnitte hinwegstreichen und erst in die Poebene einfallen, einen stark abkühlenden Einfluß im Winter hätten, erklärt sich die große Zahl der sonnigen Tage, die Südtirol besonders im Winter zu einer „Lichtinsel“ in Europa machen.^{35, 36}

So ist infolge des Einflusses der Nordwinde mit mehr oder weniger starkem Fallwindcharakter, also infolge der Erwärmung durch die Erhöhung des Luftdruckes beim Absteigen in die Täler, die Temperaturabnahme je 100 m in Höhen zwischen 200 und 2000 m 0,62 Grad, während derselbe Gradient im Mittel in den Alpen nur 0,50 Grad beträgt. Am geringsten ist die Abnahme im Winter mit 0,53 Grad, am stärksten im Sommer mit 0,69 Grad je 100 m.

Darum hat das Etschland mit seiner geringen Meereshöhe (200—300 m) im Schutz der Berge besonders milde Winter. Tagesmittel unter 0 Grad sind selten. Bozen hat deren im Laufe des Winters 5. Das deshalb erstaunlich niedere Januarmittel von 0 Grad erklärt sich aus der geringen absoluten Schwankung von Tag zu Tag. Die Zahl der Tage mit

Frost beträgt 60,8. Das mittlere absolute Minimum fällt im Etschland nirgends unter 10 Grad. Die tiefsten im Lande überhaupt gemessenen Temperaturen bewegen sich zwischen — 12 und — 14 Grad.

Kälteperioden stellen sich regelmäßig im Winter ein, da nun das gesamte Alpengebiet von einem großen Hoch überlagert ist, das schwache nördliche bis östliche Winde im Gefolge hat. Es herrscht dann im Tal fast völlige Windstille. Klarer Himmel bei trockener Luft (Luftfeuchtigkeit in Meran im November 68,6 %, im Dezember 67,6 %, im Januar 62,3 % und im Februar 58,6 %), zusammen mit starker Besonnung tagsüber und starkem Wärmeverlust des Nachts sind die Eigenart der Winter des Etschlandes. Die Tagestemperaturen sind allerdings gering und selbst die tagsüber gemessenen Lufttemperaturen sind nicht besonders hoch. Entscheidend für das Winterklima Südtirols, insbesondere des Etschlandes von Bozen und Meran ist die starke Sonnenstrahlung, die verbunden ist mit trockener Luft und der erwähnten geringen Luftbewegung. So ist bei 3,5 Grad Schattentemperatur im Dezember die Temperatur, gemessen mit dem Solarthermometer, 27 Grad um 10 Uhr morgens, 40 Grad um zwei Uhr nachmittags. Diese hohe Strahlungswärme bei unbewegter Luft läßt die geringe Lufttemperatur physiologisch nicht in Erscheinung treten.³⁰

Die klimatischen Winterkurorte Meran und Bozen-Gries.

Diese Eigentümlichkeiten des Winterklimas haben zur Bedeutung Bozens und Merans als Winterkurorte geführt. Große Insolation unter den angegebenen günstigen Umständen, verbunden mit einer Sonnenscheindauer, die auch von den berühmtesten Hochstationen wie Arosa und Sils kaum übertroffen wird, ist gleichzeitig verbunden mit einer doch immerhin nicht bedeutungslosen höheren Lufttemperatur und ihrer geringeren Schwankung im Laufe des Tages, die den Höhenkurorten abgeht. Das Fehlen von Hochgebirgen nach Süden zu und die Richtung des Tales erlauben den Sonnenstrahlen ungehinderten Zutritt in die Kessel von Bozen-Gries und Meran, wo die nach Süden zu ausgelegten Hänge die Höhepunkte klimatischer Begünstigung darstellen. Hier haben sich denn auch die vielen Villen und Sanatorien angesiedelt, die den medizinischen Weltruf von Bozen-Gries und Meran ausmachen. Hier hat der Kranke eine Sonnenscheindauer und Stärke und zugleich eine Beständigkeit des Witterungscharakters, wie sie von südlichen Kurorten nicht übertroffen werden. Da es darauf ankommt, nicht auf ein hohes Mittel der Lufttemperatur, so sollte der deutsche Kranke diesen unsern Süden mehr aufsuchen als die Riviera und verwandte italienische Plätze, die ihm hierin auch nicht mehr bieten können.

Der jährliche Temperaturgang des Etschlandes.

Haben die Monate November, Dezember, Januar die kleinsten absoluten Schwankungen der Temperatur, so vollzieht sich der Übergang in Frühjahr und Sommer unter schroffen Temperaturextremen, unter denen namentlich die Landwirtschaft im März und im Mai zu leiden hat. Im März und Mai gibt es im ganzen Lande die größten Schwankungen der Temperatur von Tag zu Tag. Schnell steigt die Wärme unter Rückschlägen auf mehr und mehr sommerlich werdende Temperaturen. Ist schon am 2. März in Bozen eine Tagestemperatur von 5 Grad im Mittel erreicht, so erreicht sie am 29. März 10 Grad, 15 Grad werden bereits am 5. Mai erreicht, 20 Grad am 10. Juni. Diese hohe Tagestemperatur bleibt bis zum letzten August. Dann sinken die Tagestemperaturen wieder schnell ab. Am 27. September wird die 15 Grad-Grenze erreicht, am 24. Oktober die 10 Grad-Grenze nach unten hin überschritten. Vom 18. November an bleibt sie unter 5 Grad, um erst wieder am 2. März über sie hinaus zu gehen.

Zu den Bildern:

23. Der lichte Lärchenwald gehört zu den charakteristischen Vegetationsformen der Höhen um Bozen. Er ist im almarinen Gebiet des Porphyrlandes die Sommerweide für Rinder und Pferde.



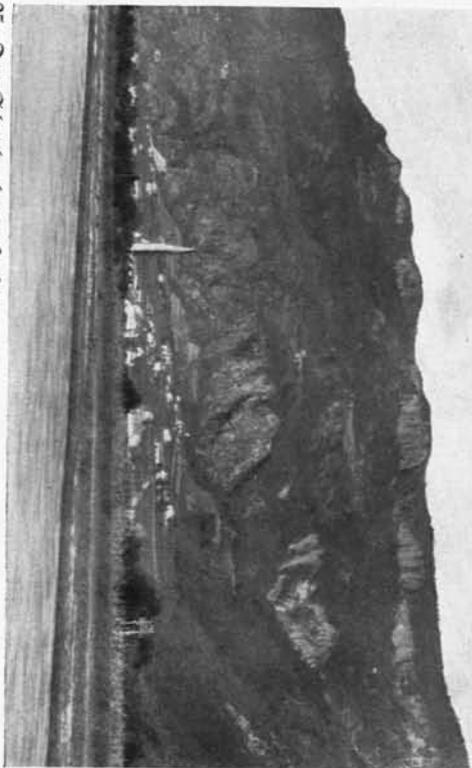
21. Kirschlöte am Fichöggeberg



22. Birke bei Lengmoos



23. Lärchenwiese am Salten



Die Einzelhofriedlung

In dieser langen Zeit der sommerlichen Wärme übersteigen die mittleren Monatsmaxima 30 Grad. Diese Extremtemperatur und vor allem die große Zahl der Tage über 15 Grad (145) haben ihre Bedeutung für die im „Land“ besonders eifrig betriebene Wein- und Obstkultur.

Temperatur-Verhältnisse von Vinschgau und Nebentälern.

Nur allmählich vollzieht sich der Übergang vom Etschland in den Vinschgau, der ja ohne hemmende Enge im direkten Luft- und Temperaturausaustausch mit ihm steht. Die absoluten Extreme des Temperaturganges halten sich bis Kortsch hinauf noch im Rahmen des Etschlandes. Mit +27,6 Grad Mar. und -10,4 Grad Min. ist Kortsch noch nicht wesentlich verschieden vom Etschland, das es mit seiner absoluten Jahreschwankung von 38 Grad fast erreicht. Ähnlich verhält sich auch noch das mittlere Passeiertal. Die Zahl der Tage mit mehr denn 15 Grad Mitteltemperatur fällt in Kortsch im Vinschgau auf 109 gegen die 145 in Bozen, Tage mit mehr als 20 Grad sind im Vinschgau überhaupt keine mehr vorhanden. In Marienberg (1335 m) im Obervinschgau endlich liegen die Extreme trotz der großen Meereshöhe (+ 24,8 Grad Mar. - 13,3 Grad Min.) noch immer nicht sehr weit von den Verhältnissen des Etschlandes entfernt, die Amplitude ist sogar der des Etschlandes gleich. Hier sind die Tagestemperaturen von mehr als 15 Grad nur mehr 4 mal vorhanden und die Zahl der Frosttage, die in Kortsch schon 63 war, erreicht die Höhe von 102. Den Verhältnissen von Marienberg gleichen die des Porphyrgebirges über Bozen, nur daß hier bei reicherer Besonnung die Zahl der Tage mit mehr denn 15 Grad Tagestemperatur mit 34 bedeutend größer ist.

Im Vinschgau und in den unteren großen Seitentälern Passeier und Ulten sind die Winter ähnlich kurz wie im „Land“, da auch sie den Vorzug der langandauernden Besonnung haben, doch steigen im Jahresverlauf die Tagestemperaturen viel langsamer an als im Gebiet unterhalb von Meran.

Erst in den Hochtälern in Höhen über 1500 m sinkt die Tagestemperatur regelmäßig im Winter unter - 15 Grad, erst da haben wir strenge Winter mit langen Frostperioden. Pfelzers hat 140, Sulden 163 Tage mit weniger denn 0 Grad. Die Sommer sind kurz. Trotz oft hoher Temperatur am Tage drücken die kalten Nächte und Morgen, oft auch die Nähe der Gletscher die Mittel sehr herab. (Sulden + 10,4 Grad Julimittel). Es entstehen mittlere absolute Extreme von großer Schwankung. In Sulden + 22,4 Grad und - 20,3 Grad; Schwankung 42, 7 Grad.

Die Eigenart der Temperaturverhältnisse: mäßige Wintertemperaturen bei starker Besonnung, kurze Frostperioden, langandauernde hohe Sommertemperaturen, große mittlere absolute Extreme im Sommer, kleine im Winter, finden wir im ganzen Etschtal bis in die großen Nebentäler hinein, erst im oberen Vinschgau klingen diese Eigenarten ab und machen erst in Höhen über 1400 m einem Klima Platz, das man als alpin bezeichnen kann.

Zu den Bildern:

24. Im Mittelgebirge des Tschöggelberges liegen in Hang- und Terrassenlage die Einzelhöfe, fast ausschließlich Paarhöfe. — Höhenlage des Hofes vorne 1100 m. Wald, Wiese, Acker, blühende Kirshbäume, die mit Legschindeln bedachten Wohnhäuser, die Futterhäufer mit ihren tief heruntergezogenen Strohdächern schaffen ein durchaus deutsch-mitteleuropäisches Kulturbild.

25. Selbst die fruchtbare Taltiefe mit ihren Schuttkegeln ist hier von loderer Siedlungsweise beherrscht. Allein in der Nähe der Kirche ist ein kurzes eng gebautes Stüd Straßendorf, offenbar verkehrsbedingter Entstehung. Das österreichische Spezialortrepertorium von 1910 gibt an, daß von den 251 Häusern der Gemeinde Terlan 104 in den Dörfern Terlan und Vilpian (letzteres auf dem benachbarten Schuttkegel talaufwärts), die übrigen 147 in mehreren Kotten (Häusergruppen loserer Verteilung) stehen. Der Hintergrund zeigt die Steilwandigkeit des felsigen Porphyrganges, der Bodenkultur und Siedlung meist unmöglich macht, und bei seiner Wasserdurchlässigkeit nur einen niederen, schütterten Buschwald duldet.

26. Deutlich heben sich am Sonnenhang des Altentales die Rodungsflecken der Einzelriedlungen ab. Die bewaldete Schlucht tief unten, einer Stufe zwischen St. Pantraz und St. Walburg entsprechend, ist unbefiedelt. Bis zur Siedlungsgrenze hinauf starker Getreidebau.

Vergleich mit der Temperaturlage in Nordtirol.

Der Unterschied gegen die Nordabdachung des Gebirges ist in mittleren Höhen bedeutend. Die Jahrestemperatur ist da immer höher als in Nordtirol. Kortsch (793 m) und St. Martin im Passeier (630 m) haben mit 9 Grad und 9,2 Grad gegen 7,9 Grad in Innsbruck, das nur 600 m hoch liegt, starke Temperaturbegünstigung. Besonders hoch wird diese Begünstigung im Winter, wo den — 2,2 Grad in Innsbruck Temperaturen von — 0,1 Grad bezw. 0,1 Grad gegenüberstehen. In 1400 m ist dieser Temperaturunterschied gegen den nördlichen Landesteil verschwunden. In Südtirol nehmen eben die hohen Temperaturen, die eine Folge der mehr oder minder ausgesprochenen Fallwinde sind, schneller nach oben hin ab als sonst im Gebirge.

Berg- und Talwinde.

Eine Folge lokaler Temperaturunterschiede von Berg und Tal ist das Wechselspiel von Berg- und Talwind, das sich bei langandauernden beständigen Wetterlagen entwickelt. Der weitaus wichtigste ist der „Untertalwind“, identisch mit der „Dra“,²⁷ ein bis zu sturmartiger Heftigkeit anwachsender Talwind, der das Etschtal aufwärts bis nach Meran, ja bisweilen bis zur Passhöhe weht. In den Stunden kurz nach Mittag setzt er ein und bringt dem unter schwüler Sommerhitze leidenden Bozen einige Kühlung. Befürchtet sind in den Wein- und Obstbaugebieten eine Reihe von Bergwinden, die wegen ihrer Kälte den Blüten und jungen Trieben oft schädlich werden können, ja an sonst garnicht ungünstig gelegenen Orten den Obstbau verhindern, wie in Partschins im Eingang des Binschgaues, wo der Bergwind, der aus dem Zeltal kommt, keinen Obstbau aufkommen läßt, das dafür aber zum Sommerausflugsort der Meraner geworden ist, die hier der Hitze ihrer Stadt entfliehen.

Unser Süden.

Auf einen sonnigen, trockenen Winter, der nur in den Höhenlagen reichlich Schnee bringt, folgt schon früh das Frühjahr. Im Bozener Kessel (in Schuttfächerlage) blühen schon im Durchschnitt am 10. März die Mandeln, am 26. die Aprikosen und Pfirsiche, am 31. die Kirschen. Am 2. April erblühen die Birnen und am 9. die Äpfel. Doch in der eigentlichen Etschenebene tritt eine Verspätung bis zu 10 Tagen ein. Auf ein feuchtes Frühjahr folgt sehr bald ein langer, schwüler, gewitterreicher Sommer, der erst mit den Herbstregen Ende September, Anfang Oktober seinen Abschluß findet. Während Ende August hoch oben im Mittelgebirge der Koggen noch in den Barmen steht, beginnt unten im Land der Mais sich schon zur Reife zu färben. Noch vor dem Regen wird er geerntet. Noch vor ihm wird der größte Teil der Obst- und Weinernte geborgen. In die Zeit, da der Duft des jungen Weines und köstlicher Früchte durch das Land zieht, prasseln die Herbststürme und Regen, jedoch meist nur von kurzer Dauer. Nach ihnen folgt noch einmal ein schöner, milder, sonniger Herbst, der die Edelkastanie und die letzten Früchte reifen läßt. Ganz unmerklich klingt er hinüber in den Winter, schneearm im Tal, auf den Höhen jedoch reich an Schnee zum Nutzen der Holzwirtschaft, zur Freude der schilaufenden Bozener und Meraner Stadjugend.

Sonnige, mäßig kalte Winter, heiße Sommer, Trockenheit fast das ganze Jahr hindurch, vor allem aber die mit unermüdlicher Ausdauer strahlende Sonne haben im Deutschen die Erinnerung hinterlassen, die er von jedem Besuch des Landes an Deutschlands Südgrenze mit nach Hause nahm, die Erinnerung, die er so liebt, „unser Süden“. Aber so sehr das subjektiv richtig ist, wenn aus dieser Wertung, die aus dem Reiche relativer, menschlicher Einschätzung stammt, die Behauptung entspringt, das Land an der Etsch sei mittelmeerlandisches, italienisches Klimagebiet, wie es hydrographisch zu Oberitalien gehört, so muß dem widersprochen werden. Im Bereich des subjektiven Erlebens ist für uns das Etschtal allerdings ein südlicher Garten, aber genau so sehr ist es aus der Perspektive des Südländers gesehen „Italiens Alm“. Für die objektive Bewertung seiner Klimaeigenschaften ist damit nichts gewonnen.

Dagegen zeigt uns die ganze Betrachtung der Klimaerscheinungen, daß wir es hier kaum mit etwas anderem zu tun haben, als mit einer eigenartigen Modifikation unseres mittel-

europäischen Klimas, hervorgerufen durch die orographischen Verhältnisse des Landes. Wie das übrige Mitteleuropa unter den allgemein vorherrschenden Westwinden das ganze Jahr über stehend, bedingt die Abriegelung des Landes gegen die Feuchtigkeit dieser Winde alles das, was uns subjektiv so sehr südl. anmutet: Trockenheit, Wärme der gefallenen Winde, oft unterstützt durch die Lage an windgeschützten Stellen in niedriger Meereshöhe, vor allem aber den Sonnenschein, ohne den Südtirol nicht zu denken ist. Diese Erscheinungen sind als Konvergenzercheinungen zu deuten, die auf anderen Ursachen beruhend, doch gewisse Übereinstimmungen mit mediterranen Verhältnissen zeigen, ohne daß man das Klima des Landes im ganzen mit einem mittelmeerlandischen verwechseln dürfte. Die Trockenheit des Landes ist eine durchaus inneralpine Erscheinung, die im Wallis, im Engadin und im Oberinntal im selben Ausmaße wieder anzutreffen ist. Wäre die starke Besonnung des Landes nicht so sehr eine Umformung mitteleuropäischer Bewölkungsverhältnisse als eine mediterrane Erscheinung, so wäre nicht zu verstehen, warum die starke Insolation bis in die höchsten Teile des Gebirges sich erstreckt, während doch im Mittelmeergebiet gerade die hohen Berge eigentliche Wolkensammler sind.²⁸ Dagegen ist die Verteilung der Niederschläge noch immer eine ausgeprägt mitteleuropäische mit einem deutlichen Maximum im Juli. Erst südlich der Sprachgrenze in San Michele, in Cavalese finden wir die Frühjahrs- und Herbstmaxima, die für die nördlichen Mittelmeerlande, vor allem die Poebene, charakteristisch sind. Gewiß ist unser Land ein Grenzland gegen mediterranes Klima; aber gerade ein wichtiges, wenn nicht das wichtigste Charakteristikum mittelmeerrischen Klimas: die Eigenart der Verteilung der Niederschläge über das Jahr ist ihm nicht eigen.²⁹

Gletscher, Bäche, Flüsse und Seen

Klima, Bodengestalt und -beschaffenheit sind die Bedingungen für die heutige Entwässerung des Landes, für seine Gletscher, Bäche und Flüsse.

Die Berggletscherung.

Ins Reich des vergletscherten Hochgebirges reicht nur ein verhältnismäßig kleiner Teil unseres Landes, trotz der großen absoluten Höhen, zu denen es verschiedentlich aufsteigt. Ein großer Teil unseres Gebietes, die Sarntaler Alpen, das Porphyrland, überschreiten die Schneegrenze nicht. Einige Spizen im Rosengarten gehen zwar über sie hinaus, vermögen aber infolge der morphologischen Verhältnisse keinen dauernden Firn zu tragen. Im übrigen Land, das allerdings die höchsten Erhebungen der deutschen Ostalpen trägt, wirken klimatische und morphologische Faktoren zusammen, das Ausmaß der Berggletscherung weit unter das Maß hinunterzudrücken, das man vielleicht in Anbetracht der erreichten Höhen erwarten könnte. Gleichmäßig wirkt hier überall die Niederschlagsarmut des abgeschlossenen Gebirges, das vollkommen im Windschatten liegt. Die Schneegrenze ist daher außerordentlich hoch. Die niedrigsten Werte erreicht sie in ausgesprochener Nordauslage im Schatten der Bergmassive von Ortler und Königspitze, wo sie bis zu 2800 m heruntergeht. Im ganzen Südtal liegt sie bei 2908 m, im Martelltal bei 2968 m. Am Binschgauer Rörder hält sie sich auf 2917 m. Naturgemäß ist die Verfirnung besonders gering am Südhang der Ostaler Alpen. Nur bei Nordhängen erreicht die Firngrenze 2900. Bei nach Süden ausgelegten Hängen bleibt sie bei 3100 m, besonders in den zentral gelegenen Tälern von Langtaufers, Planail und Matsch. Sogar Rare über 3000 m bleiben firnfrei.³⁰

Das vergletscherte Areal ist im Südbau der Ostaler Gruppe am kleinsten, sind doch außer der Wirksamkeit der Besonnung bei der starken Zertalung die hochgelegenen Verflachungen alter Reliefs, die sonst gerne als Sammelbecken für große Firnfelder dienen, nicht in dem Maße wie anderwärts vorhanden. So hat Langtaufers ein vergletschertes Areal von 1476 ha, Matsch von 1488 ha, Schnals von 1770 ha, denen auf dem viel massiger entwickelten nach Norden ausgelegten Zeile der Ortlergruppe in Trafoi und Sulden 3823 ha, in Martell 3646 ha Berggletscherung gegenüberstehen.⁴⁰ Es haben diese Täler in Prozenten

ausgedrückt an vergletschertem Areal: Schnals 5,3 %, Matfch 16,2 %, Langtaufers 14,2 %, die Täler des Nordabfalles der Ortlergruppe: 27,1 % Trafoi und Sulden, 25,3 % Martell. Besonders deutlich wird die Begünstigung des oberen Etschgebietes zwischen dem Kamm der Ötztaler, Münstertaler und Ortleralpen bis zum Steilabfall gegen Osten hin, wenn wir die Vergletscherung für dieses ganze Gebiet mit den gesamten Vergletscherungen der beteiligten Gebirgshöcke vergleichen. Beträgt doch die Verfirnung in der Ötztaler Gruppe 14,9%.⁴¹ Dagegen im Binschgau und den beiderseitigen Nebentälern und am Südoftabfall umfaßt sie nur 6,5 %. Sie bleibt hier selbst noch hinter der des Gesamt-Ortlerstockes zurück. Es steht hier diesen 6,5 % eine Verfirnung von 9,4 % im gesamten Ortlergebiet unter Einfluß aller besonnten Südhänge gegenüber, so daß auch in dieser Zahl die Begünstigung einer ausgesprochenen Binnenlandschaft erkennbar wird.

Aus dem allgemeinen Bild der Vergletscherung unseres Landes — Firnmulden, über die sich nur wenig die Gipfel erheben —, ein Bild, das sich ja mehr oder weniger oft in allen Urgebirgsgruppen der Ostalpen findet, fällt die Ortlergruppe im engeren Sinne deutlich heraus. Hohe steile Gipfel aus Kalk oder Dolomit mit wenig geräumigen Mulden und ebenen Flächen erhalten infolge ihrer Höhe weit über der Schneegrenze ungeheure Mengen Schnee, der bei der Steilheit der Hänge schnell abtransportiert wird. Der Firn bricht in bedeutende Ziefen zu den großen Sammelbecken der Hauptgletscher hinab, die von den steilen Wänden des Ortlers und der Königspitze beschattet werden. Es ergibt sich so die erwähnte tiefe Lage der Schneegrenze, die bei 2800 m tiefer liegt als sonst in unserem Gebiet. Wegen dieses starken Nachschubes an Firn gelangen die Gletscherzungen in größere Ziefen. Während zum Beispiel im Martelltal 43,43 % des Areals über 2600 m vergletschert sind, sind es in Sulden-Trafoi 72,98 %. Im Martelltal gehen 5,5 % der Zungengletscher unter 2600 m, im Trafoi beträgt dieser Anteil 22,8 %.⁴⁰ Die Eigenart der Ortlerferner sind tiefliegende Eisungen, die durch Eisabbrüche, Schneelawinen vom hochgelegenen Firnfeld und Felsgehänge ernährt werden — Eisabbrüche, die über 900 m und mehr Höhenunterschied herunterdonnern³⁸ und ungeheure Schuttmassen mitreißen, die das Bild der Zunge des Suldenferners beherrschen. Bekannt ist der Suldenferner durch seine Schwankungen. Er rückte im Jahre 1819 mit einer Geschwindigkeit von 3—4 m täglich auf die Gampenhöfe (1881 m) zu, so daß diese geräumt werden mußten. 380 Schritt von ihnen entfernt machte er Halt und ging nun wieder zurück mit verschiedenen Schwankungen und untergeordneten Vorsößen über die Stufe der Legerwand und endet heute bei 2200 m⁴⁰; eine große, nur erst kümmerlich wieder begrünzte Moränenfläche bezeichnet bis auf den heutigen Tag deutlich die Grenzen jener Hochflut. (Bild 1 und 3)

Anders als im Ortlerdolomit sind die Firne und Gletscher der Schieferregion. Schon von der östlichen Talflanke des Suldentales aus macht sich dieser Typus geltend. Über flache Firnmulden, sanfte Kare, die sich in ungefähr gleicher Höhe zirkusartig im Hintergrund des Tales zusammenschließen, erheben sich nur wenig die Gipfel. So ist der Hintergrund des Martelltales von zahlreichen ebenen Firnfeldern bestimmt, die in Höhen bei 3000 m in 11 km Länge in fast ununterbrochener Folge sich von den überragenden Bußenspitzen (3309 m) über die Zufallspitzen (3795 m) bis zur Veneziaspize hin erstrecken. Es fehlen ausgeprägte Steilabfälle von den Gipfeln zu den Firnfeldern, selbst die Zufallspitze mit ihren 3795 m steilt sich nur sanft über das Firnfeld hinauf. Was dieses Gebiet von der östlichen Talflanke des Suldentales an dem engeren Ortlergebiet an gleichmäßiger Bedeckung mit Firn voraus hat, das fehlt ihm in der Entwicklung weit in das Tal hinabreichender Zungen. Es gibt große Firnfelder, denen ausgesprochene Zungen überhaupt fehlen. Der größte der Ferner, der Zufallferner staut einst einen Gletschersee auf, dessen Ausbrüche das an sich schon arme Martelltal böse mitgenommen haben. Heute ist diese Gefahr durch Abdämmung des Tales mit einer Staumauer gebannt. (Bild 2 und 4)

Außer den Fernern der Ortlergruppe gibt es schön ausgebildete Zungengletscher noch im Langtaufserer Tal und in Schnals (der Steinschlagferner). Der Langtaufserer Ferner entspringt von der linken Talflanke bei Nordwest-Auslage des Firnfeldes und schiebt eine Zunge herunter, die erst bei 2400 m endigt. Sonst sind trotz der bedeutenden Gipfelhöhen wegen der Höhe der Schneegrenze im Innern des Gebirges kaum mehr als Firnfelder vorhanden.

Hydrographie.

Die Etsch, der Hauptfluß unseres Landes, entspringt dem Reschensee und sammelt zunächst die Bäche der Ortler-, Münstertaler und Ötztaler Gruppe im Bereich des Binschgaues. Es entspricht der verhältnismäßig geringen Vergletscherung unseres Landes, daß eine Anzahl der obersten Quellläufe nicht irgendeinen Gletscher im Hintergrund haben. Der Rammbach aus dem Münstertal und die Bäche aus den Münstertaler Alpen haben keine nennenswerten Firnmassen, die sie nähren. Alle übrigen Binschgauer Zuflüsse werden wenigstens teilweise von den Gletschern des Talhintergrundes gespeist. Von der Mündung der Passer an, die in ihrem Hintergrund einige Vergletscherung hat, sind die übrigen Bäche frei von Gletscherwasser. Nur der Eisack führt dann wieder in großen Mengen Gletscherwasser und verstärkt die von Gletschern bestimmte Komponente der Wasserführung des Hauptflusses.

Die Bäche, die nicht von Gletschern genährt werden, zeichnen sich durch klares Wasser aus, das nur bei Bewittern in der Farbe des Gesteins, das sie durchfließen, schmutziggrau in den Schiefen, rot im Porphyr, gefärbt und getrübt wird. Ihr Höchststand ist im Frühjahr zur Zeit der Schneeschmelze und im Herbst zur Zeit der Herbstregen, ihr Niedrigwasser im Hochsommer und im Winter in der trockenen Zeit des Frostes. Der Gletscherbach ist durch die Gletschermilch weiß getrübt. Sein Höchststand ist zur Zeit der stärksten Gletscherschmelze: im Hochsommer. Er hat außerdem noch den regelmäßigen täglichen Wechsel in der Wasserführung, die in den Spätmittagstunden am stärksten ist.

Die Etsch.

Ohne den Eisack hat die Etsch oberhalb Salurn ein Flußgebiet von 2963 qkm und mit ihr von 7280 qkm. Ihr Bild ist durchaus das eines Flusses aus vergletschertem Gebirge. Ihr normales Hochwasser liegt im Hochsommer. Sie führt viele aus der Gletschermilch stammende feine Schwebstoffe mit sich fort. Nur im Winter erscheint der Fluß klar.⁴²

Die Wasserführung im Jahresverlauf veranschaulicht eine Tabelle des Trienter Pegels, es handelt sich also um eine Etsch, die außer den Bewässern Südtirols noch die Wasser des Flußgebietes von Noce (Adamello, Presanella, Ortler und Ronsberg) und Avisio (Dolomitengebiet) in sich aufgenommen hat. Doch ist wohl kaum das Bild der Verhältnisse in Trient im Typus ein anderes als das des deutschsprachigen Etschlandes.

Wasserführung der Etsch bei Trient.⁴⁵

	Mittel cm	1896–1905 cbm sec	ertr. Mag.	Mittel Jahr	Min.	Jahr
Januar	—20	88,8	157	97	54	96
Februar	—23	82,8	173	04	44	96
März	—4	121,8	196	04	69	96
April	28	202,4	374	04	29	96
Mai	110	394,0	552	04	142	96
Juni	180	567,5	801	01	427	99
Juli	132	423,5	516	99	190	98
August	102	374,3	496	96	286	99
September	71	272,9	351	97	147	96
Oktober	44	230,8	435	96	155	99
November	25	183,8	288	96	87	99
Dezember	1	124,8	185	96	56	99

Es zeigt sich deutlich der Verlauf einer Jahresperiode, deren Minimum im Februar liegt, von wann an ziemlich schnell die Kurve der Wasserführung über das Frühjahr zum Juni, zum Monat des höchsten Wasserstandes ansteigt, bei dem dann die mittlere Wasserführung rund 7mal größer ist als im Februar. Bedeutend langsamer fällt dann die Kurve über die Herbstmonate ab zum winterlichen Minimum. Es ist dies der typische Jahresverlauf eines von Gletschern und hochgebirglichen Schneefeldern genährten Flusses, der ganz unter der Wirksamkeit der sommerlichen Schnee- und Gletscherschmelze steht. Aber wie so oft vermögen diese Mittelwerte kein ausreichendes Bild von der Eigenart der Etschwasserführung zu geben.

Während die sommerlichen Hochwässer durch ruhigen, selten katastrophalen Verlauf ausgezeichnet sind, bringen die Herbstregen beinahe regelmäßig Hochwässer mit sich, die heute noch wie vor hundertern von Jahren das Zentralproblem des Etschlandes sind. Ähnlich wie sich diese Herbstregen bei immer wechselndem Datum ihres Eintrittes infolge der Eigenart der gebräuchlichen Mittelbildung im Bild der Jahreskurve stark ausgleichen (siehe Diagr.), treten aus ähnlichen Gründen die fast regelmäßigen Hochwässer, die sich im Verlauf der drei Herbstmonate irgendwann einmal zu zeigen pflegen, auch in der vorliegenden Kurve der Wasserführung nicht so in Erscheinung, wie man dies in Anbetracht ihrer Bedeutung für das Land erwarten sollte. Es handelt sich um Hochwässer, die binnen kurzem im Gefolge einer nicht sehr langen Regenzeit von großer Niederschlagsdichte ganz abnorm hohe Wasserstände erreichen, die dann in wenigen Tagen wieder zu normalem und niedrigem Wasserstand schwinden. Höchststände von 1400 und mehr Kubikmeter je Sekunde sind die Regel im Bozener Unterland, während der Mittelwasserstand dort etwa mit 180 Kubikmeter je Sekunde zu veranschlagen ist. Im September 1882 erreichte der Pegel in Trient die Höhe von 5,80 bei einem mittleren Wasserstand dieses Monats von 71 cm.

Eine Ergänzung in diesem Sinne gibt die folgende Tabelle:

In der Zeit von 1844 bis 1890 entfiel das Jahresmaximum		
auf den	in Trient	in Branzoll ⁴⁵
Januar	0mal	0mal
Februar	0mal	0mal
März	0mal	0mal
April	1mal	0mal
Mai	4mal	5mal
Juni	12mal	14mal
Juli	7mal	8mal
August	3mal	4mal
September	9mal	10mal
Oktober	8mal	5mal
November	4mal	2mal
Dezember	0mal	0mal

Deutlich ergibt sich hier ein zweites Maximum im September, das wirtschaftlich und kulturgeographisch viel bedeutsamer ist als das sommerliche, das seltener katastrophale Wirkungen hinterläßt, während gerade die historisch bedeutsamen Überschwemmungen auf die Rechnung der Herbstregen zu setzen sind. Gelegentlich kann auch nach schneereichen Wintern ein Frühjahrsföhn in diesem Sinne gefährlich werden.

Die Seen.

Mit Seen, welche die Gewässer klären und die Wasserstände einigermaßen ausgleichen könnten, ist das obere Etschgebiet nicht so sehr ausgestattet. Die größten befinden sich noch im Talboden der Etsch.

Gleich oben an der Passhöhe liegen die Reschenseen. Der oberste, der Reschensee, hat eine Länge von 2,61 km, bei einer Breite von 0,63 km und 0,92 qkm Oberfläche, seine größte Tiefe ist 22,5 m. Der Mittersee der sich gleich abwärts anschließt, ist 1,6 km lang und 0,78 km breit bei einer größten Tiefe von 17 m und einer Oberfläche von 0,61 qkm. Der letzte der drei Reschenseen, der Haidersee ist 2,34 km lang, 0,63 km breit bei einer größten Tiefe von 16,5 m und einer Oberfläche von 0,89 qkm. Die Meereshöhe der drei Seen beträgt 1478 m, 1474 m, bezw. 1449 m. Alle drei verdanken, wie schon erwähnt, ihre Entstehung den aufstauenden Schuttkegeln der Nebenbäche und unterliegen in hohem Grade der Zuschüttung durch diese.^{28, 46}

Ein See ganz anderer Art ist der Kälterer See, der größte unseres Gebietes. Er hat bei einer Länge von 2 km und einer Breite von 1 km eine Oberfläche von 1,4 qkm. Er ist durch die Aufschüttung der Etsch aufgestaut, die etwa 6 m höher als sein Wasserspiegel

in nur 3 km Entfernung an ihm vorbeifließt. Wie alle derartigen Seen ist er sehr flach seine Tiefe ist nirgends mehr als 5 m. Ein Reichtum an Schwebeflora zeichnet den warmen und flachen Kälterer See aus, dem deshalb eine überaus grüne Farbe des Wassers eigen ist. Seinem Grunde entspringen zahlreiche schwefelwasserstoffhaltige Quellen.⁴⁷

Die übrigen Seen sind nur klein. Die größten sind noch die beiden Montiggler Seen, die im südlichen Mitterberg glaziale Wannen ausfüllen. In etwa spielt auch noch Moränenmaterial bei der Aufstauung mit. Es fehlen natürlich im Hochgebirge die kleinen Seen nicht, die Kar- und Wannenseen, so in der Zereigruppe die Spronser Seen im obersten Spronser Tal und einige andere mehr, die jedoch alle kaum größere Bedeutung haben. Zu nennen wären auch die zur Fischzucht aufgestauten Seen im Sommerfrischgebiet des Rittens, unter denen der Wolfsgrubener See der größte und schönste ist.

Endlich ist noch die Gruppe von kleineren Seen anzuführen, die hoch im Gebirge von Bergsturzmassen oder von Moränen aufgestaut sind. Zu ersteren gehört der einsame Durnholzer See im obersten Sarntal (1603 m). Ganz in Moränen eingebettet sind die beiden Karerseen (1534 m der eine, knapp 1600 m der andere). Was unserem Lande sonst an Ausdehnung der Seengebiete und an Schönheit solcher seenge schmückter Landschaft abgeht, das ersetzen diese beiden unvergleichlich schönen Karerseen mit ihrer kristallklaren, tiefblauen Flut, in der sich deutsches Walddunkel und die blendende Weiße des Latemar in wirkungsvollem Gegensatz spiegeln. (Bild 18)

Tier- und Pflanzenwelt

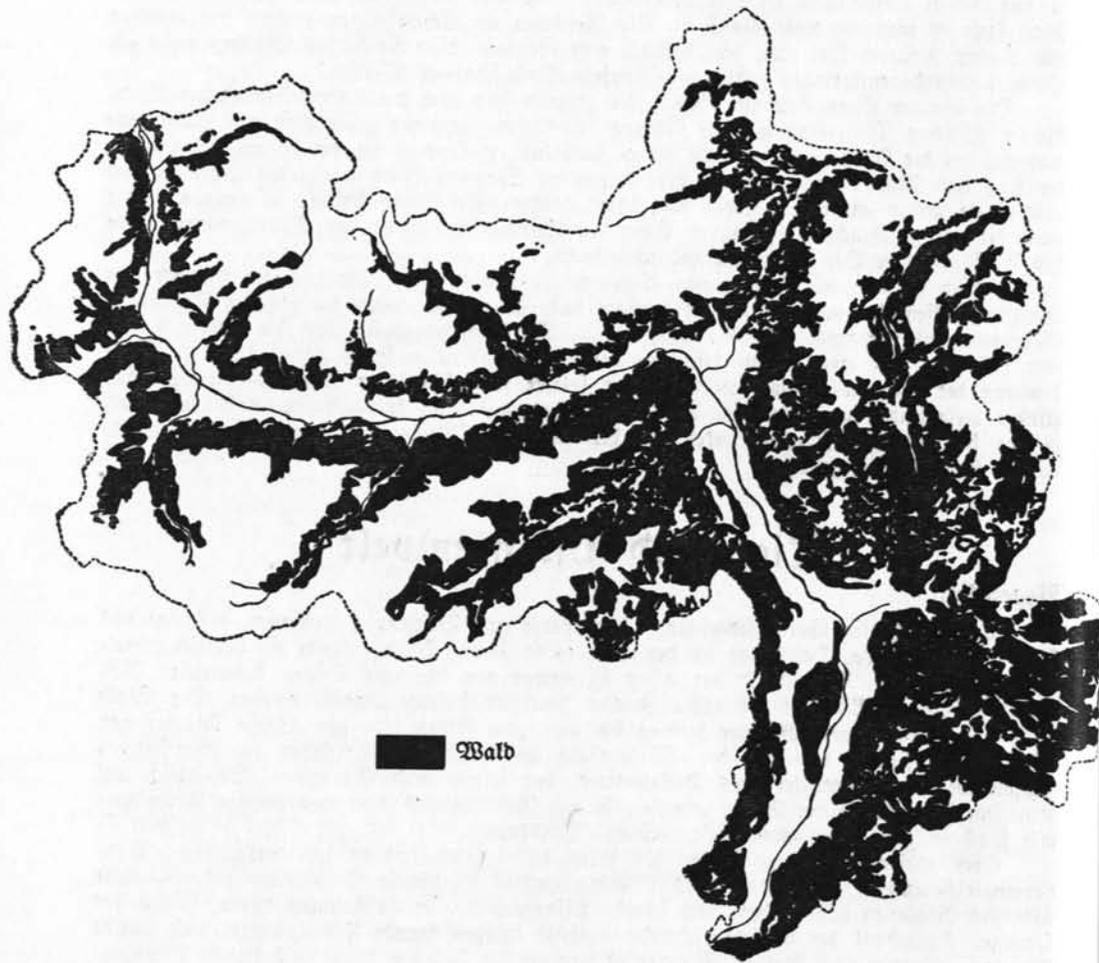
Vegetation.

Was die Daten über Niederschlag, Temperatur und Besonnung aussagen, bestätigt das Bild der Vegetation. Das Land an der Etsch ist in seinem Pflanzenkleide ein deutlich mitteleuropäisches Land. Der Wald vor allem ist immer von den aus Süden kommenden Reisenden gerade in Südtirol als erstes Zeichen deutscher Heimat begrüßt worden. Der Wald reicht über Reschen und Brenner hinweg bis weit zum Alpenrande hin. Große Wälder von Lärchen und Fichten bekleiden den Nördersberg im Binschgau, überziehen die schattseitigen Fergwände der Seitentäler: des Passiertales, des Ulten- und Sarntales. Schließlich auf dem Porphyrochland um Bozen erreichen sie ein Ausmaß und eine weiträumige Entfaltung wie sonst in ganz Tirol nicht mehr. (Siehe Waldkarte.) (Bild 7)

Doch entspricht es dem Wesen des Grenzlandes, entspricht es den verschiedenen Konvergenzerscheinungen, mit denen sich das Klima unseres Landes in Einzelheiten anderen, mehr südlichen Regionen nähert, daß auch fremde Pflanzenbilder in Erscheinung treten. Längs des sonnigen Talbodens der tief eingeschnittenen Etsch dringen fremde Pflanzenarten und fremde Vegetationsformen nach Norden. Zwar trägt weniger der Talboden selbst solch fremde Pflanzenwelt, als vielmehr die trockenen sonnigen Hänge, Schuttkegel und niederen Terrassen. Hier allein haben wir die fremdartigen Vegetationsformen zu suchen, die wir in unserem Süden erwarten, ohne daß aber je solche Bilder zu schauen wären, wie sie schon in Welschtirol, im Saccatal und in der „sizilianischen Landschaft“ des Bardasees auftreten. (Bild 8, 18—20)

Der Talboden.

Das Naturland des Talbodens ist der Sumpf oder das Moos, wie er im Lande heißt, auf weite Strecken einformig mit meterhohem Sumpfrohr bestanden. Die vielen Aufstauungen der Etsch, ihr unausgeglichenes Gefälle weisen dem Sumpf große Landstrecken zu. Fast ebensolche große Rolle spielt dann im Talboden des Aufschüttungslandes der Auenwald. Auf den ärmeren Kiesböden, den breiten Schuttfächern und Ablagerungsplätzen der größeren Nebenbäche besteht er aus niedrigen Weiden, Sanddorn und deutschen Lamarkisten (*Myricaria germanica*). Auf wenig besseren Böden setzt er sich aus Pappeln, Erlen, Weiden zusammen. Die übrigen feuchten Böden, die aber mehr und mehr in Kultur genommen werden, und die nur zu ausgesprochenen Hochwasserzeiten überschwemmt und dabei mit feinem Schlamm gedüngt werden, sind den Beständen von Ulmen, Eichen, Wildbirnen, Traubelkirschen, Stieleichen



Verteilung des Waldes im Land an der Etsch.

vorbehalten. Hier rankt eine reiche Lianenflora. In allen Zeilen der Au entwickelt sich eine wiesenartige Pflanzendecke von Gräsern und Kräutern. Aber im ganzen betrachtet, mischen sich nur wenige fremde Pflanzenarten ein, so wenig, daß sie das mitteleuropäische Vegetationsbild nicht im geringsten zu stören vermögen. (Bild 63 und 65)

Die pannonisch-illyrische Flora.

Es ist nun bezeichnend für die Flora der trockenen Hänge und Schuttkegel, daß sie nicht, wie man vermuten sollte, in erster Linie Ausläufer der ausgesprochen mittelmeerländischen ist, sondern illyrische⁴⁸ und pannonische Züge, also Züge von Unterprovinzen des pontischen Florenkreises, trägt. Wohl ist die Sommerwärme bei geringen Niederschlägen groß, so daß bei den meist wasserdurchlässigen Böden ausgesprochene Sommerdürre herrscht. Aber die Winter haben regelmäßigen Frost, der gelegentlich Extreme erreicht, die für die mediterrane Pflanzenwelt

vernichtend wirken. Es handelt sich bei der Flora unserer Hänge zwar um eine ausgesprochene Trockenflora, aber es fehlen die immergrünen Hartlaubgewächse der mittelmeerländischen Macchie und mit ihnen die Landschaftsbilder, wie wir sie schon am Gardasee auf noch tirolischem Boden finden.

Die trockensten Teile dieser Hänge, dort wo das Gestein besonders wasserdurchlässig ist, im Porphyr, in groben Schuttböden, oder wo der Niederschlag besonders gering ist, also vor allem am Binschgauer Sonnenberg oberhalb von Naturns, herrscht ausgesprochene Steppenheide, ähnlich wie in anderen inneralpinen Tälern (Wallis!). Diese Hänge können nie der Landwirtschaft dienlich gemacht werden, sofern sie nicht im Dienst des Weinbaues stehen oder die Möglichkeit künstlicher Bewässerung besteht. Das Unkraut der Weinberge des Landes gehört auch der pannonischen Steppenflora an, die vielen Arten des Mauerpfeffers und der Hauswurz (*Sedum* und *Sempervivum*) färben im Ubersich das Mauerwerk der Weinberge mit ihren leuchtenden, gelben Blüten. In diese Heide gehören^{48, 49} der Streifenfarn (*Asplenium septentrionale*), dann eine Reihe typischer Steppengräser mit gefalteten Blättern, die vor Austrocknung schützen, *Stipa capillata*, *Stipa pennata*, *Andropogon ischaemon*, (Hühnerfußgras), das Klettengras (*Tragus racemosus*), der Goldbart (*Lolagrostis calamagrostis*), der Steiffalm (*Diplachne serotina*), das Wimpergras (*Melica ciliata*). Auch andere höhere Pflanzen mit deutlichen Kennzeichen der Anpassung an die Trockenheit bevölkern diese Trockenhänge. So solche mit kleinen nadeligen Blättern, das nadelblättrige Heidenröschen (*Fumana nudicaulis*), das echte und purpurne Labkraut (*Galium verum* und *purpureum*); andere haben harte lederartige Blätter oder Haarfilze — es gibt eine dichtwollige Form des Thymian (*Thymus lanuginosus*) —, des Gamander und verschiedene Nelkenarten. Osterglöckchen (*Pulsatilla montana*), Ziest (*Stachys recta*), Ehrenpreis (*Veronica spicata*), Flockenblumen (*Centaurea maculata*), die gelbe Schafgarbe, die Jaunlilie (*Anthericum ramosum*), die kleine Schwertlilie (*Iris pumila*), die Träubelhyazinthe lassen in dieser Steppenflora im Frühjahr einen kurzen Blütenzauber entstehen; aber schon im Frühsommer ist die ganze Flora dieser dürrn Rasen harter, faserreicher Stengel und Blättchen erstorben. Ende Juni streuen die Gräser ihre Samen aus und die walblosen Hänge des Binschgauer Sonnenberges (hier spielt auch der Wacholder eine Rolle im Pflanzenbild) stehen nun die übrige Zeit des Jahres kahl und vertrocknet da. Die Kulturpflanze dieses Vegetationsbildes ist der Wein.^{48, 49} (Bild 59)

Die stärkste Ausprägung hat diese Steppenflora im Binschgau, wo bis weit hinauf in den Obervinschgau noch zahlreich Vertreter dieser pannonischen Steppenflora zu finden sind.¹⁷ Zu der Trockenheit dieser Landschaft tritt noch das Vorhandensein einer ausgesprochenen Sonnen- seite hinzu. Weiter talabwärts fehlt bei der Nord-Süd-Richtung des Tales eine so extrem besonnte Seite. Überdies werden die Niederschläge etwas reicher. Die Vegetation ist dort dann der Buschwald illyrischer Herkunft, neben dem die Heide zwar nicht verschwindet, aber zurücktritt. Dieses Gehölz mehr oder minder strauchartig entwickelter Pflanzen, die oft allerdings an Höhe wenig hinter Bäumen zurückstehen, hat eine überaus artenreiche Zusammensetzung:^{49, 50} Die weichhaarige Eiche (*Quercus pubescens*), die Hopfenbuche (*Ostrya carpinifolia*), der Perückenstrauch (*Cotinus coggygria*), der Blasenstrauch (*Colutea arborescens*) mit seinen sonderbaren blasenartigen Schoten, die Kronenwicke (*Coronilla emerus*), der Zürgelbaum (*Celtis australis*), die Mannaesche (*Fraxinus ornus*), der Hartriegel (*Cornus mas*), das Pfaffenhütchen (*Evonimus europaeus*), die Felsenbirne (*Amelanchier vulgaris*), der Steinwechsell (*Prunus mahaleb*), Eichen verschiedener Arten bilden im buntesten dichten Durcheinander Dickichte, deren Undurchdringlichkeit durch zahlreiche Lianen, Osterluzei (*Aristolochia clematitis*), dann von Waldbreben gesteigert wird. Die nackten Felsen werden von ungeheuren Epheworhängen überdeckt, deren dunkles Grün mit dem Rot des Porphyrts oft die eigenartigsten Effekte zaubert. An mehr feuchten Stellen, da wo der Hang gegen Sumpf des Tales abseht, aber auch im trockenen Hang, ist gern der Götterbaum (*Ailanthus*) in schönen Gruppen und Hainen anzutreffen, er wie die überaus häufige Robinie (*Robinia pseudacacia*) ein eingeführter Fremdling aus fernen Ländern. Die krautige Bodenflora ist reich an Schmetterlingsblütlern, Ginster-Saisklearten. Baumbildend ist in höheren Lagen der Goldregen (*Cytisus alpinus* und *purpureus*), der dort oft allein ganze Bestände bildet, die im Frühjahr in der Blüte ein Glanzstück des sonst so abweisenden Buschwaldes bilden. Der bekannteste und wichtigste Baum dieser Flora ist die Edelkastanie (*Castanea*

fativa), die in unkultivierten Formen als Stangenholz sich überall in die Bestände mischt, die nicht gar zu trocken sind, wie der Hang von Burgfall bis Terlan. Sonst gedeiht sie im kalkarmen Boden des Porphyrs und des Schiefers überaus gut.

Ausgesprochen mittelmeeische Flora ist nicht in geschlossener Formation vorhanden.^{50, 57}

Vertreter der mittelmeeischen Flora.^{50—52}

Einzelne Vertreter dieser Flora mischen sich in den illyrischen Busch, meistens entspringen sie als verwilderte Kulturpflanzen den Gärten und Promenaden um Bozen und Meran. Die Zypresse und die Pinie sind nicht heimisch. Sie wurden erst im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts in die Gärten der Edelhilfe eingeführt. Seltener verwildert ist der Lorbeer. Entsprungen ist auch die Opuntie (*Opuntia nana*), die in der Steppenvegetation um Bozen sehr häufig anzutreffen ist.

Die Kulturbäume der mittelmeeischen Flora wurden früher mehr gehalten als heute. Der Ölbaum ist wohl kaum je mehr gewesen als eine Kuriosität der Gärten. Die Agrumen- und Maulbeerkultur ist mit der modernen Zeit zugrunde gegangen. Allein die Feige erhält sich noch in größeren Mengen.

So ist es eigenartig, daß das nach Süden offene Tal seine Pflanzenwelt nicht so sehr von Italien her als aus dem Osten erhalten hat. Von Osten her durch das Pustertal und das Eisacktal und durch das Suganatal, ferner entlang dem Südrand der Alpen ist diese Flora illyrischer und pannonischer Herkunft in unser Land gedrungen. Beim Vordringen nach dem Westen verarmt sie mehr und mehr. Ist doch in unserem Gebiet das Vordringen zugleich ein Aufsteigen, welches für diese immerhin wärmeliebende Flora ein Hindernis bedeutet.⁵³ Wohl ist der Reichtum der Arten in größeren Höhen geringer, aber nicht geringer wird die Bedeutung der Formation als ganzer im Landschaftsbilde, wo sie im Obervinschgau bis in Höhen von 1000—1200 m noch immer stark sich durchsetzt. Ja, eine ganze Reihe von Vertretern des illyrisch-pannonischen Bereiches gehen glatt über den Retschen hinweg ins Oberinntal.⁵⁵

Die eigentlich mediterranen Gewächse enden fast alle schon an der ersten Talstufe vom „Land“ gegen das Eisacktal und den Vinschgau. Hier allerdings, in den geschützten Lagen gut exponierter Gärten und Promenaden erreicht die Pflanzenpracht unseres Südens eine Schönheit, die sonst nirgends in Deutschland anzutreffen ist. Bauernhäuser, Sanatorien, Edelhilfe und Schlösser stehen in einer südlichen Pflanzenpracht, die kühne Illusionen zuläßt: Palmen (*Chamaerops excelsa*), Agaven, dann das dunkle Grün der zahllosen Nadelhölzer aus allen möglichen subtropischen Ländern, Zedern vom Libanon, vom Atlas und vom Himalaya, pathetische Zypressen, Pinien, das ernste Grün der Thuyen und Sequoien machen diese mitteleuropäische Klimaoase im Schuß der Berge zu von Gärtnerhand geschaffenen Inseln südlicher Pflanzenwelt.

Nordgrenzen dieser Floren.

An den genannten Talstufen ist die mediterrane Vegetation aber auch endgültig zu Ende. Bei Meran und im Runtersweg bei Azwang stehen die nördlichsten Zypressen, hier enden der Buchs, der Granatapfel, der Mandelbaum, die Opuntie, die übrigen mediterranen Gewächse. Bis zur nächsten Talstufe, bis Kastellbell geht noch die Feige.

Wie für die mittelmeeischen Gewächse sind auch für die illyrischen die Talstufen bestimmende Hemmnisse ihres Vordringens nach Westen. Hier häufen sich die Nord- und Westgrenzen der Verbreitungsgebiete der einzelnen Arten. Die wichtigsten Vertreter der illyrischen Flora, vor allem die weichhaarige Eiche, erreichen ihre Verbreitungsgrenze in Schlanders, genauer bei Kortsch, ebenso die Edelkastanie und der Wein, die ja beide als nur sommergrüne Bäume ähnlichem Klima sich anzupassen vermögen wie die typischen Vertreter der illyrisch-pannonischen Flora.⁵⁵ Der Floreneinfluß fremder Regionen ist nur auf einen schmalen Streifen von Gehänge, geschützter Schuttkegel und trockener, sonniger Terrassen beschränkt. Dagegen schiebt sich in großräumiger Entfaltung über die pannonisch-illyrisch-mediterrane Pflanzenwelt klar und rein die mitteleuropäische, die weitaus den größten Teil des Landes einnimmt.

Das mitteleuropäische Waldkleid.

Fast das ganze übrige Gebiet unseres Landes, das nicht von den Trockengebieten des Buschwaldes und der Steppe eingenommen wird, ist bis zur klimatischen Waldgrenze von Natur aus Waldband, und zwar herrscht der Nadelwald durchaus vor. Fichten und Lärchen in Mischbeständen machen das Bild des Waldes aus, der namentlich im Gebiet der zentral-alpinen Gesteine in kaum wechselnder Einförmigkeit die Hänge bekleidet. Das Aufkommen der Buche verhindert der meist saure, kalkfreie Boden. Wo sie aber im Bereich der Karbonatgesteine den geeigneten Grund findet, bildet sie schöne Bestände, so am Abhang der Schichtköpfe der Etschbucht bis 1200 m Meereshöhe. Das Dorf Altenburg unter der Mandel liegt in schönem Buchenwald.

Greifen im allgemeinen die Wälder fingerförmig längs der Seitentäler vom Haupttal aus ins Gebirge, so liegen im Bereich des Mittelgebirges und Hochlandes um Bozen genügend weite Strecken unter der Waldgrenze, um auch einer mehr flächenhaften Bewaldung Raum zu geben. (Siehe Karte der Waldbedeckung). Hier ist auch das einförmige Bild des Fichten-Lärchen-Mischwaldes reicher und belebter als in den anderen Teilen des Gebirges. Wohl entbehren die ersten Wälder des Ostaler und Ortler-Gebietes nicht des Reizes, so wenn im Frühjahr aus dem dunklen Lann das helle Grün der Lärchen leuchtet und wenn der Herbst dieselben Lärchen aus dem sich immer gleich bleibenden Dunkel der Fichten golden aufflammen läßt. Aber erst in den weiträumigen Forsten des Porphyrlandes am Fuße der Kalk- und Dolomitenstöcke mit häufigerem Wechsel des Untergrundes in Feuchtigkeit und mineralischer Beschaffenheit entwickelt sich, mannigfaltig und wechselnd von Ort zu Ort, eine Waldflora, die zum schönen Reiz dieser Landschaft gehört. Bis 600 m hinauf reicht der illyrische Buschwald, er geht dann allmählich in Kiefernwald über, in Kiefernwald von jener Beschaffenheit, die uns überall wieder begegnet, wo trockene, arme Böden, wie es der Porphyr ist, keinen anderen Wald zulassen: lichte Wälder mit dürreter Grasvegetation auf dem Boden, die noch manche Pflanze der Steppe beherbergt. An feuchteren Stellen findet sich das Heidekraut (*Calluna* und *Erica*) ein. Weiter nach oben stellen sich die ersten Fichten ein, nehmen an Zahl zu, bilden schließlich überall dort, wo der Boden für ihre flachen Wurzeln genügend Feuchtigkeit hat, große, beherrschende, dunkle Forste, deren schönster der Karerwald am Fuße von Rosengarten und Latemar hier nochmals an der Grenze des deutschen Lebensraumes die Waldespracht entfaltet, ohne die wir uns deutsche Landschaft nun einmal nicht denken können. Nach oben hin lichtet sich das Fichtendunkel. Mit der abnehmenden Vegetationszeit vergrößert sich das Lichtbedürfnis, die Stämme treten auseinander, die Äste werden kürzer, der vorher bis auf wenige Pilze sterile Boden beherbergt eine immer üppiger werdende Wald- und Heidebeerevegetation. Von oben her dringen schließlich Grünle und Alpenrosen ein. Mit der Nähe der Waldgrenze räumt die Fichte mehr und mehr der Lärche und Zirbe den Platz, die schließlich allein den Kampf gegen die Hochgebirgsnatur aufnehmen. (Bild 7, 18, 19)

Aber nicht nur oben an der Waldgrenze wird die Fichte von anderen Baumarten gelegentlich verdrängt. Auf dem trockenen Ritten tritt sie hinter der Kiefer zurück. Besonders auf dem Etschggelberg wird sie in großer Menge von der Lärche vertreten. Beide stehen oft in Mischbeständen, oder auch die Lärche bildet auf feuchten Böden helle Lärchwiesen, auf denen weitständig die Bäume einer sauren Grasvegetation Raum und Licht überlassen. In Waldblichtungen, an den Rändern der aus Rodungen entstandenen Wiesen, in kleinen Bachtälern des alten Reliefs stehen hübsche Gruppen von Birken, die hier zwar die Südgrenze ihrer Verbreitung erreichen, dabei aber doch ein nicht fortzubedenkender Bestandteil der Flora des Landes sind. Interessant ist es da, daß die Tieflandbirke, die Hängebirke (*Betula pendula*), die Gebirgsbirke (*Betula alba*) oft genug vertritt. Dazu kommen auf feuchten Moränenböden und auf sonstigem Schutt, der Kalk enthält, sogar schöne Buchengruppen, die allerdings wie auch die Weißtanne, die an feuchten Stellen des Karerwaldes vorkommt, im allgemeinen in Höhen über 1200 m nicht mehr zu finden sind. Alles dies: dunkle Fichtenwälder, helle Lärchwiesen, Kiefernforsten, leuchtend grüne Buchengruppen, die weißen Stämme der Birken, in den Lichtungen und den Rodungen saftige Wiesen oder wogende Kornfelder, munter plätschernde Bächlein zaubern hier auf dem Hochlande des Porphyrs eine Landschaft, die an

englische Gärten erinnert, die in der Frische ihres oft saftigen Grüns kaum von irgendeiner unserer deutschen Landschaften abweicht. (Bild 12, 22, 23, 70)

Die Waldgrenze.

Im ganzen Lande ist die Arve, landesüblich die „Zirbe“, der Baum der Waldgrenze. Wohl haben Mensch und Vieh ihr argen Abbruch getan, aber immer noch ist sie der vorherrschende Vertreter in der Kampfregion der Bäume. Fast ebenso hoch geht die Lärche. Die Waldgrenze ist in unserem Lande nur selten wirklich naturbedingt. Meistens ist sie scharf heruntergedrückt, besonders im Porphyrohochland, wo der Mangel an natürlichem Almstand bei der geringen allgemeinen Erhebung eine besonders starke Vergrößerung der Almregion auf Kosten des Waldes erforderte. Wie es den allgemeinen Erfahrungen entspricht, steigt die Waldgrenze mit der allgemeinen Massenerhebung an. Bei 1900 m im Porphyrland⁵⁵ erreicht sie im äußeren Ultental 2060 m, im inneren bereits 2103 m, bleibt im ganzen Binschgau in diesen Höhen, überschreitet auch in den innersten Tälern der Ortlergruppe 2250 m nur an wenigen Stellen.⁵⁶ Erst in den Ötztalern bei vorwiegender Südauslage des Gebirges wird sie dann nahe an 2300 m getrieben. Die Baumgrenze liegt oft noch höher. Immer erklimmt die Zirbe die höchsten Standorte. In den Ötztalern, im Matschertale, reicht sie bis 2326 m, in der Ortlergruppe gehen die Zirben fast regelmäßig über 2300 m hinaus, am Stillsferjoch bis 2365 m.⁵⁶ (Bild 5, 9 und 10)

Schon weit unter diesen höchsten Baumvorkommen setzt die alpine Pflanzenwelt ein, die Region der Almen und Bergmähder, die langsam mit größerer Annäherung an den ewigen Schnee pflanzenärmer wird.

Im einzelnen ist das alpine Pflanzenbild je nach dem Gesteinsuntergrund sehr verschieden. Im unteren Saum dieser Vegetation herrschen noch Latschen und Alpenrosen. Erstere sind in den Böden der Zentralzone gern durch die Grünerle vertreten. Besonders im trockenen Porphyrland, am Abhang der Dolomiten (Schlern), des Ortlers, überall, wo der Kalk herrscht, ist das Knieholz der Latsche landschaftsbestimmend. Die Almgräser der Porphyrländer sind ähnlich wie die des Quarzphyllites der Ortlergruppe mager und trocken. Uppigen Almwuchs tragen meist die Almen der kalkreichen, gut künstlich bewässerten Schiefer der Ötztalgruppe. Im Schutt der unteren Triasmergel der Dolomiten endlich sind wohl die besten Almen unseres engeren Gebietes.

Fauna.

Wie die Flora besitzt auch die Fauna verschiedene Vertreter fremder Bezirke. Der illyrische Busch und die Steppe, sowie der dieser gleich zu ordnende Weinberg beherbergen eine Menge von in Deutschland ungewohnten Arten. Hier herrscht ein Reichthum an Insekten und Reptilien, der zu den auffallendsten Erscheinungen des Landes gehört. Eine Unmenge von Eidechsen bevölkert das Gemäuer der Weinberge, die warmen Halben des roten Porphyrlandes, sowohl nach der Zahl der Einzelwesen als auch der Arten. Allen voran fallen die Smaragdeidechsen, die „Groanzan“ des Volksmundes, im Laub der Weinstöcke und Gebüsche auf. Als eine von Süden kommende Art findet sie an derselben Laltstufe das Nordende ihrer Verbreitung, die auch der Edelkastanie, der Flaumeiche und dem Wein eine unübersteigbare Schranke darstellt, an der Stufe von Schlanders. Hier im Buschwald haust die in Deutschland nur noch in Bad Schlangenbad vorkommende Aeskulapschlange (*Coluber flavescens*), die Balkennatter (*Coluber viridiflavus*), die gemeine Vipera (*Vipera aspis*). In einem Bezirk um Bozen hat dann die sehr gefährliche Hornvipera, auch Sandotter genannt (*Vipera ammodytes*) ein inselartiges Verbreitungsgebiet. Der Biß dieser kleinen, kaum 40 Zentimeter langen Schlange übertrifft noch den der Kreuzotter bei weitem an Gefahr.

Die Gliedertiere stellen ebenfalls im Busch und im Weinberg einige giftige Vertreter, die sonst in Deutschland nicht vorkommen: Der Skorpion (*Scorpio italicus*) und der skolopenderartige Laufendfuß (*Scutigera coleoptrata*) sind solche südlichen Vertreter unangenehmer Art, die der echte Süden in unser Land geschickt hat. Sie sind in Häusern, am Kirchhofsgemäuer und an anderen Orten ein lästiges Ungeziefer.⁶⁰

Wenn man in den Reiseerinnerungen und Tagebüchern deutscher Dichter und Künstler liest, in Goethes Tagebuch einer italienischen Reise, in Ludwig Richters Tagebüchern, trifft man mit einer geradezu verblüffenden Übereinstimmung Berichte von dem lauten Sang der Zikaden und Heuschrecken, deren eigentümliches Schrillen und Zirpen im Sommer die Luft erfüllt. Auch hier sind wieder eine Reihe von Süden her eingewanderter Vertreter zu finden. Die tartarische Heuschrecke (*Acridium tartaricum*), die italienische Heuschrecke (*Caloptenus italicus*), vor allem aber die allerdings an diesem Lärm unbeteiligte Gottesanbeterin, das „Maringgele“ (*Mantis religiosa*), die in Unmengen im Busch und unter Kastanienhainen zu finden ist.

Die Welt der Warmblüter tritt sehr zurück. Krieg und Nachkriegszeit haben besonders in ihr gewütet. Das Wildschwein wurde schon frühzeitig im 18. Jahrhundert von den jagd-lustigen Überetscher Grafen ausgerottet.⁵⁸ Es bevölkerte einst in großen Rotten die Sümpfe und Auwälder des Talbodens. Das Reh und der Hirsch, in den Forsten des Binschgauer Nördersberges und des Porphyrlandes einst häufig, sind selten geworden, ebenso die Gemse des Hochgebirges, von Latemar und Rosengarten. Ausgerottet ist der Wolf, von dem noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus dem Matschertale berichtet wird,⁵⁸ und an den noch manche Ortsnamen, wie Wolfsgruben am Ritten erinnern. Der Bär allerdings — auch an ihn lassen viele Ortsnamen gedenken (Bärenfalle am Schlern) — ist noch immer nicht ganz aus unserem Lande gewichen. Er ist zwar nicht mehr Standwild, wie sich dessen die ältere Generation aus dem Binschgau noch zu erinnern weiß, die immer noch gerne aufregende Geschichten von Bärenjagden erzählt. Gelegentlich verläuft sich Peß in unsere Gegend, reißt ein Schaf oder tut sich im Herbst an den Trauben gütlich. Noch im Frühjahr 1930 wurde im hinteren Ultental ein Bär geschossen. Sein Standquartier sind die dichten Wälder des angrenzenden Nonsberges und der Adamellogruppe.

Die Sümpfe und Auen beleben Enten, die Wälder des Mendelabfalles und des Überetscher Mittelberges Auer-, Birk- und Haselhühner. Der Auerhahn fehlt selbstverständlich dann auch nicht in der Ortlergruppe. In den Weinbergen leben Rebhühner. Koltrabe, Steinadler, Fisch- und Kaiseradler sind selten, jedoch nicht ausgerottet. Vom sonst als ausgestorben geltenden Lämmergeier wurde noch im vergangenen Jahrzehnt berichtet.⁵⁹ Der weißköpfige Geier kreist sogar gelegentlich über Bozen.⁵⁹

Reich ist natürlich die Zahl der Vogelarten, die auf ihrem jährlichen Zug unser Land durchqueren, allerdings häufiger beim Flug in den Süden als bei der Rückkehr, da im kalten Frühjahr das Hochgebirge von den Zugvögeln gemieden wird.⁶⁰

Die fließenden Gewässer sind von Äschen und Forellen belebt, die im Frühjahr bis hoch hinauf ins Gebirge wandern. Die langsam schleichenden Giesßen der Niederung, die Seen von Kaltern und Montiggel sind von Karpfen, Schleien, Hechten und Alen bevölkert.⁶³

Geschichte und Siedlungswesen

Vorgeschichtliche Besiedlung.^{60, 61}

In diesen Raum der Natur dringt nach Ende der Eiszeit der Mensch. Doch reichen die frühesten Spuren seines Daseins in den Alpen nicht in unser Gebiet hinein. Die Funde des Bollneolithikums reichen im Etschtal gerade bis an die Grenze unseres Gebietes. Erst Funde der jüngeren Steinzeit bezeugen das Vordringen des Menschen weiter in unser Gebiet hinein. Die Terrasse von Eisens ist ein besonders reicher Fundort für jene Zeit. Wenn auch die Funde nicht ausreichen, eine Besiedlung des Vinschgaues in der jüngeren Steinzeit anzunehmen, so machen doch vereinzelte Spuren wahrscheinlich, daß damals schon der Mensch begangen wurde.

Mit dem Beginn der Metallzeit tritt eine grundlegende Änderung ein. War bisher das Gebirge ganz offenbar gemieden worden, so treibt nun der Metallhunger die Menschen in die Berge. Die Siedlungen und die Funde gehen bedeutend in die Höhe. Der Mensch sucht nun das erziehbare Gebirge auf und treibt in ihm Bergbau, dessen Ergebnisse schon damals Gegenstand eines recht lebhaften Handels waren. Eine bronzezeitliche Art, die in 2210 m auf dem Stripenoch im Hinterpasseier gefunden wurde, ist ein Beweis, wie hoch schon damals der Mensch sich ins Gebirge wagte. Die Terrasse von Eisens und die des Oberetsch sind immer wieder zu verschiedenen Zeiten als Wohnplätze in Anspruch genommen worden.

Wie wir schon bei der Pflanzenwelt feststellen konnten, daß der äußerste Punkt, bis zu dem mediterrane Elemente vordringen, die Stufe von Töll ist, so sehen wir auch im Gang der vorgeschichtlichen Besiedlung, wie diese Talsstufe eine wichtige Grenzlinie in jener frühesten Zeit darstellt. Bis hierhin reichen die letzten Ausstrahlungen der Völker und ihrer Kulturen, die in Italien ihren Sitz haben.⁶² Bis hierhin und bis in die Enge der Porphyrschlucht des Eisack ließen sich Ligurer, Italiker und auch Etrusker nieder, deren ehemaliges Dasein bei Bozen durch Inschriftensteine bezeugt ist. Den Etruskern sind dann schließlich noch von Süden her Kelten gefolgt. Oberhalb dieser Grenze betreten wir dann in jenen allerfrühesten Zeiten einen Kultur- und Volkskreis, der von Osteuropa her seinen Ursprung nimmt. Funde, Ortsnamen deuten hier oberhalb der Töll auf ein Volk der veneto-illyrischen Sprachgruppe, eine Tatsache, die wieder auf die starke süddöstliche Orientierung verweist, die unser Land neben seiner nördlichen besitzt.

Römer und Räter.

Als zu Zeiten des Kaisers Augustus die Römer das Land, dessen verschiedene Volksgruppen sie als Räter zusammenfaßten, in Besitz nahmen, berücksichtigten sie offenbar diese Stammesverhältnisse und legten die Grenze zwischen Italien und der weiter im Norden errichteten Provinz Rätien an genau die gleiche Stelle, die Illyrer von Etruskern und Kelten trennte: durch die Töll und die Enge von Klausen.⁶³ Also schon die Römer haben Italien gegen Norden nicht auf dem Brenner abgegrenzt, sondern viel weiter südlich. Die Römer haben ihre Kultur und Sprache eingeführt und das einwohnende Volk unseres Landes in seinen verschiedenartigen Gruppen romanisiert und schließlich jene sprachlich einheitliche Bevölkerung geschaffen, die Rätomanen. Es ging deren Angleichung an das Römertum nicht so weit, daß nun alles eigene Stammesbewußtsein erstickt worden wäre. Die Breonen, die zu Beginn der Eroberung den Römern heftigen Widerstand entgegensetzten, werden auch wieder genannt, als Jahrhunderte später die Bajuwaren das Land besetzten. Man kann wohl annehmen, daß dieser Stamm durch alle Zeiten hindurch seine Eigenart und Tradition bewahrt hat.⁶⁴

Die Germanen.

Die Völkerwanderung machte der Römerherrschaft in unserem Lande ein Ende. Es beginnt die Zeit, da das politische und kulturelle Schwergewicht auf die Nordseite der Alpen verlegt wird. Die Zeit der nun folgenden Unruhe mag manchen Splitter der verschiedensten

germanischen Völker in unsere Berge gesprengt haben, ohne daß von ihm größere dauernde Wirkungen ausgegangen wären. Die Bewohner des Sarntales und der Höhen um Bozen, besonders hochgewachsene, schlanke, hellblonde und hellhäutige Menschen, sowie die des Burggrafnamtes sind einer romantischen Geschichtsauffassung immer gern als direkte Nachkommen der Goten erschienen. Aber so sehr Volkskunde, sprachliche Einzelheiten gelegentlich auf solche frühgermanische Besiedlung hinweisen, so sehr auch die im Etschtal beheimateten bekanntesten germanischen Heldenjagen auf solche Möglichkeiten hinzeigen, von reinen Nachkommen der Goten kann man doch auf keinen Fall sprechen.

Erst den Bajuwaren war es vorbehalten, das Land endgültig in Besitz zu nehmen. Schon in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts erscheinen sie im Etschtal bei Bozen und sichern sich hier die Grenze des beanspruchten Landes gegen die von Süden anrückenden⁶⁵ Langobarden.^{62, 64, 65} Ein Jahrhundert lang im Besitz noch schwankend, wird es um 770 endgültig bayrisch. Um 720 hat auch der Vinschgau schon die bayrische Herrschaft⁶² und hat Maya, das spätere Mais eine bajuvarische Besatzung.⁶² Wenn so auch schon das ganze Land an der Etsch bis Bozen hinunter im Besitz der Bajuwaren ist, der Ausbau der Besiedlung geht nicht in überall gleichmäßiger Weise vor sich. Zunächst wird einmal das Grenzgebiet um Bozen und Meran besiedelt, später und viel langsamer folgt der Vinschgau nach, der bis ins 12. Jahrhundert churrätischen Bezirken zugeordnet war. Er lag in seinen Bergen eingebettet, abseits der Berührungszone mit den Langobarden und bedurfte weniger der Sicherung durch anwohnende bajuvarische Besiedler als das Grenzgebiet zwischen Bozen und Meran, das zudem am bedeutend wichtigeren Brennerweg gelegen war.⁶²⁻⁶⁵

Die alte rätische Bevölkerung, — durch Römerherrschaft (Sklavensfang) und die Stürme der Völkerwanderung stark gelichtet —, welche die Bajuwaren vorfanden, blieb im wesentlichen ungestört neben den sich in die Urbevölkerung einfügenden, neu robenden Germanen bestehen und wurde nur allmählich aufgefressen. Die Ortsnamenkunde gibt Anhalte dafür, daß dieser Prozeß im Raume zwischen Bozen und Meran und auf den umliegenden Höhen bedeutend schneller vonstatten ging als im Vinschgau, in dessen obersten Teilen sich das rätomanische Element bis ins 17. Jahrhundert hinein erhielt.⁶²

Die Grenze des bajuvarischen Besitzes verlief damals von Forst im Burggrafnamt längs der Etsch bis in die Gegend von Branzoll und stieg dann hinauf zum Joch Grimm.⁶⁷ Da Langobarden seit Karls des Großen Zeiten wie das Bayrische Herzogtum zum römisch-deutschen Reiche gehörte, verlor die Grenze an Bedeutung, und schon damals begann die Einwanderung bayrischer Siedler in den Raum südlich von Bozen, ins Unterland und das Oberetsch.⁶⁷

Mit der Zeit gewann das Land als Straßenland nach Italien wachsende Bedeutung für die deutsche Kaiserpolitik. Gemäß der allgemeinen politischen Tendenz jener Zeit verliehen die Kaiser diese ihnen so wichtige Gebiete an der Straße nach Italien im 11. Jahrhundert den Bischöfen von Trient und Brixen als reichsunmittelbare Lehnen.⁶⁸ Unser ganzes Land an der Etsch kam unter die Lehenshoheit des Fürstbistums Trient, das damals zum Deutschen Reich im engeren Sinne gezählt wurde.⁶⁷

Entstehung der Grafschaft Tirol.

Der Fürstbischof von Trient, außerstande das ihm übergebene Land selbst zu verwalten, vergab die weltliche Gewalt an verschiedene weltliche Herren. Unter anderen waren solche die Grafen von Tirol, die den Vinschgau inne hatten und ihre Stammburg im Herzen unsres Landes bei Meran besaßen. Diese erhielten die Vogtei über das Bistum Trient; als solche und als Lehnsleute hatten sie die Gewalt in der Grafschaft Bozen, die allerdings in der Stadt Bozen nochmals zugunsten des Bischofs beschränkt war. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erwarben sie noch das Gebiet der Eppaner Grafen, so daß nunmehr unser ganzes Land an der Etsch praktisch in der Gewalt der Grafen von Tirol ist.⁶⁸ Da diese Grafen von Tirol es überdies verstanden, das ganze übrige Tirol unter ihre Herrschaft zu bringen, fast bis zum heutigen Umfange, erfuhr das Etschland, der Sitz der Grafen von Tirol, eine ungemaine Stärkung seiner politischen Stellung.

Eine Folge des Erwerbs des Eppaner Besitzes war, daß nunmehr das Übergewicht des Deutschtums auch im Raume südlich von Bozen zum Ausbau der bajuvarischen Besiedlung und zur Bollendung der Eindeutschung der romanischen Bevölkerung führte, die am Ende des 14. Jahrhunderts beendet war.

Gleichzeitig mit dem Ausbau der politischen Macht verlief der Ausbau der Besiedlung des Landes. Sie geschah von der freien bäuerlichen Gemeinde und von verschiedenen Grundherren, Stiften, Klöstern, vor allem später durch den Landesherrn. Es wurde im Raume der alten romanischen Besiedlung neugeredet und darüber hinaus wurden dann die von der rätischen Siedlung meist unberührt gebliebenen Nebentäler und auch ebensolche Teile des Porphyrlandes in Angriff genommen. ^{62, 67}

Das Siedlungsbild.

Die heutige Siedlung ist zu einem großen Teil das Abbild und das Ergebnis der geschilderten geschichtlichen Vergangenheit. In ihr spiegeln sich Geist und Seele des Volkes, das hier wohnt. Gerade im Lande an der Etsch, das heute so sehr gefährdeter deutscher Siedlungsboden ist, gibt die Siedlungsweise eine Bestätigung des deutschen Charakters unseres Landes. Scharf scheidet sich unser Land vom angrenzenden Welschtiroler, also italienischen Siedlungsland. Den geschlossenen, typisch romanischen Siedlungen drüben, steht in unserem Lande eine freiere Siedlungsweise gegenüber, die die Bajuwaren aus ihrer Heimat mitgebracht haben. Der Einzelhof ist in maßgebender Weise an der Durchsiedlung des Landes beteiligt. Das Dorf ist in den Gebieten alter bajuvarischer Besiedlung das Hausendorf deutscher Art. Einzelhöfe — (das heißt, das bäuerliche Anwesen liegt in geschlossener Abrundung inmitten seines umliegenden Besitzes) — und Hausendorfsiedlung — (das einzelne Gehöft liegt durch weitständige Anordnung vom Nachbarhause getrennt inmitten von Gärten und Obstanger) — das sind im allgemeinen die wesentlichen Charakterzüge der Siedlungsweise in unserem Lande. Sie zeigt auch den großen Anteil der deutschen Arbeit an der Durchsiedlung des Landes. Namentlich der spätere Ausbau der Besiedlung im 11.—13. Jahrhundert, in Gebieten, wo kaum vordeutsche Bewohnerschaft gesessen hat, zeigt besonders stark diese Ausbildung der Einzelhofsiedlung. Auf dem Ritten und dem Reggelberg, im Sarntal, in Ulten und Schnals tritt das Dorf fast vollkommen zurück. Um die Kirche scharen sich drei bis vier Häuser, Pfarrhaus und Gasthaus. Die übrigen Höfe der Gemeinde liegen in weiter Zerstreung über die Hochländer, Hänge und Terrassen. (Bild 27 u. 28)

Doch sind Zeugen vordiesiger Besiedlung nicht selten. Sie verraten sich in der Geschlossenheit der Siedlungsform. Auf dem Schöggelberg: Jenesien und Mölten, im Eisener Mittelgebirge: Prissian, dann vor allem die altbesiedelten Räume, die erst später unter deutsche Kultur genommen wurden, das Unterland und der Obervinschgau besitzen häufiger Vertreter dieses alten rätomanischen Kulturbeses. Der Obervinschgau mit seinen geschlossenen Siedlungen vorherrschender Steinbauten hat ein Gepräge, das stark an Graubünden

Zu den Bildern:

27. Bild vom alten Rittener Saumweg gegen Nordosten durch die Eisacktalung mit ihren Edfluren. Zwei, drei Höfe, Wirtshaus und Pfarrhaus scharen sich um die Kirche, die übrigen 55 Höfe liegen in weiter Zerstreung bis hinauf zur Siedlungsgrenze. Im Vordergrund ein kleiner Paarbhof, das Bohnhaus, ursprünglich strohbedacht, heute mit genagelten Schindeln gedeckt, das Futterhaus, wie meist am Ritten und im Sarntal, mit gewalmtem Strohdach.

28. (Zum Vergleich). Von den 219 Häusern Innervillgratens liegen 3 bei der Pfarrkirche (1375 m), die übrigen in Zerstreung. (Abereinstimmung von Nord- und Südtirol!)

29. (Zum Vergleich). Der innerste Sulzberg gegen den Tonalepaß hin heißt Val Vermiglio. Trotz der auf Zerstreung drängenden Nähe der Siedlungsgrenze halten die Romanen (hier italienisierte Bestädiner) an der geschlossenen Siedlungsweise fest. Von den 216 bewohnten Häusern der Gemeinde Vermiglio liegen (1910) 200 in drei Ortschaften gleichen Charakters gedrängt: Cortina (1203 m), Fraviano (1261 m), Pizzano (1219 m). Unter den übrigen 16 Häusern befinden sich Mühlen und Pafwirthshäuser des Tonaleüberganges.



27. Mittelberg am Ritten



28. Innervillgraten (Südtirol, Oesterreich)



29. Cortina im Val Vermiglio



30. Blick vom Matlinger Waal auf Algund



31. Revò im Ronsberg
(Welschtal)



32. Jenefien im
Bozen

erinnert. Mals, Burgeis, Ischengls, Eys, Stilfs, Lannas, tragen außer ihren Namen im Grundriß schon alle Kennzeichen vordeutscher Besiedlung. (Bild 32)

Im Unterland tragen die Orte der Terrassen und großen Schuttkegel solche Siedlungen. Da die Orte meist große Märkte sind, und oft auch sonst viele städtische Funktionen zu erfüllen haben (Wein- und Holzhandel), (Zramin war lange als trientinische Konkurrenz zu Bozen gedacht), ist es nicht immer ganz leicht zu entscheiden, ob es wirklich altes Kulturerbe ist, das die Geschlossenheit der Siedlungsform verursacht. Eppan, St. Pauls, Zramin, Kaltern, Kurtatsch sind Straßendörfer, bei denen sich Haus an Haus zu beiden Seiten der nach Süden führenden Straße drängt. Da jedoch der mittelalterliche Straßenverkehr auf der anderen linken Etschseite einherzog, so liegt doch die Wahrscheinlichkeit nahe, daß es sich um altes Kulturgut handelt. Bei einigen, Kaltern, Eppan, kann diese geschlossene Häuserzeile auch ein Ergebnis jüngerer Vergangenheit sein, indem nämlich bei der Verdichtung der Bevölkerung, die das Weinland in den letzten Jahrhunderten sehr erfahren hat, die dem Hausendorf eigenen Lücken nachträglich ausgebaut wurden. (Bild 99 und 100)

Romanische Dorfgrundrisse finden sich überall in solchen Orten, die der vordeutschen Besiedlung einstweilen noch dünner Art die günstigsten Bedingungen boten, also Terrassen: Überetsch, Eisener Mittelgebirge (Prissian) und große geräumige Schuttkegel: Zramin, Obervinschgau, wobei nicht gesagt sein soll, daß alle an sich günstigen Räume auch wirklich schon von der rätomanischen Bevölkerung in Besitz genommen worden sind.

Alle schwierigen Lagen sind erst in späterer Zeit in Angriff genommen worden, eben durch die Bajuwaren. Von jenen genannten günstigsten Räumen ging der Ausbau des Landes vor sich, er ging hinauf auf die Hänge, hinunter ins Tal auf die weniger begünstigten Schuttkegel kleinerer Art. Der Talboden selbst, bis in die neuere Zeit hinein äußerst ungefunden, blieb im wesentlichen unbefiedelt. Nur ein einziges Dorf im Etschland, Kurtinig, ist im Talboden angelegt. Auch in den vom Verkehr so stark durchfluteten, tiefsten Siedlungsräumen ist die freie Siedlungsart vorherrschend. Die Siedlungen der kleinen Schuttkegel zwischen Bozen und Meran: Terlan, Vilpian, Sargazon, Andrian, bei weitem der größere Teil von Lana zeigen sie in ganz hervorragendem Maße. Ebenso Leifers, Branzoll unterhalb Bozens. Gewiß ist der Raum auf den Schuttkegeln beschränkt und die Besiedlung bei der Hochwertigkeit der Obst- und Weinböden sehr dicht und der Abstand der einzelnen Gehöfte geringer, aber die Tendenz zur lockeren und Einzelsiedlungsart ist unverkennbar. (Siehe Siedlungskarte). (Bild 25)

Früher als der Talboden wurden bis zur Grenze der Aufnahmefähigkeit die Hänge, Hangleisten und Nebentäler in Angriff genommen. Hier unter zum Teil recht schwierigen Verhältnissen war das Einzelhofwesen in ganz besonderem Maße geeignet, Land unter dauernde Besiedlung zu nehmen, das sonst bei der Schwerfälligkeit der romanischen Sied-

Zu den Bildern:

30. Von den 236 Häusern Algunds im dicht bevölkerten Meraner Kessel liegen 124 in den Dörfern Algund und Mühlbach, die übrigen 112 in Einzelhöfen und lockeren Häusergruppen über sonnigen Hang und Talsohle zerstreut. Obstkultur in der schutterfüllten Talsohle, Weinbau in Monokultur auf dem Schuttkegel von Algund und am Hang, sofern er nicht von Niederwald eingenommen ist.

31. (Zum Vergleich). Ganz im Gegensatz zu Bild 32 ist hier der Hang völlig siedlungsleer und die Bewohnerschaft ausnahmslos in einer großen vollreichen stadtartigen Dorfschaft zusammengedrängt.

32 Beispiel der gelegentlich als Zeuge vordeutscher Besiedlung auftretenden Kastellsiedlung. Im Jahre 1847 lagen von den rund 119 Häusern der Gemeinde Jenefien 15 im Dorf in geschlossener Siedlung. Die italienische Zählung von 1921 gibt an, daß von 1479 Einwohnern der Gemeinde 1127 in zerstreuten Häusern wohnen, daß also hier wie anderwärts in Tirol die Einzelhofbesiedlung immer maßgebend mitbeteiligt, wenn nicht herrschend ist. Der Kirchturm von Jenefien ist einer der spätesten Zeugen gotischer Bauart Tirols, um 1600 erbaut. Blick über das Mittelgebirge gegen Zanggen, rechts hinten Latemar und Karerpaß. Rechts im Mittelgrund das dem Hochland angehörende Stablegg (1615 m), ebenso Talbüchel (1759 m) vor dem Karerpaß.

5 Dörrenhaus, Das deutsche Land an der Etsch

lungsart nur Alm oder Waldland geblieben wäre. Namentlich an den Sonnseiten der Täler des Südballes der Ostaler Alpen wird die Besiedlung mittels der Einzelhöfe, ganz besonders hoch hinauf getrieben in Höhen, die zu den höchsten Wohnlagen der Ostalpen gehören.

Besonders stark beteiligt an der Besiedlung der leztmöglichsten Räume in der Nähe der Siedlungsgrenze sind die Schwaighöfe, das sind vorwiegend der Viehzucht und der Erzeugung von Milchprodukten dienende Betriebe, die von den Grundherren, vor allem den Landesherren eingerichtet wurden, und ihren Zins in Käsen und Butter entrichteten. Da diese Betriebe zum Teil durch Belieferung mit Saatgetreide, ja sogar gelegentlich mit dem notwendigen Brotgetreide von seiten des Grundherren unterstützt wurden, ist die außerordentliche Höhenlage dieser Höfe verständlich, ist es aber auch verständlich, warum in späteren Zeiten bei Verfall der grundherrlichen Gewalt die Siedlungsgrenze wieder zurückging und zahlreiche dieser Schwaighöfe in Almen verwandelt wurden. Geographisch interessant ist auch, daß nicht nur in die wirtschaftlich schwierigen Höhenlagen die Besiedlung mit den Schwaighöfen vorgetrieben wurde, sondern daß auch in den in technisch wenig vorgeschrittenen Zeiten wenig kultivierbaren Niederungen der Etschenebene der Schwaighof Fuß faßte. In Silvian, Laag, Salurn und Kurtinig werden solche Schwaighöfe der Niederung angelegt. Von hier aus wird die sonderbare geographische Lage von Kurtinig und sein Name, das als einziges Dorf in der Etschtaue liegt, verständlich.⁶⁹

Bevölkerungsvermehrung bedingt durch Bergbau und mittelalterlichen Verkehr und somit Vergrößerung des Bedarfes an Nahrungsmitteln, die nicht ohne große Kosten weit hergeholt werden konnten, waren zu Ausgang des Mittelalters sicher mitbeteiligt am Hinauftreiben der Siedlungsgrenze, ebenso stark wie umgekehrt Verfall im Bergbau und Verkehrsgewerbe, billige Versorgung mit der Eisenbahn bis auf den heutigen Tag den Rückgang der Siedlungsgrenze verschulden.

Die Siedlungsgrenze.

Natürliche Ursachen unterstützten das Bestreben des mittelalterlichen Siedlungswerkes, auch die lezten möglichen Räume unter den Pflug zu nehmen: Die allgemeine Massenerhebung nach Westen und Nordwesten zu, die alle irgendwie gearteten Höhengrenzen ansteigen läßt: gute, sonnige, also früh schneefreie Lagen, trockene, vorzügliche Getreideböden. Aber nicht immer konnten die höchsten Höfe gehalten werden. Der Sarnhof am Fuchsberg in Schnals war in 2130 m eine Dauersiedlung, deren Höhe an die des Weilers Juf in Graubünden, der als die höchste Dauersiedlung der Alpen gilt, heranreicht.⁷⁰ Allenthalben können wir beobachten, wie die Dauersiedlung, die einst so hoch hinauf getrieben wurde, nun seit dem 14. Jahrhundert schon wieder zurückgeht. Bis in die neueste Zeit reicht der Rückgang der Besiedlung. Gerade die Höfe des Schnalstales, die immer wieder als die höchsten Höfe der Ostalpen bezeichnet werden, Eishof im Pfoffental (2076 m), Kableit (2011 m) und Mitterkaser, sind erst 1897, 1877 und 1910 als Dauersiedlung aufgelassen worden.

⁷¹ Aber auch heute noch liegen die obersten Höfe in den Ostaler Alpen ganz außerordentlich hoch. Der Weiler Kurzras in Schnals ist immer noch mit 2014 m Meereshöhe die höchste Ortschaft Tirols, die noch bedeutend höher liegt als die Ostaler Orte Vent (1893 m) und Sargl (1927 m). Mit der Massenerhebung fällt von diesen höchsten Höfen des Schnalstales die Siedlungsgrenze stetig zum Rande der Benter Gruppe ab. In Langtaufers steigt die Siedlung noch bis 1918 m hinauf. In Matsch und Schlandernau steigen die Höfe über die 1800 m hinaus. In derselben Höhe halten sich jenseits des Reschenpasses die Siedlungen, obwohl die Massenerhebung dort nicht so große Werte erreicht. Der Weiler Rosen im Rosentale übertrifft ebenfalls mit 1968 m die wegen ihrer Höhenlage viel öfter genannten Ortschaften Vent und Sargl des Ostales.

Mit der Annäherung an das rauhere Klima der hoch über dem tiefen Haupttal gelegenen Fergwände fällt die Siedlungsgrenze von diesem Saume der Höhenrekorde menschlicher Dauersiedlungen in langsamem, stetigen Verlauf zur Etschtalsfurche hinab. Hier sind dann für die obersten Siedlungen die Behängeverflachungen maßgebend, ohne daß sie unbedingt an sie gebunden zu sein brauchten. Wo der Tiroler Bauer Acker unterhalten kann, da baut er auch seinen Hof, wenn es sein muß, auch an den Hang. Aber immerhin ent-

sprechen im Binschgau gerade den Talbodenresten auffallende Streifen dichter Besiedlung, oft auch der obersten. Im inneren Binschgau sind die höchsten Siedlungen nicht so hoch gelegen wie weiter draußen. Die klimatische Benachteiligung, die wir schon in den Schneestürmen der Malfer Heide, in der stärkeren Durchfeuchtung der oberen Hänge infolge des durchs Stiffler Joch einbrechenden Südwestwindes kennen gelernt haben, verursacht ein Herabdrücken der frühjahrlichen Schneefallgrenze und damit der Siedlungsgrenze. 1620—1720 m ist die Lage der obersten Höfe zu beiden Seiten des Reschenpasses bis hinunter zum Falkessel von Glurns. Dann biegt das Tal nach Osten um und es erscheint eine ausgeprägte Sonnenseite, die vor dem Rördersberg auch in der Lage der obersten Siedlungen begünstigt ist. Gegenüber der Öffnung des Stiffler Tales tritt sie aus den genannten klimatischen Gründen noch nicht so sehr in Erscheinung. Es liegen hier der höchste Hof bei 1612 m und die übrigen gar nur zwischen 1373 und 1573 m. Am gegenüberliegenden Rördersberg besetzen sie die Höhen zwischen 1230 und 1340 m, so daß hier sogar das Minimum der Höchsthöhe vom Sonnenberg beinahe erreicht wird.

Von dieser Region tiefer Lage der Höhengrenze der Dauersiedlung im Obervinschgau um den Ausgang des Stiffler-Sulbener Tales geht dann am Sonnenberg die Höhengrenze wieder höher hinauf. Das Tal wird von Schlanders an schmaler und wärmer. Bis 1650 und 1750 gehen die obersten Höfe. Über Scharls liegen dann 1200 m über dem Talboden die allerhöchsten Höfe des Binschgaues in 1773 und 1750 m Meereshöhe, denen auf der Schattseite des Rörders die obersten Höfe erst in 1300 m, meist sogar noch tiefer gegenüberliegen. Nur je einer übersteigt dort die 1400 und 1500 m.

Mit der Massenerhebung steigt gegen Süden zur Ortlergruppe die Dauersiedlungsgrenze erneut an. Im Sulbental liegen Innerfulden bei 1848 m, die Sarnhöfe bei 1880 m. Beim Mangel geeigneter Siedlungsplätze bleibt im Trafoi die höchste Siedlung der Ort selbst mit 1550 m. Im Martelltal steigt sie stetig von den 1560 m des äußeren Tales, mit denen sie Anschluß findet an die obersten Höfe des Binschgauer Rörders, an bis zu 1856 m. Im inneren Martell sind es nicht wie sonst in der Regel im innersten Talboden gelegene Wohnstätten, sondern die Klimakatastrophen lassen hier den nach Süden ausgelegten Hang die obersten Siedlungen tragen.

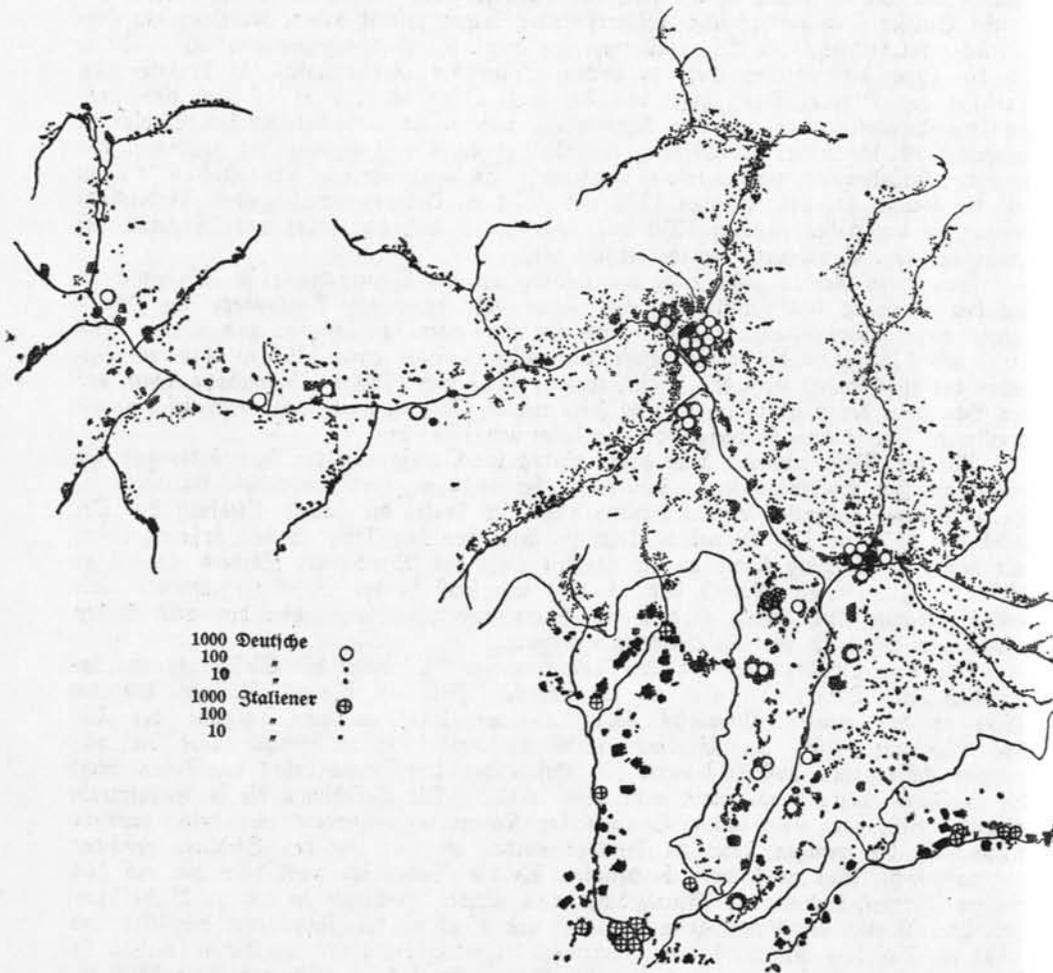
Mit dem Ostabfall der Ostaler-Ortler-Gruppen sinkt dann die Siedlungsgrenze beträchtlich ab. Die rund 1650 m der obersten Höfe im inneren Passier und die 1800 m des inneren Ultentales fallen ab auf 1400 m am Ausgang der Taler. Nur zwei Höfe am Vigilsjoch 1706 m und 1708 m steigen über die allgemeine Höhengrenze unstetig hinaus. Im Gebiet des Porphyrrhochlandes um Bozen reicht die Siedlung ebenfalls nur selten mehr über 1600 m. Die Besiedlung, die in den zentral-alpinen Teilen eine mehr linienhafte, von den Tälern vorgeschriebene war, wird nunmehr flächenhaft, die wenigen Täler im Porphyrt werden oft eher von der Siedlung gemieden als aufgesucht. Fast vollkommen beschränken sich die Wohnplätze nach oben hin auf das jüngere Altrelief, das wir als Mittelgebirge vom älteren Hochland im engeren Sinne schieben. Bei Mölten stehen zwei Höfe bei 1600 und 1640 m, bei Flaas zwei bei 1611 und 1600 m. Auf dem Ritten ist die Höhengrenze allgemein bei 1500 m. Ähnlich verhält sie sich am Fuß von Rosengarten und Latemar. Dann gibt es keine Höfe mehr über 1600 m. Auf dem Reggelberg liegen die höchsten bei 1560 und 1570 m. Unter 1500 m bleiben die obersten Höfe der Deutschgegend.

Mit der Annäherung an den Südzipfel unseres Landes erreichen wir die niedrigsten Werte der Siedlungsgrenze. Sfrill bei 1330 m, Altei zwischen 1200 und 1260 m, Oberfenberg nur mehr 1173 m.

So bestätigt der Verlauf der Höhengrenze der Dauersiedlung die alte Erfahrung, daß mit der Massenerhebung alle Höhengrenzen ansteigen. Ob diese Regel genügt, die so hohe Lage der Siedlungen in den Ostaler Alpen zu deuten, oder ob nicht auch historische Gründe hinzukommen, indem nämlich nicht überall die Bajuwaren die Romanen im unbeschränkten Besitz ließen, vielmehr die Romanen von den Deutschen in die abgelegenen Täler ab- und hinaufgedrängt wurden,⁷² bleibe bei aller Unwahrscheinlichkeit dahingestellt.

Diese intensive Besiedlung des Landes, die bis an die äußerste Grenze des Möglichen geht, wie sich aus dem stetigen Rückgang aus Höhen, die sich auf die Dauer nicht halten

ließen, erweist, ist zum großen Teil ein Verdienst des von den Bayern ins Land gebrachten Einzelhofwesens. Einzelhöfe sind es ja auch meist, die die Obergrenze der Daueriedlung bilden. (Bild 27 und 28)



Wohnplatzarte nach der Volkszählung von 1910.

Der Anteil des Einzelhofes.

In der Umgebung von Bozen lagen im Jahre 1847 folgende Verhältnisse vor: Im Bericht Neuhaus, das vollkommen unten im Tale liegt und die Gemeinden Terlan, Bilsplan, Andrian und Nals umfaßt, lebten 95,6 % der Bevölkerung in Einzelhöfen, lockereren Häusergruppen und frei gebauten Dörfern. Nur etwa 4,4 % in geschlossener Siedlungsweise. Dagegen beträgt die Prozentzahl im hochgelegenen Nöfken, einem Zentrum alter vordeutscher Besiedlung 62,1 % in freier Siedlungsart und 37,9 % in geschlossener Siedlung. In Flaas und Kampibell, Kitten und Wangen lebte die gesamte Bevölkerung in freier Siedlungsweise. Ebenfalls sehr hoch ist der Anteil der freien Siedlungsart in den Berichten Deutschhofen (Gemeinden Deutschhofen, Eggental und Petersberg) und Karneid und

Steinegg (Karneid, Summer, Welschnofen, Steinegg) wo ihr Anteil 94,4 und 95,5 % beträgt.

Es folgen die Gemeinden Jenefien und Aving mit zusammen 92,8 % und die Großgemeinde Sarntal mit 84,4 % der Bewohner in freier Siedlungsart.

Gerade hier dürfte erst ein Blick über die Verhältnisse in ganz Tirol die Bedeutung der Siedlungsart für das Gesicht unseres Landes und seine innere Zugehörigkeit zum übrigen deutschen Tirol klarmachen. Wir vergleichen mit dem unbestritten deutschgebliebenen Norden und den unbestritten heute italienischen (früher meist ladinischen) Gebieten des südlichen Welschtirol, um die innere Stellung des Landes an der Etsch, dem wie dem ganzen Südtirol von italienischer Politik und Wissenschaft die Deutschtum abgesprochen und eine uralte „Italianita“ zugesprochen wird, anschaulich zu erleben.

Die Seele eines Volkes tut sich kund in der Art, wie es wohnt. Die Siedlungen sind die Stein gewordenen Zeugnisse für Geschichte, Charakter und innere Verfassung sowohl des deutschen als auch des welschen Teiles von Tirol. Wir sehen gern in den Einzelhöfen, die in weiter Zerstreuung über die Hänge und Täler, Schuttkegel und Hochflächen, aus den Feldern und Wiesen herausleuchten, die Kennzeichen eines Volkes, dem der eigenwillige Drang zur Sonderung, zur selbstherrlichen Distanz, kurz, dem der deutsche Individualismus eigen ist. Es soll gewiß nicht behauptet werden, daß der Einzelhof nur dem Deutschen eigen ist, aber gerade gegen den romanischen Süden bedeutet er in äußerer Erscheinung und in innerer und auch sozialer Haltung ein klares Volksmerkmal. So wie die Nordtiroler, die Bayern der Hochebene und des Walbes, die Boralberger und die Schwaben des Schwarzwaldes mit ihren Einzelhöfen eine ihnen eigenartige Kulturlandschaft geschaffen haben, genau so taten es die Deutschen in Südtirol und ließen so an Etsch und Eisack ein Bild des Kulturlandes entstehen, das dieses unbestritten mit dem Norden verknüpft. Die freie deutsche Siedlungsweise in Einzelhöfen, locker gebauten Weilern und ebensolchen Hausendörfern ist in Welschtirol als Charakteristikum der Landschaft, bis auf wenige noch zu besprechende Ausnahmen nie vorhanden gewesen. Es gibt da kaum eine eindrucksvollere Wanderung, als etwa die aus dem deutschen Illental über das Hofmahdloch in die Deutschgegend und dann den romanischen Nonsberg. Dieselbe Naturlandschaft, im wesentlichen noch unveränderte klimatische und hydrographische Bedingungen diesseits wie jenseits der Sprachgrenze. Auf der deutschen Seite ist kaum eine Siedlung zu finden, die den Namen Dorf verdiente. Bei der Kirche liegen Pfarrhaus, Wirtshaus und drei oder vier Höfe, alle übrigen Häuser sind weit zerstreut über die waldigen Hänge und Hochebenen. Drüben im Welschen abermals selten ein Wohnplatz, der den Namen Dorf verdiente. Jede Siedlung ist eine kleine Stadt, wenn auch eine vernachlässigte, mit landwirtschaftlicher Lebensweise. Eng nebeneinander stehen die vielstöckigen Häuser an dunklen, gepflasterten Gassen. Der Einzelhof als landschaftliches Merkmal ist verschwunden. Um eng gebaute Häusergruppen der Dörfer, die bei der dichten Bevölkerung überaus zahlreich sind, herrscht völlige Siedlungsleere. So wie die offene, luftige Siedlungsweise unser Land an der Etsch und darüber hinaus Südtirol mit dem Norden und mit deutscher Kulturlandschaft verbindet, so erweist gerade die entgegengesetzte Wohnweise die innere Fremdheit unseres Landes gegenüber dem Volkstum, in dessen Staat es heute hineingezwungen ist. Die stadtartige Lebensweise auch der ländlichen Bewohner verknüpft den unmittelbar benachbarten fremdnationalen Volkshoden besonders augenfällig mit dem italienischen Süden. Die Verstädterung auch der ländlichen Bevölkerung ist die Art, aus der heraus die Welschen im allgemeinen und besonders die Romanen der Alpen ihre Wohnplätze einrichten. Diese stadtartige Anlage der Wohnplätze mag ein Erbeil der spätrömischen Kaiserzeit sein, da die Latifundienwirtschaft das Land vom freien, unabhängigen Bauern entvölkerte, und der Zug in die Stadt, in die Großstadt, den Italiener des dörflichen Lebens entwöhnte. Vielleicht hat der Großgrundbesitz, der in den verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Maße dem Lande das soziale Gesicht gab, zu dieser siedlerischen Zusammenballung in solchen geschlossenen Wohnplätzen mit beigetragen, da ihm zur leichteren Beherrschung und Disponierung der Arbeitskräfte die geschlossene Siedlungsweise bedeutend zweckmäßiger ist als etwa eine Zerstreuung in viele Höfe über weite Strecken wie im deutschen Tirol, daß kaum einen Großgrundbesitz dafür aber einen meist freien, kaum leibeigenen gewesen Bauernstand kennt.

Aus einer Mannigfaltigkeit von Gründen — im Italien des eigentlichen Mittelmeerklimas gibt zum Beispiel sommerliche Trockenheit und das Scharen der Häuser um wenige Wasserplätze ebenfalls einen Anlaß zur geschlossenen Siedlungsweise — ist dann jene städtische Siedlungsart selbst des Ackerbauers dem Italiener in seinem Innenleben, in seinem gefelligen Bedürfnis und manchem andern zur Natur, zu einem bestimmenden Teil seines Charakters geworden, der ihn auch da noch an seiner Gewohnheit festhalten läßt, wo vielleicht diese Ursachen gar nicht wirksam sein können; besteht er doch oft genug da noch auf der geschlossenen, ein so völlig anderes als deutsches soziales Gefühl verratenden Siedlungsweise, wo alle natürlichen Bedingungen auf eine Auflösung der Siedlungen in Einzelhöfe hindrängen: In der Nähe der Siedlungsgrenze, wo die Kargheit der Lebensbedingungen für den einzelnen einen besonders großen Lebensraum erfordert und bei der Zusammenballung in volkreiche Dörfer der Arbeitsweg des einzelnen zu seinen Feldern und Wiesen oft unerträglich lang wird. Wir haben es hier vielleicht auch mit allerersten kulturellen, seelischen Begebenheiten eines Volkes zu tun, vor denen alle kausale Betrachtungsweise versagt. Schon das Schutzbedürfnis der vorrömischen Bevölkerung führte zu einer geschlossenen, kastellartigen Dorf-, vor allem Weilersiedlung. (Bild 27, 28, 29, 30 und 31)

Es soll jedoch nicht übersehen werden, daß ebenso wie manche Teile Deutschlands, namentlich Mitteldeutschlands, ein anderes Siedlungsbild zeigen können, Teile Mittel- und Norditaliens die Einzelsiedlung in weiter Verbreitung zeigen. Das eigentliche Dorf fehlt dann zumeist und die übrigen Siedlungen sind dann Städtchen mit stark ländlicher Lebensweise, wie beschrieben. Das uns in erster Linie berührende Bild der Übereinstimmung von charakteristischer Siedlungsweise mit bestimmtem Volkstum im Raume der Ostalpen wird davon nicht berührt. Gelegentlich vermögen auch im deutschen Siedlungsraum naturgeographische Bedingungen die Häuser auf wenige, muren- oder lawinengeschützte Lagen zusammenzudrängen, ohne daß die Wesenszüge des Gesamtbildes verwischt würden.

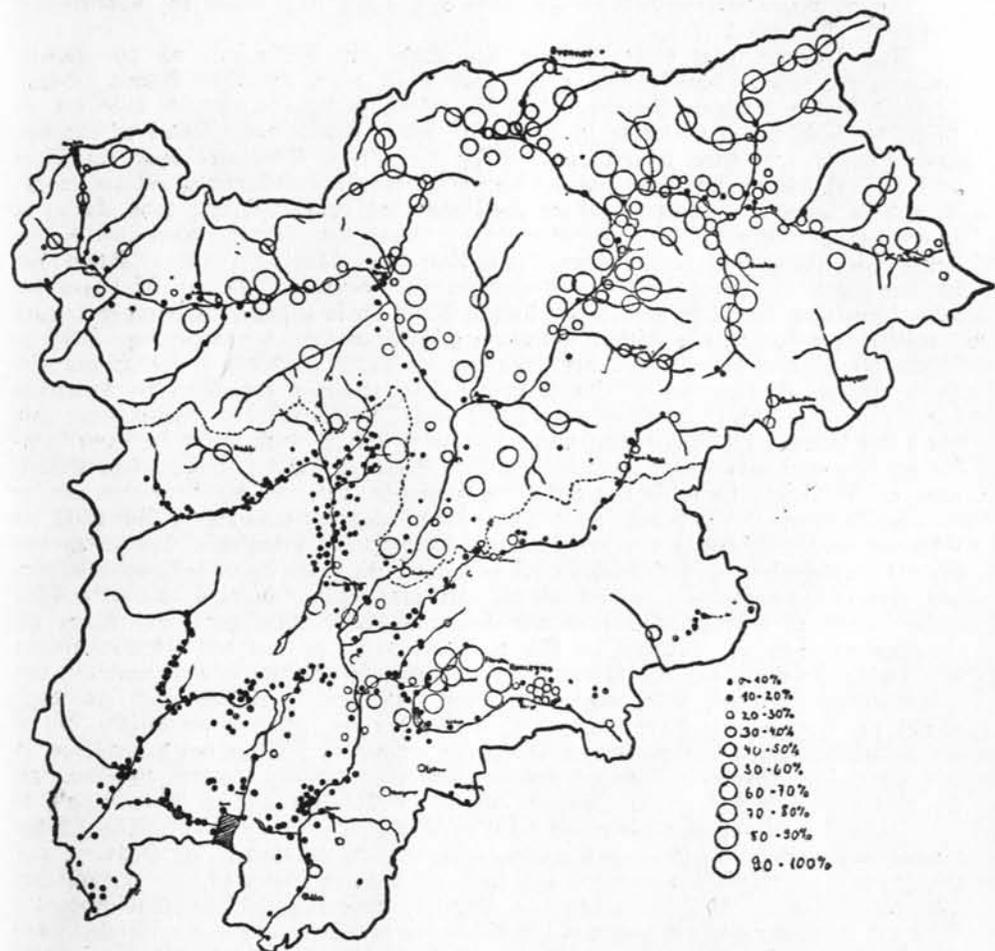
Wenn auch eine statistische Erfassung des Siedlungswesens bis in letzte Exaktheit nicht möglich ist, so geben doch die Volkszählungen von 1910 (die letzte österreichische) und die von 1921 (die erste italienische) uns eine ziemlich genaue Bestätigung dessen, was die unmittelbare Anschauung uns lehrt. Auf Grund einer Aufstellung nach den Volkszählungsergebnissen des Jahres 1910,⁷³ (verbessert durch die Ausscheidung der Städte) war der Anteil der in offener Siedlungsweise: Einzelhöfen, Kotten und kleinen Weilern lebenden ländlichen Bevölkerung in den einzelnen politischen Bezirken des deutschen Tirol in Prozenten:

Neutte 19, Landeck 37,8, Imst 34, Innsbruck Land 29,9, Schwaz 49,4, Ruffstein 55,6, Rißbüchel 68,2, Linz 50,5, Nordtirol 43,8.

Schlanders 26,4, Meran 49,6, Bozen 38,8, Brixen 47,7, Bruneck 47, Ampezzo 41,4, Südtirol 42.

Deutlich zeigt die Statistik die Wesensübereinstimmung von Nord- und Südtirol. Wenn Unterschiede bestehen, so nicht solche zwischen Nord- und Südtirol, sondern einer Osthälfte Tirols, in der besonders starke (über 45 %) Verbreitung des Einzelhofes zu verzeichnen ist, gegen eine geschlossener siedelnde Westhälfte des Landes, in der die Anteilprozente unter vierzig liegen. Es liegt hier ein Nuancierung vor, die auch in vielen andern Erscheinungen des Landes (Hausbau, Wirtschaft und dergl.) sich auswirkt. Von den uns zuerst interessierenden Bezirken des Landes an der Etsch zeigt der Binschgauer Bezirk Schlanders am stärksten den westtirolischen Typus der Siedlungsweise und ähnelt hier mit seinem 26,4 % Anteil offener Siedlungsarten dem nordtirolischen Landbezirk Innsbruck (29,9). Aber schon der Bezirk des Burggrafnamtes hat eine besonders starke Vertretung offener Siedlungsweise, die nur mehr von ganz ausgesprochen östlichen Bezirken Tirols übertroffen wird. Der Gesamtdurchschnitt von 42 % für Südtirol wird von Bozen (38,8 %) nicht ganz erreicht, von Meran stark überschritten. Er ist im Wesen derselbe wie der von Nordtirol mit 43,8 %. (Die Einheit Tirols!) Einzig der westtirolische Bezirk Schlanders ist weiter vom Gesamtdurchschnitt entfernt, jedoch nicht so weit wie der nordtirolische Bezirk Neutte mit seinem Anteil von nur 19 % an offener Siedlungsweise.

Erweist so die Statistik die innere und landschaftliche Übereinstimmung Südtirols mit dem Norden, mit deutschem Land, so erweist uns der Vergleich mit angrenzendem welschen



der Bevölkerung wohnt in zerstreuten Häusern; nach den Angaben der italienischen Volkszählung des Jahres 1921, gemeindeweise berechnet und dargestellt für Süd- und Westtirol.

Gebiet die Wesensfremdheit welscher Art gegen die deutsche Südtirols. Es sei zu diesem Vergleich als Quelle die italienische amtliche Volkszählung des Jahres 1921 herangezogen, die gewiß keine Vorurteile zugunsten deutscher Auffassungen hegen wird. Diese amtliche italienische Zählung zählt die zerstreuten Häuser, ein Begriff, der wohl weitgehend mit dem Begriff Einzelhof übereinstimmt. Es beträgt demnach der Anteil der in zerstreuten Häusern wohnenden ländlichen Bevölkerung (unter Ausscheidung der Städte) in Südtirol 38,8 Prozent, in Westtirol 11,5 Prozent.

Zeigt schon der Gesamtdurchschnitt den fundamentalen Unterschied zweier national geschiedenen Völkern, so führt die Einzeluntersuchung gerade dieser Statistik zu interessanten Ergebnissen. Die Anteile der in Einzelhöfen (case sparse) wohnenden ländlichen Bevölkerung betragen in südtiroler Bezirken in Prozenten:

Schlanders 26,3, Meran 41,2, Bozen 37,4, Brixen 53,1, Bruneck 46,2, Ampezzo 23,3,

in welschen Bezirken in Prozenten:

Cles 9, Mezzolombarbo 7, Tione 2,9, Riva 8, Cavalese 10,5, Trient 16, Rovereto 9,8, Borgo 22, Primiero 21,7.

Noch deutlicher zeigt dieser Vergleich von Süd- und Welschtirol, wie die Übereinstimmung mit dem deutschen Norden zugleich eine Kluft gegen italienische Gebiete bedeutet. Während in den deutschen Gebieten nahezu die Hälfte, ja sogar gelegentlich mehr als die Hälfte der ländlichen Bevölkerung in Einzelhöfen siedelt, beträgt dieser Anteil in echt welschen Gebieten noch keine zehn Prozent. Selbst der Bezirk Schlanders zeigt mit seinen 26,3 %, daß seine westtirolische Eigenart noch lange keine Übereinstimmung mit italienischer Wohnweise bedeutet. Interessant ist der auffallende und verhältnismäßig hohe Anteil an Einzelhöfen in den welschtiroler Bezirken Trient, Borgo und Primör. Hier führt die gemeindeweise Betrachtung zu lehrreichen Ergebnissen (siehe Karte): In ganz Südtirol sind die Gemeinden mit hohem Anteil an Einzelhöfen stark vertreten. Nur der Vinschgau hat neben Gemeinden, die bis zu 90 und 100 Prozent Anteil der in zerstreuten Häusern wohnenden Bevölkerung aufweisen, eine stärkere Vertretung geschlossener siedelnder Gemeinden. Selbst die Verkehrsstraße über den Brenner hat nirgendwo im deutschen Südtirol eine größere Geschlossenheit der Siedlung an der Straße erzeugt. Die ladiniischen Gemeinden der Dolomiten haben im Prinzip dieselbe Wohnweise wie die übrigen Deutschtiroler und erweisen somit auch hierin ihre kulturelle und soziale Angleichung an deutsche Kultur, die sie im Laufe langer Jahrhunderte erworben haben. In starkem eindringlichen Gegensatz steht die landschaftliche Erscheinung in Welschtirol, soweit sie aus der Karte hervorgeht. Hier sind die Gemeinden mit der kleinsten Anteilstufe 0—10 Prozent bei weitem in der Überzahl vor allen andern. Nur östlich der Etsch und in der Umgebung von Trient gibt es grundsätzliche Ausnahmen. Eindringlich hebt sich aus der Karte die deutsche Sprachinsel des Fersentales mit hohem Anteil des Einzelhofes heraus. Ferner ist es verblüffend, zu sehen, wie die Karte der Einzelhofsiedlung Ergebnisse der historischen Forschung bestätigt. Gemeinden wie Roncegno (früher Rundschein) und Ronchi am Rundscheiner Berg und Castagne am See von Calbonazzo, die von der Urkundenforschung als deutsche Gründung und Siedlungen des ausgehenden Mittelalters erkannt wurden⁶⁷, und später verwelscht wurden, fallen durch ihren hohen Anteil an Einzelhöfen sofort ins Auge. Schön gibt hier auch die Karte den Zustand wieder, den die Forschung für dieselbe Zeit in der Umgebung Trients und im übrigen Valsugana erkannt hat. Neben den hauptsächlich in den Ortschaften wohnenden Welschen wohnten die später hinzugekommenen Deutschen zerstreut über Berg und Tal: Im Suganer Tal ist der Einzelhof geringer vertreten als in rein deutschen Gebieten, aber stärker als sonst im Welschland. Durch verhältnismäßig hohen Anteil an Einzelhöfen ist ferner das ehemalige deutsche Siedlungsgebiet der Hochebene von Vielgereut und Laßraun ausgezeichnet, das heute nur mehr in Resten erhalten ist. Hier hat allerdings die heute noch lebende deutsche Gemeinde Lusern geschlossene Siedlungsweise. Auch das untergegangene Deutschtum in den Tälern Terragnolo (Laimtal), Val Ronchi (Kauttal) östlich von Rovereto macht sich durch erhöhten Anteil der in Einzelhöfen wohnenden Bevölkerung bemerkbar. Das Kauttal tritt allerdings auf der Karte nicht in Erscheinung, da es zur Stadtgemeinde Ala gehört und sein Anteil von 41 % im Gesamtdurchschnitt der Stadt verschwindet. Im ganzen übrigen Welschtirol westlich der Etsch geht selbst unter dem Zwang geographischer Verhältnisse der Italiener nicht zu freier Siedlungsweise über, selbst nicht mit Annäherung an die Siedlungsgrenze, sogar in den Seitentälern tritt der Einzelhof hier nicht in Erscheinung. Nur drei bemerkenswerte Ausnahmen gibt es hier: Das Val Rabbi im Sulzberg, die Gemeinde Castelfondo im Ronsberg und die Gemeinde Kuffre auf

Zu den Bildern:

33. Breite, helle, sonnige Dorfstraße. Häuser durch Gärten voneinander getrennt.

34. (Zum Vergleich). Schmale, gepflasterte Gasse, dreistöckige, städtisch geartete Häuser, die einer landwirtschaftlichen Bevölkerung Wohnung bieten.

35. Stark vom Edelstij her beeinflusste Dorfhäuser. Schöner, lustiger Kirchplatz mit Dorflinde. Im Hintergrund der Gantkofel, der die Sprachgrenze trägt.

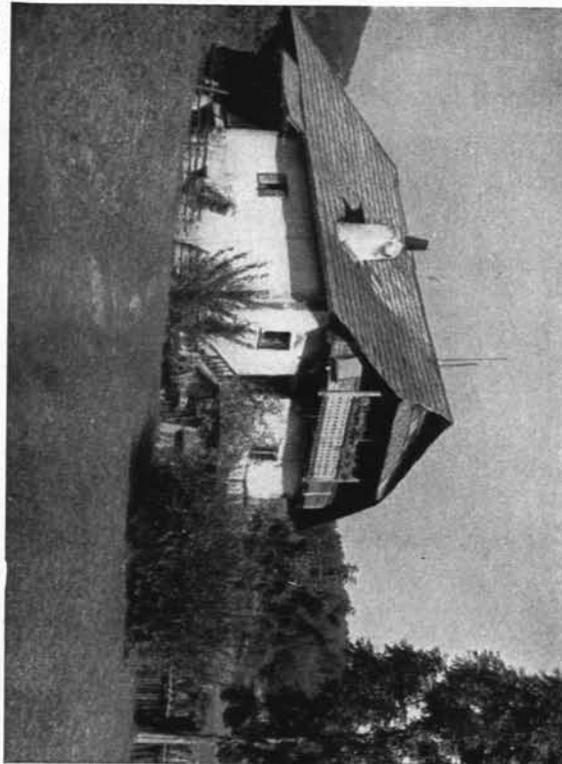
33. Dorfstraße in Wöran



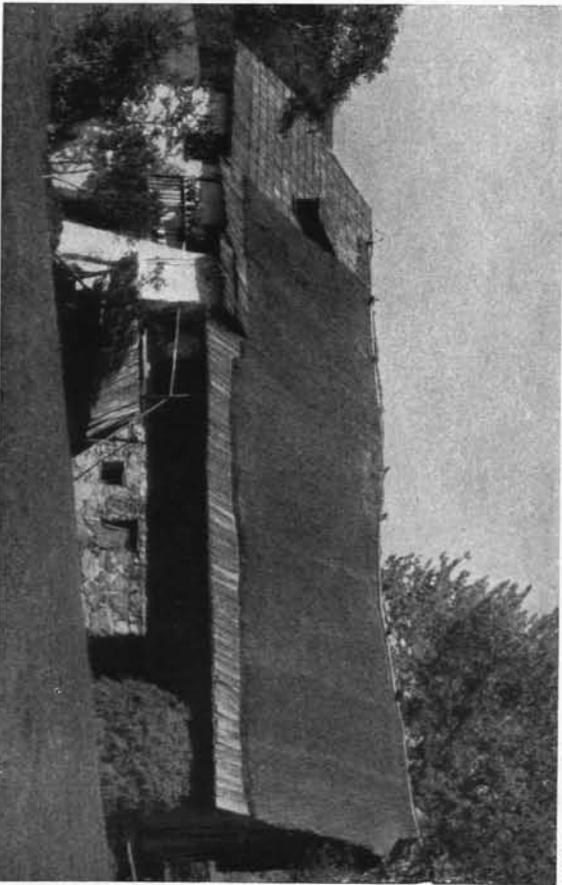
34. Dorfstraße bei Fondo im Ronsberg (Welschtirol)



35. In St. Pauls (Ueberetsch)



36. 2im Nitten



37. Bei Sillian



der welschen Seite des Mendelpasses. Im Val Rabbi ist eine Einwanderung aus dem Ultental urkundlich erwiesen.⁶⁷ Ähnlich dürfte es um die Gemeinden Castelfondo und Ruffre, die ja in unmittelbarer Nachbarschaft deutscher Gemeinden liegen, bestellt sein. Wenn auch nicht behauptet werden soll, daß Einzelhofsieblung in jedem Falle mit unbedingter Sicherheit auf deutsche Siedlungsarbeit schließen läßt, so legt doch die sonstige Übereinstimmung von landschaftlichem Sieblungsbild und Volkstum auch in diesen drei Gemeinden die Annahme eines ursprünglich deutschen Besiedlungsanteiles nahe.

Bei Bewertung dieser Verhältnisse ist jedoch immer zu berücksichtigen, daß die vorgelegten Zahlen nicht den ganzen Gegenfaz von deutscher und italienischer Wohnweise zu erfassen vermögen. Während im Italienischen eine Ortschaft nahezu identisch ist mit der Gemeinde, und diese nur aus wenigen Ortsbestandteilen besteht, so setzen sich deutsche Gemeinden oft aus einer Unzahl von Ortsbestandteilen, Fraktionen, Weilern zusammen, auch so die deutsche Tendenz zur Auflösung und Zerstreuung dertuend, ohne zu Einzelhöfen, cafe sparfe, aufgeteilt zu sein. So kann es vorkommen, daß Sebirgsgemeinden, wie die Gemeinde Martell, nur aus solchen Häusergruppen bestehen, ein richtiges Dorf als Gemeindemittelpunkt gar nicht besitzen und deshalb doch statistisch als Gemeinde stark geschlossener Siedlung in Erscheinung treten, obwohl sie grundsätzlich verschieden sind von italienischer Art. Dieser Fall liegt zum Beispiel auch vor bei der ehemals deutschen Gemeinde Ballarsa, östlich Rovereto, im Brandtal, deren 3100 Bewohner in 31 kleinen Ortschaften wohnen. Auch der Gegenfaz von deutschem Dorf und welschem städtisch gearteten ländlichen Wohnplaz tritt in dieser zahlenmäßigen Betrachtungsweise nicht in Erscheinung. Der landschaftliche Gegenfaz einer hellen, sonnigen Dorfstraße mit Gärten und Obstbäumen zwischen den Häusern in Deutschtirol und einer italienischen engen, dunklen, gepflasterten Dorfstraße stellt einen ebenso tiefen, statistisch zwar nicht zu erfassenden Gegenfaz in Lebensart und sozialer Haltung dar.

(Bild 33 und 34)

Die Hofformen.

Das einzelne Glied der Siedlung, der Hof, ist durchweg der Paarhof. Das heißt: Wohnteil und Wirtschaftsteil sind in je einem Gebäude untergebracht, die beide nahezu gleich groß (meist parallel) nebeneinanderstehen. Das Wohnhaus trägt im untersten Geschof zu beiden Seiten des breiten Mittelganges, der „Lahn“, im Etschtal im Anklang an Bauformen des nichtbäuerlichen Edelsizes auch Saal genannt, auf der einen, meist der Sonnenseite, die Stube und die Küche, auf der anderen die Kammer und die Stubenkammer; im ersten Stock sind die Schlafräume der Mägde, die „Birtschenkammer“ und die der Buben und Knechte, die Bubenkammer⁷⁰. Wie im ganzen übrigen Südtirol ragt der Backofen als gemauertes Ungetüm nach außen aus dem Hause hinaus. Daneben steht das Futterhaus, an dem namentlich im Sarntal und auf den Höhen des Ischöggebirges das ungeheure, tief hinabgezogene Strohdach auffällt, während das Wohnhaus im allgemeinen ein feinbeschwertes, flaches Legschindeldach besitzt. Der Unterbau des Futterhauses, meist aus Stein gemauert, enthält die Stallungen, der hölzerne Oberbau den Stadel. Eine Fennbrücke führt in die Fenne, zu deren beiden Seiten bis hoch hinauf das Heu und die Garben geschichtet sind. Das Dach des strohgedeckten Futterhauses trägt einen schönen Halbwaln. Diese Hausform, wie sie vielleicht am reinsten und ausschließlichsten im Sarntale vorkommt, ist in zahlreichen Veränderungen das Bauernhaus unseres Landes. Es ist die Form der Einzelhöfe, der hohen Täler und Hochländer. Hier spielt das Holz bei seinem Bau ausgiebige

Zu den Bildern:

- 36. Ein echter Paarhof in Hanglage.
- 37. Das Futterhaus ist in der Firsklinie hinten angebaut, ohne mit dem Wohnhaus organisch verbunden zu sein.
- 38 u. 39. Echte Einheitshäuser kleiner Besitzer. Bei 39 schön gewalntes Schindeldach (genagelte Schindeln) blumengeschmückter Söller. Bei 41 ist der Wirtschaftsteil mit Strohgededt.

Verwendung. Siebelfeld, Söller, der meist vorhanden ist, wenn auch nicht so prächtig wie bei den Höfen des Unterinntales, sind aus Holz. Der Stadel ist im größeren oberen Teil ein Ständerbau. (Bild 24, 27, 36 und 13)

Im Obervinschgau treten bemerkenswerte Abänderungen an diesem Hause auf. Die geschlossener Siedlungsweise bringt Futter- und Wohnhaus, die in den eben genannten Teilen in weiterem, luftigen Abstand voneinander lagen, hart nebeneinander. Dem westtirolischen, graubündnerischen Charakter des Obervinschgaues entspricht das Vorherrschende des Steinbaues. Bis unter die Siebel wird völlig mit Bruchsteinen gebaut, die aber immer noch schön verputzt sind. Statt des Söllers erfüllt ein Erker oft den Gang zur Belebung der Fassade, und wenn mit dem Vorherrschenden des Steinbaues der warme Farbengegensatz zwischen leuchtend weißem Mauerwerk und dem samtbraunen, oft uralten Holzwerk verschwunden ist, so tritt an seine Stelle die Freude an farbenlebhaften Malereien, für die nun die großen Mauerfelder dem begabten, kunstliebenden Tiroler bajuvarischen Stammes reichlich Platz lassen. Auffallend sind im Vinschgau die starken Unterkellerungen des Wohnhauses, die eine Stiege zum giebelseitigen Eingang notwendig machen. Die Treppe führt zu einem breiten Podest vor dem Hause, der ein beliebter Aufenthalt für die Bewohner ist. Von diesem Podest führt der Eingang in die „Lahn“, die im Vinschgau entsprechend der hier fortgeschrittenen Technik des Mauerns fast immer gewölbt ist. Das Futterhaus ist ebenso viel stärker als sonst beim Paarhof unter Verwendung des Steines aufgeführt. Träger der Konstruktion ist das Mauerwerk, gemauerte Eckpfeiler, die das Legschindel-, nicht Strohdach tragen. Wenn oft im Obervinschgau die Höfe nicht den freundlichen Eindruck machen, den wir beim sonstigen Tiroler Haus gewohnt sind, so tragen hier, außer den nicht so günstigen Besitzverhältnissen, vor allem die vielen Brände Schuld, die die eng gebauten Ortschaften so viel leichter heimsuchen als lockere Hausendörfer oder gar Einzelhöfe. Wie denn im Obervinschgau die letzteren, wo sie vorhanden sind, einen oft viel charaktervolleren Eindruck machen als die oft eintönigen, wenig abwechslungsreichen Dorfstraßen der oft mehrmals wieder aufgebauten Häuser. Wenn auch die echten rätsischen Hausformen selten geworden sind, so zeigt doch gerade im Haus- und Dorfbild der Obervinschgau viele innere Übereinstimmung mit den westlichen churrätischen Gebieten, mit denen er ja im Mittelalter starke Beziehungen pflog.

Zwischen diesen beiden Haupterscheinungsformen des Paarhofes gibt es alle möglichen Abwandlungen und Anpassungen an örtliche Verhältnisse. Gerade diese Anpassungsfähigkeit der Paarhofanlage läßt ihn sich überall siegreich durchsetzen. Wo in ländlichen Gebieten heute neugebaut wird, baut man in diesen Formen. (Übrigens veranlassen die Vorteile der Trennung von Wohnhaus und feuergefährlichem Futterhaus auch die Feuerversicherungsgesellschaften diese Bauart zu begünstigen.)

In ausgesprochener Hanglage wird der Eingang von der Siebelseite, die meist zu Tal schaut, an die Traufseite verlegt. Im Weinland, von Meran an abwärts, nimmt das Wohnhaus die großen Kellereien auf. Der Wohnteil wird in den ersten Stock gedrängt. Hier, wo es einmal edlere Landesprodukte zu verwahren gibt, an seit alters viel benutzten Straßen, wo dann ferner die wertvollen, intensiv betriebenen Kulturen vor dem zum Hof gehörenden umherstreunenden Vieh geschützt werden müssen, ist die gesamte Hofanlage ummauert, und nur ein prächtiges Rundtor führt hinein. Auch hier spielt beim Futterhaus der Steinbau eine große Rolle, so daß die Verwendung des Holzes auf ein alleräußerstes Minimum beschränkt ist. Meist ist der Zwischenraum zwischen den konstruktiven Zeilen durch ein luftiges Gitterwerk von Ziegeln ausgefüllt. So entsteht durch die Anpassung an die Verhältnisse des Weinlandes ein eigenartiges Bauernhaus. Es hat im Untergeschoß eine große, fast fensterlose Fläche, hinter der sich die Räume der Weinbereitung verbergen. Auf den engen, abgeschlossenen Hof führt ein steinerner Rundbogen. Das Klima begünstigt die Anlage von offenen Räumen, Altanen, Podesten. Die gelblich-weiß getünchten weinumrankten Mauern tragen das Blau der Kupferbrühe, wie in allen Weinländern. Es entsteht so unter den veränderten Begebenheiten des Etschlandes ein Haus, das oft nur schwer das Urbild erkennen läßt, das oben auf den begleitenden Höhen als Hof eines Getreidebauern und Viehzüchters die Landschaft bestimmt. (Bild 41 und 48)

Seine relative Feuerfestigkeit, seine Anpassungsfähigkeit an die morphologischen Verhältnisse haben zur Folge gehabt, daß der Paarhof vor den auch jetzt noch vorhandenen

Einheitshäusern den Vorrang behalten hat. Das frontteilige Einheitshaus, — Wohnteil und Wirtschaftsteil unter einem Dach, in der Firmlinie getrennt —, ist eigentlich überall, im Tierser Tal so gut wie im Burggrafenamt neben dem Paarhof noch vorhanden. Ebenso ein Einheitshaus, das, wie das Unterinntaler, Wohn- und Wirtschaftsräume hintereinander, mit dem Eingang auf der Siebelseite liegen hat. Doch sind kaum solch prächtige Ausbildungen zu verzeichnen, wie sie beide Formen in Nordtirol haben. Sie sind meist die Höfe der kleinen Besitzer. Fast völlig verschwunden ist auch das Seitenflurhaus: ein großes Einfahrtstor führt durch das Wohnhaus in das dahinter gelegene Wirtschaftsgebäude. Es war im Obervinschgau, ja sogar noch im Passeiertal, ähnlich wie im Oberinntal und im Engadin einst durch die geschlossene Siedlungsweise mit ihrem Platzmangel an der Straße, der zum Verlegen des Wirtschaftsteiles hinter das Wohnhaus zwang, bedingt. Heute ist dieses Haus nur mehr gelegentlich vorhanden; Neubauten in dieser Art kommen nicht mehr vor.⁷⁷

(Bild 38, 39, 44, 45, 47)

Verschiedenartig wie die Raumverteilung ist auch die Bedachung, ohne daß zu einem bestimmten Haustypus ein bestimmtes Dach gehörte. Zwar ist das Legschindeldach (Pfeitendach) vorherrschend, jenes flache, steinbeschwerte Dach, das uns untrennbar mit dem alpenländischen Hause verknüpft erscheint. Die einzelnen Legschindel, aus Lärchenholz gespaltene Brettchen, werden lose auf die Sparren gelegt und mit Latten und Steinen beschwert. Diese Art der Dachhaut bedingt die Flachheit. Sie ist nur auf das Material der Bedachung zurückzuführen. Wo man in Getreidegebieten auch auf dem Speicher gern einen größeren Raum hatte, ging man ursprünglich zum Strohdach über, das sofort ein steiles Dach bedingt und dem Hause ein ganz anderes Gesicht gibt. Denselben Zweck erfüllt das genagelte Schindeldach, das das Stroh vom Wohnteil wieder verdrängt und heute mit schönen Halbwalmen die Eigenart des Ritten und anderer Teile des Porphyrohochlandes darstellt. Auf dem Ritten stehen Häuser, die mit genagelten Schindeldächern, ihren Walmen den unbefangenen Beobachter an den Schwarzwald erinnern können, während auch schon einige Wohnhäuser mit kegelförmigen, steilen Ganzwalmdächern Beziehungen zu den ähnlichen Häusern Unterkärntens nahelegen möchten. Im Etschland, wo sowohl das Stroh als auch das Holz für die notwendige häufige Erneuerung der Dachhaut selten sind, hat man das Ziegeldach mit den eigenartigen Rundziegeln (Mönch und Nonne) des Südens. Auch dieses ist wieder steiler. Vorübergehend hat man auch den plattigen Porphyr von Leifers zum Decken der Dächer benutzt. Es erforderte der Porphyr aber eine solch schwere Dachkonstruktion, daß man bei der Möglichkeit der Ziegeldächer sehr schnell wieder davon abkam.

Alle diese Häuser und Hofformen weisen in ihrem weiteren Verbreitungsgebiet nach Norden, Osten und Westen. Von Süden her sind nur wenige Elemente in die bäuerliche Baukunst unseres Landes gedrungen. Allein im äußersten Süden unseres Landes, dem Bozener Unterland trifft man in den südlichsten Gemeinden auf Häuser unverkennbar italienischer Prägung. Doch sind diese welschen Hausformen dem Lande nicht ursprünglich. Es gibt noch immer Hausformen in Kaltern und Altenburg, die unverkennbare Einheitshäuser nördlichen Herkommens sind, wenn auch vielleicht besonders urtümlicher Prägung. Zu Ende des 16. und Beginn des 17. Jahrhunderts bringen italienische Maurermeister eine neue Hausform ins Land, die sogar nach Graun, Deutschhofen und Truden hinaufgreift, vereinzelt sogar bis in die Gegend von Meran vordringt. Es ist ein Einheitshaus, das unten die Stalungen, im ersten Stock, vielleicht auch im zweiten die Wohnräume und unterm Dach die Stadel trägt. Beeinflusst von der Pallazzobaukunst jener Zeit ist es für die regelmäßige Raumeinteilung, einfache, schmucklose, regelmäßig aufgeteilte Fassade charakteristisch. Die Mitte eines jeden Stockwerkes nimmt der Saal ein, auf dessen beiden Seiten symmetrisch verteilt die Räume liegen. Nach außen ist der Saal durch zwei gefoppelte Rundbogenfenster kenntlich. Die übrigen steingerahmten Fenster stehen in streng regelmäßigen Reihen. Durch ein Rundportal gelangt man in einen tennenartigen Raum, der auch die Stiege aufnimmt, oder eine Freitreppe führt in den Wohnteil des Hauses. Über dem Hause ist ein flaches Kegeldach, unter dem sich zur ständigen Durchlüftung des Speicherraumes große leere Öffnungen befinden. Diese Eigenart findet sich dann auch bei Bauernhäusern des Unterlandes, die sonst deutsch geprägt sind.⁷⁸ Im ganzen zeigt die Bauart dieser Häuser, daß sie nicht

bäuerlichen Herkommens sind, sondern von der Stadt und vom Adel her beeinflusst sind. Deutlich ist dann die adelige Herkunft bei den vielen Edelsteinen des Unterlandes, die heute in bäuerlichem Besitz sind, und dort fast vollkommen das Dorfbild gemeinsam mit den eben genannten Produkten italienischer Maurermeister bestimmen. Von den Edelsteinen wird an anderer Stelle noch zu reden sein. (Bild 51)

Im Etschland hat dann noch die starke Bevölkerungsvermehrung des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl von Neubauten namentlich in den Schuttkegelbörfen der Niederung hervorgebracht, die in ihrer Charakterlosigkeit, die der Baukunst des 19. Jahrhunderts eigen ist, nicht gerade eine Zierde des Landes sind. In den Höhensiedlungen dagegen, die diese Notwendigkeit zum Schaffen neuer Wohnplätze nicht erfuhren, ist das Siedlungsbild noch immer rein und volkstümlich geblieben. Heute ist man im ganzen Lande wieder soweit, daß solche Bauformen nicht mehr zu erwarten sind.

Wenn man im ganzen das Siedlungsbild des Landes an der Etsch betrachtet, die Unzahl der Einzelhöfe, die überall von den Bergen, den Terrassen und Hängen herunterleuchten, die schönen gartenreichen Hausendörfer und Weiler, das Siedlungsbild, in dem die geschlossenen Ortschaften, in deren Umkreis übrigens nie der Einzelhof fehlt, nicht häufig sind, wenn man noch die verschiedenen Einheitshäuser, die wohlhabenden Paarhöfe, die wenigen noch erhaltenen Obervinschgauer urtümlichen Seitenschlufhäuser, die steinernen, erkergeschmückten, weinumrankten Höfe des Etschlandes und Untervinschgaues betrachtet, wie sie bewacht werden vom rauschen riesiger Edelkastanien, in deren Schatten ein bäuerliches Leben sich abspielt, kaum anders als bei uns in Norddeutschland unter den Kronen der Eichen unserer Niedersachsendörfer, wenn man diese ganze Mannigfaltigkeit des Siedlungswesens vor seinen geistigen Augen vorüberziehen läßt, so leuchtet dem Beschauer trotz aller Verschiedenartigkeit ein einziges Gesicht entgegen, das allem gemeinsam ist, das Gesicht des deutschen Menschen. Er schuf dieses Siedlungsbild nach seinem Bilde. Fremdes, daß er übernahm, durchseelte und durchwärmte er mit seinem Geiste.

Aus allen diesen Höfen und Siedlungen spricht ein ganz bestimmtes kulturelles und soziales Erbe, das wir jenseits der Sprachgrenze in Welschtirol nicht wiederfinden. Leuchtet schon aus den Einzelhöfen des Landes der germanische deutsche Wille zur Sonderung, die eigenwillige Selbständigkeit des deutschen Menschen, der sich nur ungerne den notwendigen Forderungen der Dorfgemeinschaft unterwirft, so spricht aus dem gepflegten Äußeren des Hofes, aus seinem Schmuck mit Erkern und Malereien und Blumen der Besitzerstolz eines freien Bauernstandes, dessen Wohlstand nicht durch Erbteilungen, die schließlich den einzelnen Betrieb unwirtschaftlich machen, vernichtet werden kann. Es zeigt ein Besuch jenseits der Sprachgrenze im welschen Tirol, wie stark diese Erkenntnis vom deutschen Charakter des Landes, die uns zuerst rein gefühlsmäßig erfaßt, auch sachlich begründet ist. Drüben, gleich jenseits der Sprachgrenze stehen wir nicht mehr vor Bauernhäusern unseres Sinnes. Wie jede kleine Siedlung mehr eine Stadt ist denn ein Dorf, so ist auch das einzelne Wohnhaus mehr städtischen Charakters. Hochgebauter Häuser, mehreren Familien Raum bietend, ohne Schmuck, der einen Familienstolz oder Freude am eigenen Besitztum verraten könnte, meist nachlässig behandelt: so sind die Bauernhäuser dieses unmittelbar benachbarten Landes, aus denen die ganz andere Verfassung des italienischen Volkes uns entgegenschaut. (Bild 40—43, 47—50)

Die soziale Gestaltung des Bauernstandes.^{88, 89}

Frei, sozial gesund und in den Grenzen seiner Bedürfnisse wohlhabend ist der Tiroler Bauer, besonders auch der Bauer unseres Landes immer gewesen. Erst allermodernste Landwirtschaftskrisen bedrohen verschiedentlich dieses Bild.

Schon der erste germanische Siedlerschub, der im 7. und 8. Jahrhundert in unser Land kam, bestand fast ausschließlich aus freien Bauern, die sich auch während späterer Zeiten zu behaupten mußten, da die Stifte, Klöster, in geringerem Maße auch Adelige, schließlich vor allem der Landesfürst als weitaus größter Besitzer Grundbesitz erwarben und den Ausbau des Landes mit Abhängigen vornahm. So traten allerdings schon frühzeitig neben die freien Bauern abhängige, die zunächst rätomanischer Herkunft waren. Doch die Zahl der freien Bauern der ersten Siedlerzeit war stark genug, sich diesen Hörigen gegenüber zu behaupten.

Die unfreien Grundbesitzer wurden bald dem dörflichen Flurzwang unterworfen und so in den Verband der freien Bauern aufgenommen, wodurch die Stellung jener dem Grundherrn gegenüber sehr gefestigt wurde. Sie gewannen so Anteil an den Gewohnheiten, Gebräuchen und Freiheiten der Freibauern. Gewiß erfuhr diese Entwicklung manchen Rückschlag. Sind doch die abhängigen Bauern am Ausgang des Mittelalters in der Überzahl.^{90, 91} Aber ein Kern freier Bauernschaft blieb erhalten, dessen soziale Stellung das erstrebenswerte Ziel der übrigen wurde. Als die Bevölkerung sich vermehrte und im 13. Jahrhundert auch die unwegsamen Nebentäler und Hochflächen, u. a. in den Schwaighöfen der Siedlungsgrenze, in Angriff genommen wurden, war das auch dort, wo dies unter grundherrlicher Führung geschah, nur unter sehr leichten Formen der Abhängigkeit, der freien Erbleihe möglich. In diesen schwierigen Siedlungslagen konnte eine grundherrliche Schicht eine strengere Abhängigkeit nicht aufrecht erhalten. Auch durch dieses Vorbild wurde der freie Bauernstand der alten Siedlungsräume in seinem Unabhängigkeitsstreben gestärkt. Es kam zur Entwicklung der freien Erbleihe der Bauern, die stark deren Besitzrechte betont. Die verschiedenen Formen der Abhängigkeit, aus denen die freie Erbleihe hervorging, mündeten praktisch mehr und mehr in die Stellung des übrigen Bauernstandes:

„Der Bauer konnte sein Gut erwerben, verkaufen und mit Schulden belasten; die wesentliche Verpflichtung des Bauern war die Entrichtung eines ein für allemal festgesetzten Zinses und allenfalls gewisser Abgaben beim Besitzwechsel. Das Verhältnis zwischen Grundherrn und Bauern war hier im Gegensatz zu den in Österreich geltenden Rechtsverhältnissen ein rein vermögensrechtliches und beschränkte die persönliche Freiheit des Bauern in keiner Weise.“⁹²

Der Unterschied zwischen grundherrlich belastetem Besitz und immer frei gewesenem wurde schließlich so verwischt, daß Grundstücke beider Art die Höfe zusammensetzten und allein mehr der Rang und der Wert des einzelnen Bauern galt. Immer mehr entstand aus den vielfältigen Rechtsverhältnissen des Mittelalters um den allzeit freien Bauern herum eine große Masse landwirtschaftlich tätiger Besitzer, die gegen die Obern das gleiche Schutzbedürfnis und den Willen zur völligen Freiheit nach dem Vorbild der Ersteren hatten. Unterstützt wurde dieses Bestreben durch den Landesherren, dem dieses entgegenkam, da er den Einfluß der kleineren Territorialgewalten zugunsten der Macht der gefürsteten Grafschaft Tirol ebenfalls zu schmälern sich bemühte.^{93, 94} Auch wollte er einem Übergreifen der eidgenössischen Bauernbewegung auf Tirol durch Entgegenkommen begegnen.⁹⁵ Die Besserung der bäuerlichen Besitzrechte auf den landesherrlichen Gütern war dann auch für die übrigen vorbildlich.⁹⁶ Der Fürst verlieh schon früh dem Bauernstand Sitz und Stimme in der Landesvertretung, so daß unser Tirol eine der ersten deutschen Demokratien wurde, die sich an Alter mit der englischen messen kann.⁹⁷ Die volkstümliche Wehrverfassung des Landes, ebenfalls aus echt demokratischem Empfinden erwachsen, trug mit dazu bei, das Selbstbewußtsein des sich als persönlich frei fühlenden Bauertums zu stärken.

Anders als in den anderen Alpenländern weiter im Osten war der erste Zugang freier Bauern so groß, daß sich ihnen gegenüber die Adelige nicht recht durchsetzen konnten. Aus jenen ältesten Zeiten her erhielt sich eine Schicht wohlhabender Freibauern, die besonderes Ansehen genossen und in einem sehr betonten Besitz von altgermanischen Rechten waren, die in späteren Zeiten sonst nur dem eigentlichen Adelige vorbehalten waren.

Die Besitzer der Schildhöfe im Passeier, die Freisassen der Solbegghöfe bei Mitten besaßen solche Rechte, ohne eigentlich Adelige zu sein. Sie durften in Waffen vor Gericht und in der Kirche erscheinen, konnten nur vom Landesfürsten aufgeboten werden, stimmten in der Landesvertretung mit dem Adel und steuerten wie er. Zahlreich ist auch heute noch im Etschland ein bäuerlicher Adel, der sich außer durch sein „von“ weder durch Grundbesitz noch durch einen adeligen Anstamm vom Bauernstand unterscheidet. Sie sind nur die oberste Schicht der großen Masse der übrigen Bauern und leiten über zu dem Stand der eigentlichen adeligen Herren. Darum ist in unserem Lande nie eine scharfe Kluft entstanden, die drüben im Welschen das Volk in zwei ungleiche Teile zerlegt. Es hat sich jene urtümliche, konservative Demokratie erhalten, die man heute noch aus den breiten, stolzen Höfen und der selbstbewußten Haltung des Burggräfler Bauern herauszuspüren vermag.

Das Höferecht.

Aus dieser sogar im übrigen Deutschland nicht allzu häufigen sozialen Verfassung heraus entwickelte sich in unserem Land ein Erbrecht, das gewiß auch in anderen deutschen Ländern zu finden ist, das aber selten unbeirrt so alle Stürme liberalen Reformwillens überstanden hat wie in Tirol. Dieser Bauernstand, der eine kontinuierliche Verbindung zu der ständischen Stufenleiter des Adels, ebenso wie zum abhängigen Besitzer befaß, entwickelte schon früh ein Erbrecht, das aus jener gemeinsamen Tradition des Adels und des Freibauern entstammt.

Als mit dem Ausbau der Besiedlung und der Vermehrung der Bevölkerung der zur Verfügung stehende Raum immer mehr beengt wurde, tauchte zum ersten Mal die Gefahr auf, daß der Besitz des einzelnen Freibauern unter die Grenze sank, die eine Wirtschaftlichkeit gewährleisten hätte. Wie dem Adeligen stand auch da dem Freibauern die Sippe höher als das Recht der Einzelpersonlichkeit. Der Name und die soziale Stellung der Familie durften nicht leiden. Man unterwarf sich Besetzen, die das Verfügungsrecht des Einzelnen über Grund und Boden einschränkten zugunsten übergeordneter Einheiten, der Familie vor allem. Der Hof durfte weder durch Erbteilung noch durch Verkauf unter eine festgelegte Mindestgröße herabsinken. Er mußte eine Familie ausreichend ernähren und einen erwachsenen Krieger stellen und ausrüsten können. So wird in Tirol seit ältesten Zeiten der Hof e i n e m Erben übergeben. Die übrigen Geschwister werden „ausgezahlt“, wenn sie heiraten; die andern bleiben als Knechte oder Mägde auf dem Erbgut oder suchen andere Berufe. Seit alters kennt man neben dem „geschlossenen Hof“, „walzende“ Grundstücke, das heißt solche, die erst später durch Rodung oder andern Erwerb dem Hauptgut zugefallen waren. Die walzenden Grundstücke allein unterliegen nicht den Beschränkungen des Erbrechtes.

Zum ersten Male werden diese Erbrechte allgemein festgelegt in den Landesordnungen von 1532 und 1575. Auch die Betriebe der grundherrlich belasteten Besitzer wurden nach den Landesordnungen geschlossen, und der Grundherr wird damit in seinen Verfügungsrechten weiter beschränkt. So tritt auch bei diesen einst Abhängigen die Familie und ihre Tradition in ihr Recht.⁸⁵

Unter Maria Theresia wird dann nochmals 1770 das geltende Recht neu formuliert dahin, daß „kein Hof oder Innehabung, wenn sie nicht so groß wären, daß zwei Besitzer leichtlich darauf hausen können, somit sich und ihre Familie erhalten können, weder durch Verkauf, Verschaffung oder anderwegiger alienatione voluntariae zu verteilen gestattet werden sollte.“⁸⁷

Um 1850 beseitigt eine sich fortschrittlich nennende Ideenwelt in der gesamten Monarchie die vorhandenen Anerbentrechte. Nur in Tirol ist der Landtag weise genug, das Höferecht zu erhalten.⁸⁷ Die Neuzeit machte dann den mittelweilen oft recht unklar gewordenen Verhältnissen, die einer Vernachlässigung des überkommenen Erbgutes gleichkamen, ein Ende. Man schritt zu einer Neuordnung der Verhältnisse zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Es wurde die grundbuchliche Festlegung als geschlossener Hof abhängig gemacht von der Zustimmung des damaligen Besitzers. Ein geschlossener Hof sollte so abgerundet sein mit samt seinen Grundstücken und Rechten, daß er eine Familie von fünf Köpfen ausreichend ernähren kann. Im Falle der Vererbung soll der Anerbe schuldig sein, die Miterben nach dem entweder durch gütiges Einverständnis oder ordentliche Schätzung bestimmten Werte des Hofes zu entschädigen. Doch ist immer der Wert des Hofes so festzusetzen, daß der eintretende Besitzer auf dem Gute wohl bestehen kann.

Als nun zu Beginn dieses Jahrhunderts diese Neuordnung des Tiroler Erbrechtes, das ja auch weitgehend für das neue preussische Anerbentrecht vom 1. 6. 33 vorbildlich war, vorgenommen wurde und jeder Besitzer erklären konnte, ob er wünsche, daß sein Hof bindend geschlossen werden solle, zeigte sich, wie sehr in unserem Lande jenes alte Erbrecht nicht nur ein landesherrlich verfügbares war, sondern wie sehr eben dieses Recht der Ethik des Bauernvolkes entsprach. Weit aus die meisten Höfe wurden damals von ihren Besitzern freiwillig als geschlossen erklärt, mit einigen allerdings sehr bemerkenswerten landschaftlichen Einschränkungen. In den großen Dörfern des Binschgau, also den alten Sizen längerer romani-

scher Besiedlung wurde das Höferecht fast vollständig abgelehnt. Es zeigten sich die letzten Nachwirkungen der rätoromanischen Vergangenheit, die eben eine solche in germanischem Sittenherkommen wurzelnde Rechtsauffassung nicht gekannt hat. Man begründete die Ablehnung echt völkisch damit, daß die Höfe, wenn sie geschlossen wären, nicht so leicht verkäuflich seien und die Grundstücke einzeln, also walzend höhere Preise erzielen. Die Bergerhöfe des Binschgau und seiner Nebentäler allerdings wurden fast reiflos geschlossen. In allen übrigen Gebieten des Landes wurde das Höferecht überwiegend angenommen. Ganz besonders stark im Kernland Tirols, dem Burggrafnamt, wo selbst im Meraner Kessel mit seinem fast industriell betriebenen Obstbau $\frac{3}{4}$ und mehr aller Höfe geschlossen wurden. Sogar im Bozener Unterland hat sich dieses Recht gehalten; wo zum Beispiel in der Gemeinde Kurtatsch, die 1910 289 Wohnhäuser zählte, 142 geschlossene Höfe vorhanden sind. Eine Ausnahmestellung nehmen noch die Gemeinden des Deutschen Nonsberges und Truden, Altrei ein. Sie haben verwaltungspolitisch den benachbarten welschtiroler Bezirken unterstanden, die das Anerbentrecht nicht kannten. Es ist nun wertvoll zu beobachten, wie in diesen Gemeinden im Zusammenhang damit eine Auswanderungsbewegung schon seit langem zu verzeichnen ist, die sonst im deutschen Südtirol nicht nennenswert ist. Sie kennzeichnet aber im gleichen Umfang die benachbarten welschtiroler Gebiete. Hier wie dort wandert ein großer Teil der Männer aus, teilweise saisonmäßig, teils auch dauernd in benachbarte Städte, ins Ruhrkohlengebiet, nach Amerika und Australien.

Die Besitzverhältnisse.

So kann man sagen, daß bis heute der freie, wohlhabende Bauer das Gesicht der ländlichen Bevölkerung bestimmt. Auf jedem Hof wohnt nur eine Familie. Über die Größe des Besitztums läßt sich natürlich nur wenig allgemeines aussagen, weil je nach den morphologischen, bodenkundlichen Verhältnissen und der Höhenlage die Bewertung der Hektargröße verschieden sein muß. Entscheidend ist vielmehr, daß gesehlich dafür gesorgt ist, daß ein Hof eine Familie von 5 Köpfen ausreichend ernähren muß.

Im Weinland ist der einzelne Betrieb bedeutend kleiner, man zählt dort weniger die Hektar, die der Bauer besitzt, — der mittlere Besitzer hat deren ohne den an sich bedeutungslosen Wald 3—4, — als die hl Maische, die er macht. In den hochgelegenen Gebieten muß der Hof schon mit 15—20 ha ausgestattet sein, wenn er die Absicht des Höferechtes erfüllen soll. Es kommt dazu, daß dem Grundbesitz noch eine ganz verschiedenartige Ausstattung mit Weide-, Holz- und den ganz besonders wichtigen Wasserrechten zukommen kann, so daß die Angabe des Grundbesitzes an sich recht wenig auszusagen vermag.

Im Jahre 1902 betrug die Zahl der Betriebe in Prozenten der Gesamtzahl der Betriebe mit einem Grundbesitz von⁷⁰

	Hektar	0,5	0,5—1	1—2	2—5	5—10	10—20	20—50	50—100	100 u. m.
Meran	8,9	7,8	10,3	18,3	17,0	18,8	14,7	2,3	1,5	%
Schlanders	13,4	14,1	19,5	39,1	14,7	4,6	1,4	0,4	1,5	%
Bozener-Land	12,9	13,0	14,3	18,1	13,4	11,9	11,1	3,6	1,5	%
Wertvoll ist der Vergleich mit den Verhältnissen in ganz Südtirol, Welschtirol und Nordtirol.										
Südtirol	10,67	10,13	12,67	19,41	14,91	13,71	12,59	3,47	2,38	%
Welschtirol	29,42	17,88	21,5	21,4	6,5	1,8	0,6	0,2	0,6	%
Nordtirol	6,5	5,8	11,9	25,8	19,3	15,0	10,4	2,3	3,0	%

Während also in Welschtirol das Maximum der Betriebszahl auf der kleinsten Betriebsgröße liegt, liegt es in unserem Lande in Übereinstimmung mit Nordtirol, dem es sozial so überaus ähnlich, und dem übrigen Südtirol, bei der Größenstufe 2—5 Hektar. Sind in Welschtirol Betriebsgrößen über 10 Hektar nur zu 3,2 % vorhanden, so sind sie im Land an der Etsch noch recht zahlreich vertreten. Der Bezirk Schlanders im Binschgau, der innerhalb der Stufen 1—10 sich vorzugsweise bewegt, zeigt deutlich die Neigung zum kleineren Besitz, wie dieses ja den Erfahrungen beim Höferecht, die wir dort machten, entspricht. Er hat die größte Zahl von Kleinbetrieben und übertrifft darin sogar die fruchtbaren Landschaften

von Bozen und Meran. Der Bezirk Meran zeigt die günstigsten Verhältnisse. Er steht sogar in der Stättlichkeit der Bauernhöfe noch über den Verhältnissen von Nordtirol — Meran hat noch 33.5 % seiner Betriebe in den Größenstufen zwischen 10 und 50 Hektar gegen 25.4 % in Nordtirol —. In der Mitte zwischen Schlanders und Meran steht der Bezirk Bozen. Hier erlaubt wie im Meraner Kessel und im Untervinschgau die Günstigkeit der Verhältnisse eine Verkleinerung der Betriebe, die in Nordtirol nicht möglich ist, die aber nicht die grotesken welschtiroler Ausmaße erreicht. Der Bezirk Bozen hat noch immer 23 % seiner Betriebe zwischen 10 und 50 Hektar, steht also nur wenig unter den nordtiroler Verhältnissen. Im ganzen kann man sagen, daß unser Land die extremen Verhältnisse ablehnt, daß Zwerg- und Großbesitz selten sind, daß es sich in mittleren Verhältnissen bewegt wie Nordtirol auch, ganz anderes als der benachbarte Süden. Die Größenspanne, in der sich der als mittlerer Bodenbesitz zu bezeichnende Grundbesitz bewegt, ist außerordentlich groß: 3—50 Hektar. Sie ist eine Eigenart unseres Landes, da die ganz außerordentlich verschiedenen klimatischen Bedingungen in der Tiefe und in der Höhe verschiedene Verhältnisse schaffen, die erst wieder ausgeglichen werden durch die Handhabung des Höferechtes dahin, daß der Hof eine Familie von fünf Köpfen ernähren muß. Wie sich die Verhältnisse in einem Lande gestalten, wo diese Hemmung nicht besteht, zeigt das benachbarte Welschtirol, wo 90.8 % aller Betriebe weniger als 5 Hektar haben, wo also die durch Höhenlage und Boden weniger begünstigten Landesteile mit in die Zersplitterung hineingezogen sein müssen.

Diesen Betriebsgrößen entsprechen im allgemeinen auch die Größen des Eigentums. Das heißt: der Bauer unseres Landes bewirtschaftet eigenen Grund und Boden. Großgrundbesitz, der in Pacht vergeben, bewirtschaftet würde, ist wenig vorhanden. Keine Pachtbetriebe sind im Bezirk Bozen nur 5.8, im Bezirk Meran 5.2 und im Bezirk Schlanders 3.5 % aller Betriebe (8 % im Bezirk Trient, 12.3 % im Bezirk Rovereto). Eine größere Zahl von Betrieben hat noch neben dem Eigenland Pachtland, zwar haben in Bozen-Land 12.1 %, in Meran nur 4.8 % und im mit seinen Grundstücken viel beweglicheren Vinschgauer Bezirk Schlanders 36.1 % der Betriebe Pachtland zum Eigenland hinzuerworben. Daß diese Erscheinung dem allgemeinen sozialen Bild keinen Abbruch tut, zeigt die Tatsache, daß in der überwiegenden Zahl der Fälle das Eigenland größer als das Pachtland ist. In nur 22.9 % in Bozen-Land, 35 % in Meran und 16.4 % der Fälle in Schlanders ist in diesen gemischten Betrieben das Pachtland größer als das Eigenland. Es handelt sich bei diesen gemischten Betrieben oft um solche nachgeborener Söhne eines Hofbauern, die sich mit Hilfe der ererbten walzenden Grundstücke und einigem Pachtland eine eigene Existenz gründen.

Als Vergeber von Pachtland kommt in erster Linie ein Großgrundbesitz in Frage, der sich namentlich im Gebiet der Etschniederung bilden konnte. Die deutschen Besitzer konnten sich unter den ungünstigen klimatischen Verhältnissen der versumpften Talung nicht halten und verkauften ihr Besitztum an oft unter nationalen Gesichtspunkten vorgehende Italiener

Zu den Bildern:

40. Die Heimat Andreas Hofer. Staatlicher Hof mit altem, auf dem Jausenverkehr beruhendem Gastwirtsgewerbe. Wirtschaftsgebäude vom Wohnhaus völlig getrennt und seitlich an die Straße gestellt. Der Hof bietet ein ausgeprägt deutsch-soziales Gesicht.

41. Städtlicher Hof der fruchtbaren Talsohle. Die Gestalt des Paarhofes ist erhalten geblieben, die ganze Anlage ist mit einer Mauer umgeben. Der Weinbau drängt die Wohnräume (Erker) in den Ersten Stock zur Gewinnung der zur Weinbereitung notwendigen geräumigen Keller. Ziegelbach, jedoch wie auf den Höhen des Ritten und Tschöggelberges gewalmt. Das parallel gestellte Futterhaus ist im wesentlichen aus Stein gebaut. Im ganzen die Hofform des umliegenden Gebirges in Anpassung an die Verhältnisse des Tales.

42. (Zum Vergleich). Ebenfalls ein Hof an der Verkehrsstraße, bei aller Verschiedenheit gegen den Sandhof, in der Hausform wird doch die tiefe innere Wesensübereinstimmung von Nord- und Südtiroler Bauertum klar.

43. (Zum Vergleich). Häuser in einer der ersten welschen Ortschaften jenseits des Campenpases, zur Veranschaulichung des anders gearteten kulturellen und sozialen Gesichtes des italienischen Bauernhauses, mit dem das südtiroler Haus keine innere Gemeinsamkeit besitzt.



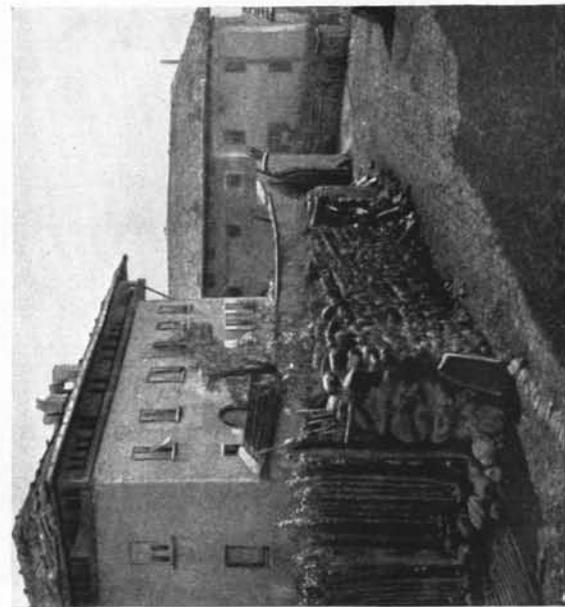
40. Der Sandhof im Passeiertal



41. In Moriging

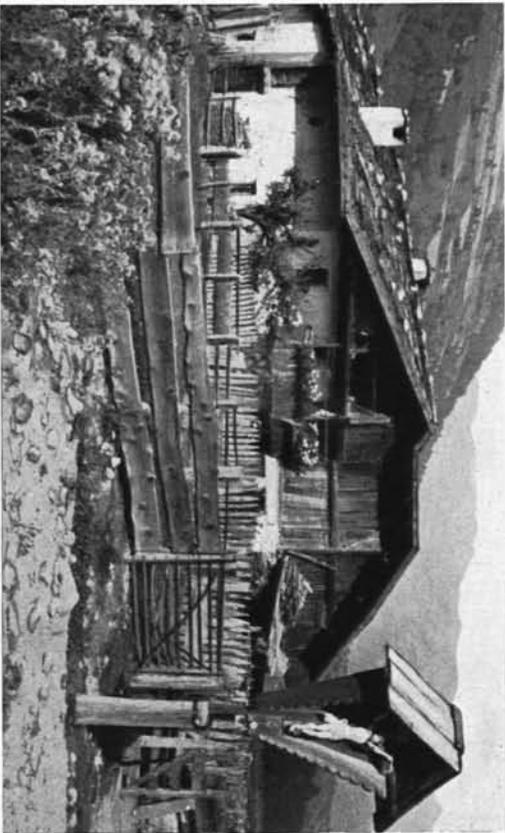


42. In Kollaf im Unterinnthal (Nordtirol)



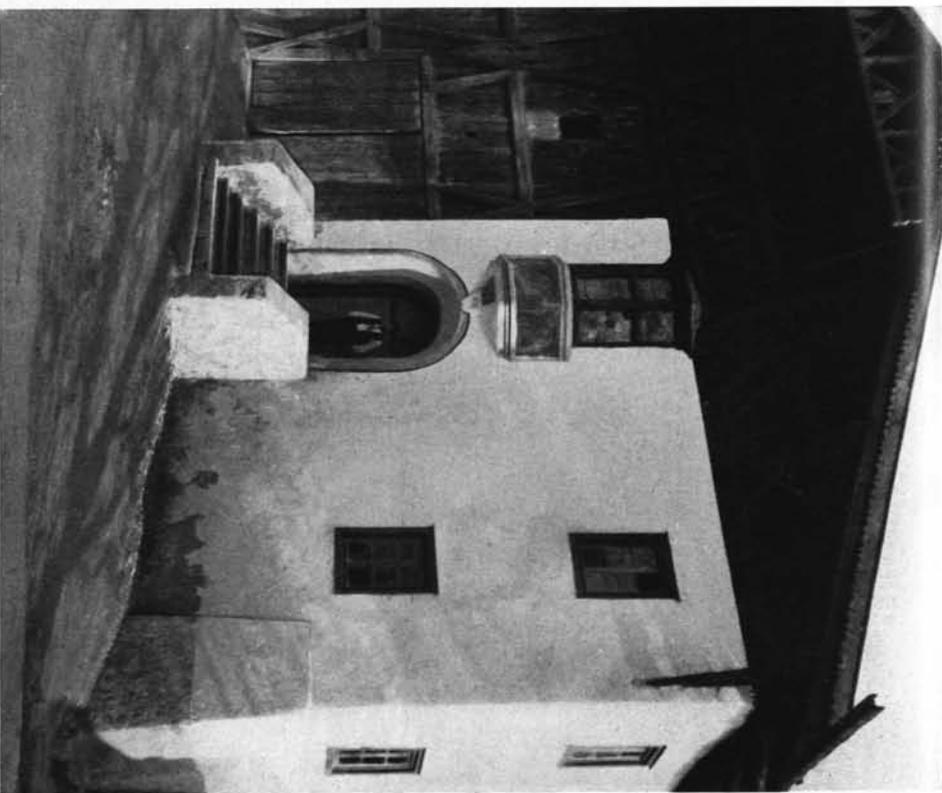
43. In Castellfondo (Welschtirol)

Tiroler Bauern- häuser



44. Am der Saufenstraße

46. In Richtung bei Innsbruck (Vorarlberg)



Tiroler Höfe

aus dem Trentino. Dieser italienische Großgrundbesitz ist erst jüngeren Alters, neben dem dann seit alters auch der des einheimischen bodenständigen Adels besteht.

Die italienischen Großgrundbesitzer haben dann in unser Land Formen der Verpachtung gebracht, die im allgemeinen in Tirol so wenig üblich sind wie im übrigen Deutschland. Wohl die typische Form der italienischen Abhängigkeit vom Großgrundbesitzer ist die „Mezzadria“, die Halbpacht. Der Pächter, der „Kolone“ leistet den Zins in Form eines mehr oder minder großen Teiles des Ernteertragnisses in Naturalien. Üblich ist im Etschland, daß er die Hälfte des Getreides, $\frac{2}{3}$ des Weines und das ganze Seidenlaub an den Grundherrn abgeliefert. In der Form der Bewirtschaftung, im Wie und Was des Anbaues ist er vollkommen an die Weisung des Großgrundbesizers gebunden. Er ist ein unselbständiger Wirtschaftler, der in Naturalien ausgelohnt wird und einen Teil der Betriebskosten, der Schädlingsbekämpfung u. a. selbst tragen muß. Solcher Kolonatsverhältnisse gab es 1910 im Bezirk Bozen 216, die fast völlig auf das Unterland beschränkt sind. Pfatten, Leifers und Branzoll zeigen diese Mezzadria am meisten, also die Ortschaften der feuchten Talung. Im Bezirk Sclaners gab es die Mezzadria 4 mal und im Bezirk Meran einmal. Meist sind es Menschen italienischer Volkzugehörigkeit, welche diese Form der Abhängigkeit tragen.

Der deutsche, meist schon seit Jahrhunderten ansässige Großgrundbesitz des Etschländer Adels — d. h. Großgrundbesitz im Sinne der südtiroler Gegebenheiten — ein norddeutscher Junker würde einen solchen Besitz von 100 Hektar, der schon als Großgrundbesitz gilt, nur mitleidig belächeln — hat zwei weniger harte Formen der Abhängigkeit: einmal den sogenannten Schaffer, dessen Stellung sich ziemlich genau mit der eines selbständigen Bewalters deckt, also ein selbständig wirtschaftender Landwirt, der gegen Gehalt, Wohnung und Verpflegung seine Kraft in den Dienst des Grundherrn stellt. Anders ist die meist übliche Verpachtung an einen „Baumann“, unter dem man in Tirol einen Pächter versteht, der den Zins in einem Teil der Ernte entrichtet, dessen Wirtschaft aber völlig von der der Herrschaft getrennt ist. Er betreibt sie nach eigenem Ermessen in ortsüblicher Weise. Manchmal ist er zu persönlichen Dienstleistungen bei der Herrschaft verpflichtet. In dieser Form werden die meisten Güter des deutschen Großgrundbesizes bewirtschaftet. Das Vieh stellt der Baumann, dem auch der Futternutzen gehört. Der Mist gehört dem Gutsbetrieb. Das gesamte Obst- und Weinertragnis fällt dem Gutsherrn zu. Der Baumann ist aber für den Hausgebrauch leistungsfrei (Leys: Tresterwein). Der übrige Bodenertrag, Getreide, Gemüse usw. gehört dem Baumann.

Endlich ist noch die dritte Form der Abhängigkeit zu erwähnen, die ebenfalls vorwiegend im Etschland im Weingebiet mit seinem großen Bedarf an Arbeitskräften zu finden ist, jedoch auch im übrigen Tirol nicht fehlt: Es ist der „besitzende Tagelöhner“. Er verdingt sich im Tagelohn auf den Gütern des Großbesizes und der wohlhabenderen Bauern und betreibt außerdem eine eigene kleine Landwirtschaft, meist einen Weinacker auf seinem „Söllhaus“ oder Söllgut. Er stellt die große Zahl der Betriebsgrößen unter einem Hektar, an der dann noch Handwerker und Gewerbetreibende beteiligt sind. Der besitzende Tagelöhner ist im Oberetsch, in Tramin, vor allem also in den Obst- und Weinbaugebieten zu Hause, im selben Gebiet, das auch die anderen Formen der landwirtschaftlichen Abhängigkeit zeigt. Das übrige Land kennt vorwiegend den auf eigenem Besitz herrschenden Bauern, der König ist auf seinem von den Vätern ererbten Hof. Er ist auch in den Weinbaugebieten trotz mancher Einschränkungen der herrschende Teil der wirtschaftenden Bevölkerung.

Im Zusammenhang mit diesen Erscheinungen der Besitzverhältnisse müssen noch zwei bevölkerungspolitische Erscheinungen betrachtet werden, die ebenfalls das besondere kulturelle Gesicht unseres Landes kennzeichnen und seine Zugehörigkeit zum Norden und gleichzeitig seine innere Fremdheit gegenüber dem Süden dartun. Eine Folge der konservativen Bindung des Südtiroler Bauern an den unter Höferecht stehenden Hof der Väter ist eine gewisse

Zu den Bildern:

44—46. Drei frontteilige Einheitshäuser, wie sie in ganz Deutschtirol neben anderen Hausformen vorkommen, in besonders schöner Entfaltung in den Mittelgebirgen um Innsbruck. Von dort an verlieren sie sich allmählich nach Süden hin längs den Verkehrsstraßen.

natürliche Beschränkung der Kinderzahl im Vergleich zu dem aller Bindungen und Hemmungen entbehrenden Welschtirol. Bedingt schon die Tatsache, daß der Bauer nur einen Sohn den Hof übergeben kann, oft eine Beschränkung der Nachkommen (gemessen an Anschauungen und Sitten ländlicher, nicht städtischer Verhältnisse), so führt die Tatsache, daß die nachgeborenen Kinder meist nicht in wirtschaftliche Verhältnisse kommen, die eine Heirat gestatten, zu einer weiteren Verstärkung der Tendenz auf Einschränkung der Kinderzahl. Waren doch früher die Gemeinden in Deutschtirol berechtigt, da wo die wirtschaftlichen Voraussetzungen fehlten, die Ehebewilligung zu verweigern. Dagegen zeigt Welschtirol, das derartige soziale Bindungen und Anschauungen nicht kennt, denselben Hang zu großen Bevölkerungszuwächsen wie das übrige Italien auch. Zum Vergleich seien die Daten zweier Jahrzehnte herangezogen, des schlechtesten, das Tirol seit dem Vorliegen genauerer Bevölkerungsdaten erlebte, das Jahrzehnt 1880—90, das durch Überschwemmungskatastrophen und die zunächst schädlichen Wirkungen der Eisenbahnbauten und durch eine allgemeine Landwirtschaftskrise gekennzeichnet war, und das letzte Jahrzehnt vor dem Kriege, das den Fremdenverkehr in voller Blüte aufweist. In jenem schlechtesten Jahrzehnt betrug in den ländlichen Bezirken der Überschuß aller Geburten dieses Zeitraumes in Prozenten der Gesamtbevölkerung des Jahres 1880 in Nordtirol 1,4 %, in Südtirol 2,8 % und in Welschtirol 6,7 %. Deutlich ist das im Wesen gleichartige Verhalten der sozial deutsch gestalteten Länderteile. Die sozialen Voraussetzungen bedingen eine deutliche Mäßigung der Geburtenziffer, hier besonders stark unter dem Einfluß der damals sehr gedrückten wirtschaftlichen Verhältnisse, während Welschtirol den für die Zeitverhältnisse außerordentlich hohen Geburtenüberschuß von 6,7 % aufweist. In jenem günstigen Jahrzehnt von 1900—1910 liegen folgende Verhältnisse vor. Derselbe Geburtenüberschuß beträgt nunmehr in Nordtirol 7 %, in Südtirol 6,9 % und in Welschtirol 8,6 %. Wieder dasselbe verblüffend gleichartige Verhalten der deutschen Landesteile, die nunmehr allerdings sich immer noch stark, aber jetzt unter besseren wirtschaftlichen Verhältnissen nicht mehr so eindrucklich von Welschtirol ohne seine sozialen Bindungen unterscheiden.

Eine zweite Folge dieser sozialen Bindungen in Deutschtirol, ihres Fehlens sowie der Bodenzersplitterung in Welschtirol zeigt sich in den Wanderungsercheinungen. Selbstverständlich kann mit dem Geburtenüberschuß in Welschtirol die Bodenzersplitterung des durch kein Höferecht gebundenen Bodenbesitzes nicht Schritt halten. Der Ausgleich wird gefunden durch eine Auswanderungsbewegung, die im deutschen Tirol nicht ihresgleichen hat. Auch hier seien wieder die Verhältnisse in den beiden wirtschaftlich so gegensätzlichen Jahrzehnten für die ländlichen Bezirke Tirols aufgewiesen. Die Wanderungsbilanz schloß in der ländlichen Bevölkerung im wirtschaftlich gedrückten Jahrzehnt 1880—90 mit einem Wanderungsverlust ab in Nordtirol von -0,4 % in Südtirol von -0,6 % und in Welschtirol von -10,3 % der Gesamtbevölkerung. Während also selbst in den überaus schlechten wirtschaftlichen Zeiten der deutsche Bauer in Nord- wie in Südtirol sich als streng an die Scholle gebunden erweist, und die Auswanderung keine nennenswerte Bedeutung besitzt, verliert Welschtirol in der Wanderungsbilanz dieses Jahrzehnts soviel wie mehr als ein Zehntel seiner Bevölkerung des Jahres 1880. Im günstigen Jahrzehnt 1900—10 schließt die Wanderungsbilanz ab für Nordtirol mit +3,6 %, für Südtirol +3,6 % und Welschtirol -3,5 %. Während jetzt in Nord- und Südtirol in völlig gleicher Weise sogar die Einwanderung die Auswanderung übersteigt, hat selbst in diesem wirtschaftlich günstigen Jahrzehnt Welschtirol noch einen Wanderungsverlust. Den ausgeglichenen, sozial gefestigten, ruhigen Verhältnissen in Deutschtirol steht auf der andern Seite eine Landbevölkerung gegenüber, die nicht nur in der Art ihrer Siedlungen und in dem Aussehen ihrer Häuser verstädtert ist. Alle Kennzeichen eines echten Proletariats, das leichte Fließen ohne starke Bindung an die Scholle, Kinderreichtum verbunden mit materieller Armut haften dieser welschen Bevölkerung an. Es stehen in Südtirol und Welschtirol nicht nur zwei verschiedene Sprachen und Kulturen gegenüber, das Wesen des deutschen Volkstums erscheint hier gegen das italienische in hohem Maße auch als sozial bestimmt.

Sozial bestimmt ist damit in hohem Grade das kulturlandschaftliche Gesicht der beiden Volksträume. Die Bauernhäuser des deutschen Raumes in Tirol mögen im Sinne einer deutschen Volkstunde sehr verschiedenartig sein, im Gegensatz zur italienischen Lebensart ver-

schwinden die Unterschiede, und es leuchtet aus all der Vielgestalt ein einziges soziales Gesicht: Jeden Hof bewohnt nur eine Familie und ungeteilt wird er vererbt. Dieses Gesetz erhält den Wohlstand der Bauernbevölkerung, erhält die Grundlage einer bäuerlichen Volkskultur, die wir im Schmuck der Trachten und in der Ausschmückung der Häuser mit farbenlebhaften Malereien, mit Ertern und blumengeschmückten Söllern bewundern. Der Besitzerstolz des nordisch germanischen „My house is my castle“ entfaltet sich hier im deutschen Südtirol zum letzten Mal nach Süden hin in voller Breite. Denn drüben jenseits der Sprachgrenze stehen wir vor den vielstöckigen, ganz steinernen, flach bedachten Häusern der Kolonen und der Zwerggrundbesitzer. Die geschilderte und zahlenmäßig dargestellte Zersplitterung des Bodenbesitzums, die oft drückende Abhängigkeit der Pächter von den Signori lassen nicht den Wohlstand aufkommen, der Voraussetzung wäre zu jener Entfaltung einer bäuerlichen Volkskultur, die uns in Südtirol erfreut. Es fehlt ihr Ausdruck im Äußeren von Haus und Hof.

Unschöne, schmucklose, lieblos gebaute, Mietkasernen ähnliche Gebäude mit leeren Fenstern außen und kahlen Stuben innen, die nichts von der Wärme der titoler zirbenholzgetäfelten Bauernstube mit Kachelofen, Ofenbank und Herrgottswinkel haben: das sind die Bauernhäuser eines Volkes, das auf der geschilderten, völlig andern sozialen Grundlage lebt, als sie der Südtiroler wie der übrige bayerische Bauer besitzt. Wenn etwas an den Bauernhäusern Welschtirols reizvoll ist, so ist es die Romantik des Verfallens. Fragt man in Südtirol nach der Sprachgrenze, so sagt einem der deutsche Bauer: „Wo es anfängt, so gottlos malerisch zu werden, nachha ist's walsch!“ (Bild 40—43, 47—50)

Die Folge der verstädterten Lebensweise des Italieners ist eine gewisse Naturfremdheit seiner ländlichen Wohnungen, die überall gleich abweisend der Umgebung gegenüberstehen. Umgekehrt ist beim deutschen ertümligen Bauernhause eine Übereinstimmung mit der Landschaft erreicht, ist jeder Hof, jedes Dorf in seine Umgebung innig hineingewachsen in einer Weise, die gerade den besonderen Reiz des Schwarzwaldes, der Heide und unseres Landes an Erdboden und Eisack ausmacht. In der Art, wie Haus und Baumgruppe, Garten und Hecke, die weitere Umgebung von Acker, Wiese und Wald zusammengefügt sind, so daß Haus und Hof selbst ein Stück Natur werden, in dieser echt deutschen, naturnahen Seelenart kann kein Welscher bauen. Fremd und beziehungslos steht sein städtisches Haus und Dorf, erwachsen aus der Landschaft des Mittelmeeres, in der meist mitteleuropäischen Natur der Südalpen. Der Reiz seiner volkreichen Dörfer, die oft wie Schwalbennester an den Hängen und Bergen kleben, ist ganz anderer Art.

Alle diese Einzelheiten, das stolze Bild eines in Besitz und Familienbewußtsein gepflegten Bauernhofes, die freie auf Sonderung und Selbständigkeit gebaute Siedlungsform, die zu allen Zeiten immer gesicherte soziale Stellung des Freibauern, auch trotz der Stürme von Landwirtschaftskrisen, sein Wohlstand, der ihn gleich neben den Adel ohne vielen Unterschied zu dessen untersten Schichten stellt, seine allzeit konservativ-demokratische Haltung, die ihre schönste Äußerung im großen Sohn unseres Landes, in Andreas Hofer fand, fügen sich zusammen zu dem Bild eines Menschenschlages, von dem zu sagen, er sei ferndeutsch, mehr als eine Phrase ist. Man muß schon in die niederdeutsche Ebene gehen, ins Westfalen- und Niedersachsenland und nach Friesland, um wieder solch ein Bauerntum mit ähnlich patriarchalisch deutschen Verhältnissen zu finden. Und wie im Niedersachsenland die letzte symbolhafte Verkörperung dieser Bauernhaltung der Hofname ist, so auch bei unserem Lande an der Erdboden. Er gilt dem Bauern so viel wie dem Junker der Adelstitel. Einst als der Italiener noch nicht im Lande war, der alle deutschen Aufschriften verbot, zierte der Hofname in schönen gotischen Lettern den Hof. Wenn der Knecht mit seinen Bauern spricht, so nennt er ihn nicht mit seinem Familiennamen, sondern mit dem seines Hofes. Für ihn ist der Bauer Kiem auf dem Besitz Hofer im Bach nicht der Kiem sondern der Hoferbauer, und der Besitzer des Anwesens Leiter am Waal ist der Leiterbauer, er mag sonst heißen, wie er will. Ungeheuer reich ist die Zahl der Hofnamen, die eine überaus rührige Heimatforschung gesammelt hat, um sie dem Untergang zu entziehen.^{88—93} Sie bieten eine reiche Quelle der historischen wie siedlungsgeographischen Erforschung des Landes. Neben deutschen Hofnamen gibt es andere, „schön und wunderbar“, die vordeutscher Herkunft sind, die der deutsche, vom Land Besitz ergreifende Mensch, sei es von einem vorhandenen Hof, sei es

von einem rätomanischen Flurnamen übernommen hatte. Es gibt einen Gallmeher-, einen Ladurn-, einen Katchill-, einen Mezlaunhof, oder wie sie sonst heißen mögen, Namen, die heute oft schwer zu deuten sind. Da der Deutsche erfahrungsgemäß diese alten fremden Namen ungehindert hat bestehen lassen, und eine Unterdrückung überkommener Orts- und Familiennamen erst der „fortgeschrittenen“ italienischen Segenwart vorbehalten blieb, so gibt uns das Verhältnis von deutschen und vordeutschen Hofnamen einen Anhalt für den Anteil, den die deutsch-bajuvarische Bauernschaft an der Durchsiedlung hat, jedoch nur dann, wenn man berücksichtigt, daß oft ein vordeutscher Flurname auf den neu angelegten deutschen Hof übertragen wurde.

Die überwiegende Zahl von deutschen Hofnamen bestätigt wie die Verbreitung deutscher Siedlungsform den großen Anteil der deutschen Siedlungsarbeit an der Kultivierung des Landes. Auch hier heben sich verschiedene älteren Siedlungsböden mit einer größeren Zahl von vordeutschen Hofnamen besonders heraus: der Ischöggelberg mit Mölten und Jenesien, Welschnofen, Karneid am Karerpaß mit seiner Verbindung zu heute noch ladinischem Siedlungsboden.⁶⁵ Begreiflicherweise sind sie dann im Binschgau ebenfalls wieder häufiger, ohne jedoch je die deutschen Namen in die Minderheit zu drängen. Einen überwiegend großen Anteil an deutschen Hofnamen hat wieder der junge Siedlungsboden des Reggelberges (Deutschnofen-Petersberg), dann sind vor allem die Nebentäler oft völlig frei von vordeutschen Hofnamen. Die vielen Höfe des Ultentales haben nur 12 vordeutsche Namen.⁶⁴

Die Landwirtschaft

Überblick.

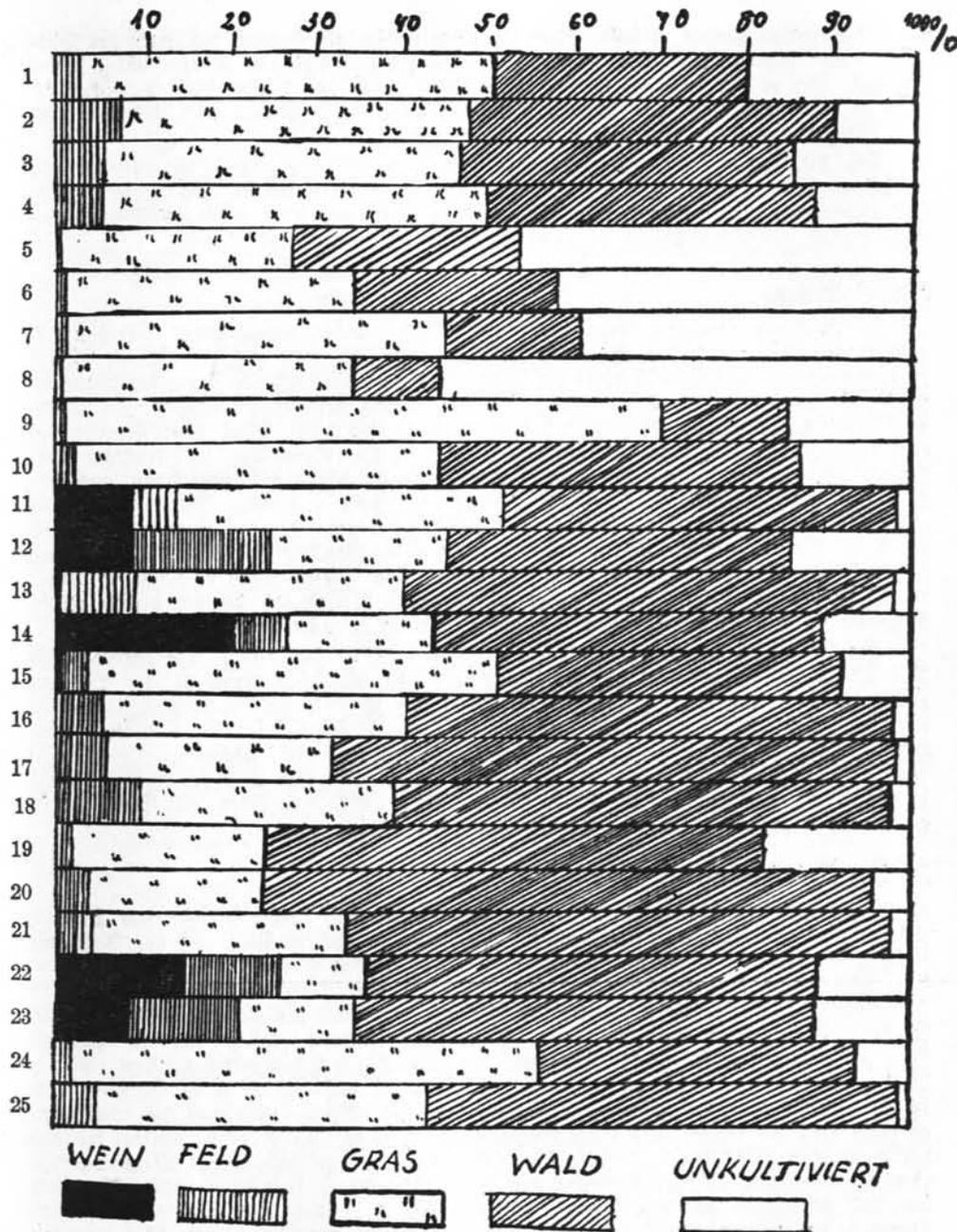
Unter den verschiedenen Erwerbszweigen spielt die Landwirtschaft die Hauptrolle. Sie ist das Schlüsselgewerbe des Landes. Neben ihr hat nur noch das Verkehrsgewerbe, das in unserem Paßlande auf eine uralte Tradition zurückgeht, selbständige Bedeutung, die von Jahr zu Jahr wieder zunimmt. Zwei Drittel der Bevölkerung leben unmittelbar von der Landwirtschaft.

Die Natur des Landes, das sich von Höhen bei 200 m zu der Region des ewigen Eises erhebt, bringt es mit sich, daß sich alle Formen der Landwirtschaft, vom intensivsten betriebenen Garten-, Obst- und Weinbau bis zur extensiven Almwirtschaft vorfinden.

Im Etschland.

Bis 600 m Meereshöhe ungefähr reicht die Region des intensiven, ja fast industriell betriebenen Wein- und Obstbaues. Viehzucht und Getreidebau treten stark zurück. Dieser vorherrschende Wein- und Obstbau umfaßt das Etschland, seine niederen Schuttkegel und Terrassen, das Überetsch vor allem, während die zu lange beschattete, auch der Höhenlage nach an der Grenze liegende Eisener Terrasse schon halb der nächsthöheren Region zuzurechnen ist. In Ausläufern reicht dieser Bezirk in das Passeiertal bis St. Leonhard und in den Binschgau etwa bis Schlanders, ist aber dort nicht mehr in dieser Ausschließlichkeit entwickelt wie im Etschland.

Dem Wein- und Obstbau ist fast das gesamte Areal der landwirtschaftlich genutzten Fläche gewidmet. Wo Äcker noch vorhanden sind, in feuchten Niederungen meist, sind sie mit Mais bebaut; es geht die Entwicklung (Meliorationen) dahin, auch diese noch dem Obstbau zuzuführen. Die vorhandenen dreischürigen Wiesen sind Obstwiesen und tragen den Futtermitteltrag nur nebenher. Die Viehzucht ist im Ganzen demgemäß in dieser tiefsten Region intensiver Landwirtschaft nur gering entwickelt. In ausgesprochenen Weinorten, im Überetsch, in Tramin, fehlt oft sogar die Milch zur Ernährung der Kinder. Nur in Gegenden vorherrschenden Obstbaues mit ihren Baumwiesen ist die Viehzucht etwas besser entwickelt. Im Burggrafenamt hat der Kurverkehr mit seinem Bedürfnis an Frischmilchherzeugung eine ansehnliche Viehhaltung bewirkt. Das Fehlen von Almen trägt überdies dazu bei, sie sonst



Verteilung der Kulturen (nach Norbert Krebs)

1. Reschen, 2. Talweiterung von Sturns, 3. Obervinschgau, 4. Untervinschgau, 5. Stilfs, Trafoi und Sulden, 6. Martell, 7. Ostaler S.-W.-Hang, 8. Schnals, 9. Innerpasseier, 10. Ulten, 11. Umgebung von Meran, 12. Lana-Teran, 13. Terrasse von Eisens, 14. Dozen-Gries, 15. Außerpasseier, 16. Haslinger Boden, 17. Salten, 18. Ritten, 19. Tiers-Welschnofen, 20. Plateau von Deutschnofen, 21. Truden und Altrei, 22. Überetsch, 23. Etschtal bis Salurn, 24. Sarntal, 25. Deutschgegend.

nie bedeutungsvoll werden zu lassen. Über ein Paar Ochsen als Zugvieh geht meist der Viehbestand nicht hinaus. Der Wald nimmt zwar eine große Fläche ein, ist aber völlig bedeutungslos. Da er vorherrschend in der besprochenen Form des Buschwaldes entwickelt ist, deckt er kaum mehr als den Brennholzbedarf. Ausgedehnte Flächen der Niederung sind noch Auwald und Moos und harren der Entsumpfung.

Die Bedingungen des übrigen Landes sind nach Bodenart, Niederschlagsmenge und Höhenlage so verschieden, daß sich mehrere Teile unterscheiden lassen. Fast immer ist die Niederschlagsmenge zu gering, als daß ein guter Futterbau ohne künstliche Bewässerung möglich wäre. Es nimmt darum der Getreidebau eine relativ große Fläche ein.

Im Vinschgau.

Im trockenen Vinschgau erlaubt ein guter Getreideboden ausreichenden Ackerbau; ergänzend tritt bei genügendem Almbesitz Viehzucht hinzu, die mehr als den eigenen Bedarf zu decken vermag. Nirgends ist jedoch die Almwirtschaft der beherrschende Zweig der Landwirtschaft wie in den meisten Teilen der gebirgigen Schweiz oder in Vorarlberg. Im Unter- und Mittelvinschgau spielt daneben der Obstbau noch eine große Rolle. Der Weinbau ist dort nur mehr fleckenhaft am Sonnenhang vorhanden. Die Schuttkegel und trockenen Niederungslagen tragen Acker, vor allem Roggenacker, Kartoffel- und neuerdings auch mit Hilfe der uralten Methoden künstlicher Bewässerung mehr und mehr Futterbau. Anders als im Burggrafenamt, wo die Wiesen die Obstbäume tragen, tun es hier auch vornehmlich die Acker. An erster Stelle steht im Mittelvinschgau die Aprikose (die Marille), aber auch der Apfel und die Birne werden reichlich angebaut. Die Wiesen liegen in feuchteren Lagen der Niederung, die ebenfalls noch einige Mäher trägt. Neuerdings, bei der zurückgehenden Roggenkultur bringt der Wiesenbau auch auf die gut zu bewässernden Schuttkegel.

Im Obervinschgau ist neuerdings ein größerer Obstbau anzutreffen. Die wirtschaftliche Not der Nachkriegsgegenwart hat die Bauernschaft zu Versuchen veranlaßt, die Schäden, welche die Abtretung mit sich gebracht hat, durch den im Etschland so lohnenden Obstbau wett zu machen. Das härtere Klima ermöglicht die Kultur fester, besonders haltbarer Apfelsorten. Die Niederung trägt auch hier viel feuchte Wiesen, auch Auwälder. Die Schuttkegel des Obervinschgaus tragen die Acker. Oft gehen diese aber auch in großen Flächen in die Ebene hinunter, so bei Prad, wo der flache Schwemmfächer des Suldenbaches guten Boden genügend über den Grundwasserspiegel erhoben hat.

In den Nebentälern.

Der oberste Vinschgau, die Nebentäler des Vinschgaues, Ulten, Passeier und Sarntal sind vornehmlich Viehzuchtgebiete, doch fast nirgendwo so ausschließlich, daß der Acker mit einigem Körnerbau völlig fehlte. Selbst die obersten Höfe haben immer noch etwas Getreidebau, reine Grasshöfe sind selten. Der Bajuware hat anders als der Alemanne (z. B. in Vorarlberg) das Bedürfnis nach wirtschaftlicher Autarkie selbst des einzelnen Betriebes und bemüht sich, wenigstens einen Teil seines Brotbedarfes selbst zu decken. Die oft schwierige Lage der einzelnen Höfe, die den Transport der notwendigen Lebensmittel auf das geringste Maß zu beschränken wünschenswert macht, trägt dazu bei, daß sich bei diesen obersten Höfen immer noch Getreideacker befinden. Man kann im allgemeinen sagen, daß die Siedlungsgrenze nahezu mit der Getreidegrenze zusammenfällt. Aber erst die Viehzucht ernährt die Bevölkerung. Der Süd- und Südostabfall der Ötztaler Alpen, das nach Süden offene Sarntal, ebenfalls das Ultental am Südostabhang der Ortlergruppe, besitzen in guten Almböden die Voraussetzungen zu ertragreicher Viehzucht. Die Täler des Nordabfalles der Ortlergruppe haben weniger gute Böden; denn der Quarzphyllit der Ortlergruppe ist bei weitem nicht ein solch guter Bodenbildner als die Schiefergneise und Glimmerschiefer der Ötztaler und des Ultentales. Die ungünstige Auslage tut das ihrige hinzu, daß von ohnehin nur geringer Nutzfläche ein erheblicher Teil von Martell und Stills-Sulden mit Wald bedeckt ist. Groß ist in den Nebentälern des Vinschgaues die unproduktive Fläche, Gemeinde Stills 46 %, Gemeinde Martell 42,5 %, Gemeinde Schnals 55 %.⁹⁶

Im Porphyrland.

Der Charakter der Bodenbeschaffenheit setzt sich vollends beherrschend durch bei den Mittelgebirgen und Hochländern des Porphyrs um Bozen. Der Porphyr ist ein schlechter Bodenbildner. Die dichte und harte Grundmasse verwittert nur schwer, so daß die zahlreichen Klüfte des Gesteins nur schlecht verschmiert sind und der Boden sehr wasserundurchlässig wird. Das Gebiet ist deshalb arm an Quellen. Fast alle Dörfer leiden unter Wasserarmut. (Die Ortschaften am Fuße der Porphyrrplatte von Burgstall bis Terlan besitzen sämtlich keine eigenen Quellen und sind vielfach auf Bachwasser angewiesen. Die Stadt Bozen hat beständig die größten Schwierigkeiten zur Beschaffung des notwendigen Wassers). Zu dieser Bodentrockenheit kommt die Armut an Nährstoffen. Die Hauptmenge des Gesteins ist die harte und quarzreiche Grundmasse, die schwer verwittert, so daß der eingeschlossene Feldspat und Glimmer mit seiner an sich günstigen chemischen Beschaffenheit nur in ungenügenden Mengen in den Boden kommt.⁹⁶ Der Mangel an Kalk bewirkt saure Böden, da die Humus-säuren nicht neutralisiert werden können. Die wasserspeichernden Humusstoffe können sich oft so stark ansammeln, daß Versumpfung eintritt. So findet man, ganz im Gegensatz zur sonstigen Trockenheit des Landes Moore und nasse, saure Wiesen.⁹⁷ Wie bei allen harten, wasserundurchlässigen Gesteinen ist der Hang des Porphyrs steil und nicht kulturfähig. Der größte Teil des Porphyrlandes ist demgemäß mit Wald bedeckt, der meist 60—70 % des Areals überzieht. Er ist oft genug im Porphyrland der Hauptnährer der Bevölkerung. Da wo Porphyrtuffe anstehen und oft Schichtterrassen und Sesimse bilden, ist guter Boden vorhanden, der zu Siedlungen mit Acker und Wiesen Anlaß gibt. Obwohl die chemische Beschaffenheit dieselbe ist wie beim Porphyr, gibt das feine Korn und die lockere Bindung der Luffe, die leicht zu Erde verwittern und den enthaltenen Feldspat zur Geltung kommen lassen, den Ausschlag. Die Spalten und Klüfte werden verstopft, es entsteht ein Quellhorizont. Ähnlich wie der Porphyrtuff verhält sich der Grödener Sandstein, der ja auch nichts anderes ist als aufgearbeitetes Porphyrmaterial, nur daß die Aufarbeitung hier nicht durch den vulkanischen Vorgang sondern durch permische Verwitterungsvorgänge geschah. Auch der Grödener Sandstein bildet solche roten Böden, auch er ist ähnlich fruchtbar, nur daß er bei größerem Korn etwas wasserundurchlässiger ist. Zu diesen Bodenbildern kommt noch glazial aufgearbeitetes Material, der Moränenschutt, der meist ebenfalls dem Porphyr entstammt. In diesen Böden der Luffe, Sandsteine und Moränen finden sich die Fluren und Acker, auf denen wieder der Roggen in erster Linie gebaut wird. Die Viehzucht ist nicht bedeutend, da Almen nicht genügend vorhanden sind. Das Porphyrland erhebt sich zu wenig über die Waldgrenze. Auf dem Ritten, der allerdings größere Almen hat, liegen diese so sehr im felsigen Porphyr, daß sie trocken und arm sind. Allein am Schlern und am Rosengarten im Haldenschutt der Triasmergel sind vorzügliche Almen vorhanden. Sonst ersetzt Waldweide im ganzen Porphyrland nur notdürftig die fehlende Alm. Als Ergänzung der Waldwirtschaft des Porphyrrhochlandes kommt zuerst der Ackerbau (Roggen zumeist) in Frage. Im besten Falle, wie auf dem Ritten, sind alle drei Zweige der Landwirtschaft gleichmäßig an der Ernährung der Bevölkerung beteiligt.

Die übrigen Gesteine als Bodenbildner.

Wenn auch in den anderen Gebieten der Einfluß der Höhenlage und der zum Teil davon abhängigen klimatischen Faktoren ausschlaggebend ist für das Gesicht des Landes und die Beschaffenheit des Gesteines als Bodenbildner sich nicht so klar durchsetzt wie im Porphyrlande, so erhält das im allgemeinen in bodenkundlicher Rücksicht einformigere Kulturbild doch allerlei Veränderungen, die beachtenswert sind. Daß neben der ungünstigen Auslage der Quarzphyllitboden mitbeteiligt ist an der geringeren Ertragsfähigkeit der Täler Martell und Sulden, hat zum Teil im Mangel an Nährmineralien, zum Teil in der Kalkarmut dieser Böden seinen Grund. Sie bilden deshalb, wie manchmal die Porphyrböden, feuchte Gründe, eine Neigung, die durch die Feinfrörmigkeit der Verwitterungsprodukte nur verstärkt wird. Die Grasfluren dieser Gebiete sind keine guten Almweiden. Deshalb die Bedeutung der Schafzucht in Martell und Sulden.

Der Schiefergneis und die übrigen Glimmerschiefer des Gebietes sind gute Bodenbildner. Wertvoll ist der Mineralreichtum des Gneises. Der sonst im Gebiet häufige Mangel an Kalk ist hier nicht bemerkbar. Die Laaser Gesteine und die des Schneeberger Zuges enthalten genügend Kalke, um einen Mangel an Karbonat auszugleichen. Hinderlich ist dabei in etwa das schwer verwitterbare kristalline Gefüge der Marmore. Die Bewegtheit des Geländes und die Durchmischung der Schuttböden gleichen lokal vorkommende Mineralarmut von Phylliten und Glimmerschiefern aus.

Der Schutt als Kulturland.

Wohl die Hälfte des Kulturlandes ist Schutt verschiedenster Herkunft.⁹⁶ Die Schuttkegel und die immer mehr oder minder mit Moränen bedeckten Terrassen und Gesimse sind die besten Siedlungsböden des Landes. Die gute mechanische Aufarbeitung, die mit der Größe des Einzugsgebietes der Schuttkegelbäche zunehmende günstige Mineralmischung sind die Ursachen. Schuttkegelböden sind meist trocken, da feinere Partikelchen, die die Feuchtigkeit festhalten würden, fortgeschwemmt werden. Oft ist darum der untere Teil des Schuttkegels etwas stärker lehmig und tonig als die Spitze. Gelegentlich auf großen Kegeln macht sich dann ein Unterschied dahin bemerkbar, daß der Kegel oben Acker, unten mehr Wiesen trägt, sofern nicht die künstliche Bewässerung das Verhältnis genau umkehrt. Mit zu den besten Böden zählen die der Niederungen, sofern sie genügend entwässert sind. Dem reichen Tongehalt ist immer genügend Quarzsand beigemischt, um einen leichten, aber fruchtbaren Boden entstehen zu lassen. Der Behänge schutt ist nicht so mineralreich wie der Schuttkegelboden. Nur der Porphyr bildet grobsteinige Schutthalben, die so steil sind, daß sie kaum zu kultivieren sind. Höchstens werden die untersten Sockel von Weingärten umsäumt. Der Schutt der Gesteine der Schieferregion hat relativ geringere Böschungswinkel, so daß Acker und damit auch Siedlungen in Hanglagen viel häufiger sind als im Porphyr oder Kalk. Das übrige der Steilhänge ist dem Wald vorbehalten, sofern nicht wie im Binschgau bei der Trockenheit die Heide von ihnen Besitz ergriffen hat.

Eine besondere Rolle spielen die interglazialen Schotter des Überetsch und der näheren Umgebung von Bozen. Sie tragen die besten und bekanntesten Weinorte: St. Justina, St. Magdalena, Kaltern, Gurlan und Eppan. Zwar sind diese Schotter an sich sehr wasserdurchlässig, aber die letzte Eiszeit hat meist doch genügend Moränen darüber ausgebreitet, um eine für den Wein genügend wasserhaltende und nährstoffreiche Ackerkrume zu bedingen. Dieses und die gute Durchlüftung des Untergrundes in den Schottern stellt eine Bodenbeschaffenheit her, die der Rebe ganz besonders wertvoll ist,⁹⁷ für andere Kulturen aber kaum in Frage kommt. Die interglazialen Schotter tragen die ausgedehnten Gebiete von Rebenmonokultur im „Rheingau der Alpen“.

Kulturformen.

Die Formen der Bodenkultur sind dieselben wie im übrigen Deutschland auch. Echte cultura mixta, italienische Mischkultur gibt es im deutschen Südtirol nicht. Wie überall in Deutschland schweift das Auge über weite, ruhige Flächen einformiger Bepflanzung, über wogende Kornfelder, leuchtende Flachsäcker und blumige Wiesen. Blaue Kornblumen, leuchtender Klatschmohn im Roggen, Lerchensang in den Lüften wecken Erinnerungen an deutsche Mittelgebirge tief im Herzen Deutschlands, lassen kaum die Vorstellung zu, daß wir uns an der Grenze zum italienischen, mittelmeeerischen Süden befinden. Selbst im tiefen fruchtbaren Etschtal mit seiner Annäherung an fremde südliche Gegebenheiten herrscht die deutsche Form der Bodenbepflanzung. Weit schweift im Überetsch, bei Tramin, der Blick über helle, lichte Weinfeld, die nur Reben und nichts anderes tragen. Wer von der Eisener Terrasse oder vom Marlinger Waal ins Burggrafenamt hinabschaut, der hat dasselbe, ruhige, geordnete Bild einformiger Bepflanzung, die uns irgendwie auch wieder deutsche Lebensart, deutschen Ordnungssinn und deutsche Organisationsgabe widerzuspiegeln scheint. Jene ungeheuren Obstwälder des Burggrafenamtes und des anschließenden Etschtals tragen neben dem Erasertrag nur Obst und sonst nichts, Obst dazu in nur ganz wenigen Sorten. Dem Bozener Unterland wird gelegentlich Mischkultur zugeschrieben, doch handelt es sich doch wohl hier

zumeist um Parzellierung in schmale Streifen, die „Pfennen“, die abwechselnd jede für sich unvermischt Wein, Obst, Mais und anderes tragen. Echte Mischkultur, wie sie schon im welsch-tiroler Etschtal, im Lager- und Sarcatal sich findet, trägt auf dem Raum weniger Quadratmeter die verschiedensten Früchte: Von Obstbaum zu Maulbeerbaum schlingt sich die Weinrebe in Gurlanden, der Boden dazwischen trägt Mais, Kürbisse und Melonen, Gras fürs Vieh, Gemüse und manches andere mehr, alles auf engstem Raum nebeneinander. Es entsteht so das wechselnd üppige, verwirrend unruhige Bild italienischer Bodenkultur in fruchtbarer Landschaft. Abermals weist uns so die vergleichende Betrachtungsweise die tiefe Kluft auf, die Südtiroler Land vom italienischen trennt. (Bild 55—58)

Aus der Bodenkultur des Landes erwachsen dann auch die bodenständigen Volksnahrungsmittel. Der Mais spielt schon in der Ernährung, namentlich des Etschländers, eine Rolle, die Bodenbeschaffenheit seiner feuchten Gründe zwingt ihn zum Anbau des „Zürken“. Doch ein sehr geschätztes Gericht ist die Polenta nicht. Und im Gasthof Fagl zu Bozen macht zwar Mutter Mayr eine Pasta asciutta, wie man sie in Venedig oder Florenz bestimmt nicht besser findet! Aber des echten Tirolers Augen leuchten doch erst auf beim Anblick einer dampfenden Schüssel von Speckknödeln, aus Roggen, Weizen, auch Buchweizen zubereitet. Das häufigste Gericht ist das Nus, ein mit Schmalz oder Butter in der Pfanne zubereiteter Brei aus Roggen- oder Buchweizengries. Wer in den Binschgau kommt, versäume ja nicht die Binschgauer-Bröteln, kleine, weich zu genießende Brotfladen, mit Hefe großblaug aufgegangen, von einem köstlichen, würzigen Geschmack, der den alten, weit über die Landesgrenzen hinausgehenden Ruf des Binschgauer Roggens schon rechtfertigt, zu verkosten.

Volksgetränk ist der Wein und zwar der „Köatel“. Das Bier ist in diesem Weinland ausgesprochenes Lurusgetränk für die Städter, die „Herrischen“. Bedauernd sagt der gastfreundliche Bauer zu seinem Gast: „I hab aber lei (nur) a Wein!“

Der Wasserbau

Für den Bewohner unseres Landes ist zur Aufrechterhaltung seiner meist recht beachtlichen intensiven Bodenkultur der Kampf um und gegen das Wasser unbedingte Lebensvoraussetzung, nicht minder als dem Bewohner der Meeresküste. Gegen das Wasser, das in Form von Muren, Bergschlipfen seine Siedlungen und Kulturen bedroht, in Form von Überschwemmungen unten im „Land“ gerade die besten und kultiviertesten Gründe verheert, gegen das Wasser, dem der Südtiroler in Jahrhunderte langer, nun nahezu vollendeter Arbeit in den Sümpfen und Auen des Landes wertvollstes Obstland abgerungen hat. Er kämpft um das Wasser, ohne das weite Teile des Binschgaues und des Burggrafenamtes öde Steppe wären, kaum zu mehr nütze, als zu Schaf- und Ziegenzucht, um das Wasser, das er in oft mühseliger und gefährlicher Arbeit seit alters von der Höhe des Berges geholt hat, um unten im Tal und an den niederen Hängen lachende Fluren hervorzuzaubern, die des Binschgaues und des um seiner Obstwälder berühmten Meraner Kessels schönsten Schmuck sind.

Die künstliche Bewässerung.

Wer den Binschgau durchwandert, dem fallen am Hang des Sonnenberges, der kahl und weiß braun dasteht, schnurgerade Streifen grüner Vegetation von Birken und Erlen auf, die schmal, kaum drei Meter breit, in kilometerweiter Erstreckung den Steilhang entlang laufen, bis dann schließlich, an seinem Ende oft, von diesem Streifen nach abwärts eine breite Fläche grünender Vegetation herunter fällt, der an dem langen, dünnen Streifen hängt, wie die Fahne an ihrem Stab. Diese schmale Linie von grünleuchtendem Buschwerk oben am Hang zeichnet den Weg eines Bewässerungskanales, eines Waales, wie er hierzu-lande heißt. Von den Mündungsstufen der Nebentäler her wird das Wasser wagrecht unter möglichst geringem Höhenverlust (wie die Isohypsen der Karte läuft es den Hang entlang), talauswärts geführt in Rinnen, die in den Fels gehauen sind, in hölzernen Rindeln, die mit Mauerhaken an die Steilwände der Klammern oft mehrere hundert Meter hoch über der

Falschle in überaus kühnen, waghalsigen Anlagen geheset werden. Die Kühnheit des Baues dieser Waale, die Tatsache, daß sie nirgendwo im Eischtal bis Meran abwärts fehlen, überzeugt von der Notwendigkeit dieser Anlagen zur künstlichen Bewässerung der Fluren. Sie werden an Kühnheit des Baues vielleicht nur von den „Wasserfuhrn“ des Wallis übertroffen, wo ja die inneralpine Trockenheit ebenfalls die Bewässerung erzwingt. (Bild 59—62)

Schon mehrmals wurde auf die inneralpine Trockenheit des Binschgaues und benachbarter Seitentäler als auf das einschneidendste Merkmal dieser Landschaft hingewiesen. Rund 600 mm Niederschlag, bei überaus ungünstiger Verteilung: ein großer Teil fällt im Herbst, die Frühjahre sind nicht feucht genug und das Maximum der sommerlichen Niederschläge geht in einer Dichte nieder, die bei dem steilen Gelände mit hohem Abflussfaktor, der sicher über 70 % liegt, den Wert des Regens bedeutend herabsetzt. Starke Winde, Berg- und Talwinde, austrocknender Nordföhn tun das ihrige dazu, die Wirkung der geringen Niederschläge noch weiter herabzusetzen. Dabei sind die tiefgründigen, grobsteinigen Böden von Schwemmkegeln, der Behängehütt, die steil geneigten Hangäcker ganz besonders der Feuchte bedürftig.

So finden sich seit alters in unserem Lande die Bewässerungsanlagen. Die meisten sind schon in Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts als bereits bestehend erwähnt.⁹⁸ In der Tat ist eine halbwegs dichtere Besiedlung ohne künstliche Bewässerung kaum zu denken. Die Anlage der meisten Waale ist darum auf die vordutsche Bevölkerung zurückzuführen, wie denn der Name „Waal“ = aquale und eine ganze Reihe Bewässerungstechnischer Ausdrücke im Binschgau (anders als im Wallis) vordutschen Sprachen entlehnt sind.

Der Erfolg des „Wasserns“⁹⁹ ist nicht allein ein erfrischender, befeuchtender, der allerdings im Vordergrund steht, es erfolgt durch die Bewässerung auch eine Düngung.⁹⁹ So sind denn die Wässer aus Schiefergneisen, aus Ton- und Blimmerchiefergebieten beliebter als solche aus den Quarzphylliten und dem Kalk. Der Kalk verkrustet die bewässerten Böden, der Quarzphyllit häuft auf ihnen unnötige Mengen sterilen Quarzes auf. Die Wässer aus den Ostaler Alpen sind brauchbarer als die der Ortlergruppe. Ebenso ist das Passerwasser besser als das Eischwasser. Im Binschgau, wo im allgemeinen wenig Wasser zur Verfügung steht und die geringen Wassermassen nur bei größerem Gefälle der Waale fortgeführt werden können, sind die „Wasserwässer“ besonders reich an ungelösten Sinkstoffen. Es werden beim Bewässerungsgeschäft größere Mengen rohen Bodens aufgetragen. Die einzelnen Abzweigungen vom Hauptwaal laufen auf der Dammkrone des von ihnen aufgeworfenen Walles, der oft 2—3 m hoch ist. Diese sogenannten „Izen“ überziehen als aufgesetzte Rippen die Schuttkegel und Auen und sind ein nicht zu übersehendes landschaftsformendes Element des Binschgaues. In Abständen mehrerer Jahre werden die Izen wieder abgetragen und das Schwemmmaterial wird auf die Wiesen und Felder aufgelegt. In der Bozener Gegend, wo im allgemeinen die künstliche Bewässerung nicht die Ausmaße erreicht wie im Binschgau, werden in die Waale Klärbecken eingebaut, die das feinkörnige, gut aufgearbeitete Porphyrmaterial „die Mur“, auffangen, das dann als mineralischer Dünger auf die Felder verteilt wird. (3—7 % Kaligehalt, 0,12—0,62 % Phosphat.)

Überall wo ein Hof aus rechtlichen oder natürlichen Gründen keinen Anteil am Waalwasser haben kann, so letzteres bei vielen hanggelegenen Höfen des Binschgaues und des Burggrafenamtes, sammelt der Bauer das wenige ihm zur Verfügung stehende Wasser des Trinkwasserbrunnens, das Abfallwasser von Küche und Stall, wo sie vorhanden sind, sonstige Gerinne, in einem Teiche beim Hause, der „Eschött“. Würde das wenige dauernd fließende Wasser nicht ausreichen, den Baal und die weiter abgelegenen Felder zu betrieffeln, so vermag er mit dem Stoß des mit einem Male abgelassene Eshötenwassers auch weiter entfernte Teile seines Besitztums zu erreichen. Trotz allem gibt es Höfe, die kaum in allen Jahren genügend Wasser haben. Hofnamen wie der Durstihof bezeugen die ungenügende Versorgung mit Wasser bei Höfen in Hanglage. Es kann vorkommen, daß in trockenen Jahren solch ein Bergerbauer mit samt seinem Vieh ins tiefere Tal wandert, um dort die Zeit der Dürre zu überstehen. (Muthöfe beim Dorf Tirol!)

⁹⁸ Wassern mit dem hellen tirolischen a, das den Umlaut erfeset, vgl. wälsch-tirolisch wälsch. Der „Wasserwasserwaal“ enthält die drei tirolischen a, das helle, das getrübt, kurze und das dunkle lange.

Die Wassermengen, die den einzelnen Waalen zur Verfügung stehen, sind sehr verschieden. Im Burggrafenamt arbeitet der Baal mit Mengen von 300—3000 Sekundenlitern. Es stehen die Talstufen von Etsch, Passer und Falschauer zur Verfügung, an denen sich reichliche Mengen Wassers abzweigen lassen. Im Binschgau erreichen nur wenige Waale eine Wassermenge von 300 Sekundenlitern, die meisten begnügen sich mit 150, 100, ja sogar nur 75 und 50 Sekundenlitern. Während man im Burggrafenamt nur tagsüber wässert, steht im Binschgau das Bewässerungsgeschäft keinen Augenblick still. Während der 24 Stunden des Tages wird ununterbrochen gewässert.

Ebenso ist verschieden, was bewässert wird. Während im Burggrafenamt eigentlich nur die Obstwiesen bewässert werden, der Wein nur gelegentlich, Acker nur in abnorm trockenen Jahren, gibt es im Binschgau überhaupt kein ackerbaulich genutztes Gelände, das nicht dauernd bewässert würde. Ja, sogar manche Almweiden werden regelmäßig bewässert. Der Roggenbau, der im Binschgau ausgedehnte Flächen einnimmt, ist ohne die künstliche Bewässerung nicht möglich.

In die Korn- und Kartoffeläcker werden im Frühjahr oder Herbst mit der „Waalhacke“ nach dem Pflügen breite, sanft am Hang verlaufende Gräben gezogen, die vom Waal abzweigen und blind im Feld endigen. Mit der „Wasserschaufel“ oder dem „Wasserbrett“ wird der Baal gestaut und abgeleitet. Dreimal jährlich werden die Äcker durchschnittlich so gewässert. Man rechnet 3 mal 40 Sekundenliter während dreier Stunden auf einen halben Hektar für den Roggen. Wiesen erhalten dieselbe Menge sechs- bis siebenmal im Jahr. Es gilt die Regel, daß die Wiesen bei Nacht, die Äcker, weil schwieriger, bei Tag gewässert werden. Das Geschäft des Wasserns ist nicht immer ganz einfach und erfordert viel Geschick und Sachkenntnis, soll nicht der Boden an den Steilhängen abgeschwemmt werden.

Im Binschgau kann man die künstlich bewässerte Fläche gleich der Fläche des Kulturlandes überhaupt setzen. Da der Obstbau im Meraner Land die Hauptrolle spielt, demgegenüber der Wein etwas und sonstige Acker vollkommen zurücktreten, ist auch hier in hohem Grade die Bodenkultur von der künstlichen Bewässerung abhängig. Um so ernster ist der Kampf zu bewerten, den der Südtiroler Bauer mit der neuen Regierung auszufechten hat, die ihn in seinen Wasserrechten beschränken will, da sie ihrerseits und die von ihr geförderten industriellen Unternehmungen alles verfügbare Wasser elektroenergetisch ausnutzen wollen. So sollen die Bauern zum Beispiel im überaus intensiv beackerten Gebiet unter der Talstufe der Föll, wo die Ortshaften Plars, Algund, Gratsch und Bororte von Meran mit insgesamt 4250 Sekundenlitern etwa 340 Hektar bewässern, die mit zum Kernland der weltberühmten Meraner Obstkultur gehören, von der italienischen Regierung nur mehr 610 Sekundenliter zugebilligt erhalten. Geht diese Forderung der Montecatini Werke, die von der Regierung mit allem Wohlwollen geschützt wird, durch, d. h. überläßt man den Bauern von ihren altererbten Rechten auf das Wasser nur so viel als gerade genügt, die Randeln zu benezen, so bedeutet dies den Ruin einer wohlhabenden deutschen Bevölkerung. Eine ohne die künstliche Bewässerung gar nicht denkbare landwirtschaftliche Produktion, die auf diesem kleinen Gebiete von 340 Hektar etwa 13 Millionen Lire jährlich oder nach dem damaligen (1927) schwankenden Kursstande 2—3 Millionen Mark beträgt, würde durch diese Maßnahme vernichtet werden. In ähnlicher Weise wird auch an vielen anderen Stellen der Versuch gemacht, die Bauernschaft um diese Wasserrechte zu bringen zugunsten einer aus nationalpolitischen Gründen gewaltfam betriebenen Industrialisierung des Landes.

Das Wasserrecht.

Von großem Interesse sind die rechtlichen Verhältnisse dieser Waale, die in ihrer oft recht schwierig zu durchschauenden Kompliziertheit ein Bild geben von der großen Bedeutung, die gerade im Binschgau die Bewässerung hat. Das Wasserrecht ist oft an den geschlossenen Hof gebunden und wie die Grundstücke grundbuchlich mit ihm verknüpft. Es kann wie Grundstücke hypothekarisch belastet werden. Daneben gibt es walzende Wasserrechte. Anderswo sind dann auch wieder die ganzen Wasserrechte eines Waales ein selbständiger Körper des Katasters.

In den meisten Fällen untersteht die Aufsicht und die Unterhaltung des Waales dem „Waalaltner“ oder auch „Waal“. Große Waale haben 2 Waaler oder noch einen besonderen „Wasserer“. In einigen Orten heißt er der Bieter, weil er rund geht und dem Einzelnen die Zeit bietet, zu der er zu wässern hat. Als Entgelt erhält er ein „Brötel und a Wein“. Im Herbst wird er mit Naturalien, auch etwas Geld entlohnt.

Als Beispiel für die oft reichlich verzwickten Rechtslagen im Bewässerungsgeschäft mögen die Verhältnisse auf dem Schuttkegel der Gadria dienen. Die Gemeinden Schlanders, Kortsch und Laas, sowie einige Höfe der Gemeinden Alliz und Schlanderfer Sonnenberg haben gemeinsam Anteil an drei Waalen, die aus dem Allizbach, der aus dem Tal der Gadria kommt, dem Zahlwaal aus dem Schlandrauntal und dem Etschwaal, der aus der Etsch geföhrt wird, bestehen. Die einzelnen Teilhaber des Wassers erhalten ihren Anteil in einem bestimmten Turnus von Tagen, der in ganz Südtirol die Kode heißt. Jeder Tag ist noch untergeteilt in kleinere Zeiteinheiten, die Weilen, während derer dann dem einzelnen Besitzer das Wasser zur Verfügung steht. Die Kode des Zahlwaales besteht aus 16 Tagen zu 48 Weilen. Der Zahlwaal bestand laut Überlieferung ursprünglich aus dem Oberzahlwaal und dem Unterzahlwaal. Es erklärt dies die umständliche Schreibweise der einzelnen Tage der Kode. Der erste Tag heißt „Drim“, der zweite „Sekund“, der dritte erster Tag Schlanderfer Wasser, der vierte zweiter Tag Schlanderfer Wasser (an diesen Tagen geht das Wasser ganz nach Schlanders), zwar ursprünglich nur aus dem Niederzahlwaal, so daß der fünfte Tag nun heißt „dritt und fünft“, nämlich dritter gemeinsamer Tag aus dem Niederzahlwaal, fünfter aus dem Oberzahlwaal. Der sechste Kobentag heißt dann „viert und sechst“, der siebente „fünft und siebet“ und so weiter bis zum siebzehnten Tag, an dem der Turnus der Kode von neuem beginnt. Die 48 Weilen eines Tages sind jedoch nicht gleich lang, die Weilen nachts sind länger als die am Tag. Die 24 Weilen des Vormittags von $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{12}$ verteilen sich auf 9, die 24 der übrigen Zeit auf 15 Stunden, damit derjenige, der bei der Verlosung die ungünstige Nachtzeit erwischt, durch mehr Wasser entschädigt wird. Die Sonntage fallen aus dieser Kobenordnung heraus. Sonntags erhält Schlanders das ganze Wasser. Das Wasser wird eingeköhrt am Dienstag nach dem 10. März. Dann laufen die Koden bis zum 22. August. Am 23. geht der Waal auf den Peterhof, am 24. auf dem Burghof; während der nächsten 3 Tage bekommen das Wasser einige Bauern in Kortsch, dann ist 3 Tage Mareinwasser, d. h. es geht nach Alliz. Von da an herrscht Stuckwasser, d. h. jedes Stück Wiese, ein Tagmahd, erhält, ganz gleich wie sonst die Wasserrechte sind, $1\frac{1}{2}$ Stunden Wasser. Ab 1. Dezember läuft das Wasser zur Hälfte nach Kortsch, zur Hälfte nach Schlanders, damit im Dorfe Wasser zur Bekämpfung von Feuersnot vorhanden ist. Während der Zeit vom 5. März bis zum ersten Dienstag nach dem 10. März liegt der Waal trocken zur Reinigung und Ausbesserung durch den Waaler.

Beim Allizwaal ist die Kobeneinteilung ähnlich, 17 Tage ist der ganze Turnus. Die Sonntage sind ausgenommen und werden versteigert. Der Tag hat 12 Weilen von ungleicher Länge. Die Nachtweile dauert die ganze Nacht. Der Beginn des täglichen Turnus schwankt mit der Sonnenzeit. Frühestens $2\frac{1}{4}$, spätestens 4 Uhr ist Metten oder Beginn der Bewässerung. Die übrigen, heute im Grundbuch eingetragenen Zeitabschnitte richten sich durchaus nach der Sonne. Man erkennt in der Verknüpfung von Flurnamen mit Sonnen- bezw. Schattenstand die Art, wie früher die Zeit vom Waaler abgemessen wurde: Sonnendetsch $\frac{1}{6}$ Uhr, Sonnentappein $\frac{1}{7}$ Uhr, Sonnentertz $\frac{1}{8}$ Uhr, Sonnenquart 9 Uhr, Sonnenweg 10 Uhr. Dies sind die sogenannten schiebenden Weilen, da sie ursprünglich mit der Sonnenzeit ihre Länge wechselten. Von Sonnenweg bis Schattostand verteilen sich vier Tagweilen, auch diese, zwar fest, unter sich aber verschieden lang. Zwei von 10 bis halb 12, zwei bis 3 Uhr oder Schattostand. Die nächsten Weilen dauern bis Schattoplatz 4 Uhr, Schattomaritsch 5 Uhr, Schattopatsch ist wieder schwankend zwischen 7 und $\frac{1}{8}$ Uhr. Von Schattopatsch bis Metten ist die Nachtweile, die so immer verschieden lang ist. An jeder Weile haben 4 Interessenten teil, so daß sich der ganze Waal tagsüber in 48 Teile teilt.

Der Strimhof am Ursprung des Allizwaales hat zu jeder Zeit das Recht, den ganzen Allizwaal für sich auszuköhren. Der Bauer im Tal hat dann kein Wasser. Das Wasser des Allizwaales ist zwischen Kortsch und Laas geteilt. Bis zum 3. Juli geht es nach Kortsch, vom 4.—8. Juli ganz nach Laas. Vom 9. Juli bis 20. August geht das Wasser

zu einem Drittel nach Laas. Es heißt dort Drittelwasser und ist an verschiedene Höfe gebunden, unter die es verlost wird. Die übrigen $\frac{2}{3}$ sind Zinswasser und wie das Wasser bis zum 3. Juli im bestimmter Weise zwischen Besitzern in Laas und Kortsch verteilt. Zinswasser steht in Laas im freien Verkehr, in Kortsch ist es an das Grundstück gebunden. Vom 20. August geht das Wasser wieder ganz nach Kortsch.

Der Etschwaal gibt seine erst jüngere Entstehung durch sehr einfache Kobenordnung und klaren Verteilungsplan zu erkennen.

In meist altertümlichen, verzwickten Formen, die auf jahrhundertelange Erfahrung und Tradition schließen lassen, spielt sich das Bewässerungsgeschäft ab. Die in den überkommenen Kobenordnungen vorkommenden Bezeichnungen sind tatsächlich „schön und wunderbar“. In Ehrs z. B. heißen die einzelnen Kobentage: St. Peter, Pazoger, Kömer, Plengger, Wascher, Zuserer, Galgeniger, Bubeniger, Balgeager, Schorff, Fichon, dazu kommen zwei Tage Sonntagswasser und zwei Tage Samstagwasser, um die Kode von Ehrs vollständig zu machen.

Eine Fülle volkstümlich interessanter Bräuche läßt erkennen, welche große Rolle die Bewässerung in der Kulturlandschaft spielt. Wird die Wassermenge infolge großer Dürre gering, so legt man zusammen, man „gamint“ (geminare sich paaren). Allgemein gilt dann der Grundsatz, daß dann Kornrecht vor Wieserecht geht. Wird der Waal durch ein Naturereignis unterbrochen, so steht die Kobenordnung für 24 Stunden oder vielfache davon still. Kommt das Wasser früher, so wird es für den Rest der laufenden 24 Stunden ausgelost. Die Glocke läutet und die Schlotterlose, Hölzer mit den Namen der Bauern, entscheiden, wer das Wasser bekommt. Am 8. Juli wird in Ehrs das Wasser zugunsten der armen Seelen versteigert. Die Verteilung des Wassers ist ein sehr genaues Geschäft. Auf die Minute, ja auf die Sekunde genau steckt der Waaler mit der Waalschaufel den Waal für den einzelnen Besitzer ab. Zum Schluß bleibt noch eine Merkwürdigkeit zu erwähnen, die kaum einem Wanderer im Vinschgau entgehen wird. Von den Hängen, an denen entlang die grünen Streifen der Waale mit ihrem begleitenden Waalweg ziehen, tönt bei Mals und Glurns so gut wie bei Naturns oder Marling im Burggrafenamt das helle Geläut der Wasserglocke zu Tal. Ein in das fließende Wasser eingesehtes kleines Wasserrad treibt nach Art eines Mühlrades ein Zriebwerk mit Hammer, das eine Kuhglocke zum Tönen bringt. (Ähnlich den „Wasserschlägeln“ im Wallis). So vermag der Waaler vom Tal aus zu hören, ob der Waal noch ordnungsgemäß in Betrieb ist. Ist er irgendwo unterbrochen, so gibt ihm die letzte der vielen in den Waal eingebauten Glocken, die noch tönt, an, wo ungefähr er den Schaden zu suchen hat. Aus der Zahl der Glockenschläge vermag er zu hören, ob das Wasser irgendwo unrechtmäßigerweise abgezapft wird oder der Waal irgendwo leet geworden ist. Die oft kunstfertigen Waaler verbinden mit dem Zriebwerk allerlei kleine Wasserkünste bewegliche Figuren u. dgl.

Bewässerung im Etschland.

Unterhalb von Meran wird die künstliche Bewässerung selten. Einmal ist verschiedentlich die geringer werdende Trockenheit bei Annäherung an den Alpenrand wirksam. Dann aber fehlt es vor allem an Wasser. Der trockene Porphyrt, so gut wie die Trias der Etschbucht, führt nur wenige und arme Bäche, die im Sommer versiegen. Die geringen Höhen im Hintergrund, die Hochländer wirken nicht so als Regenfänger, wie dies die Dreitausender mit ihren Gipfeln im Vinschgau tun, die auch dann die Bäche mit Wasser versorgen, wenn es im Tal nicht regnet. Es fehlen die Gletscher, die auch im Sommer genügende Wasserführung gewähren. Nur gelegentlich wird bewässert. Da sind die Schöpfräder im untersten Eisacktal zu nennen: große Wasserräder, die mit Hilfe der Wasserkraft des Flusses das Wasser in die Radeln und auf die Felder schafften. Heute sind nur mehr wenige vorhanden. Einige der schönsten sind dem Bau des Eisack-Elektrizitätswerkes bei Karbaun zum Opfer gefallen.

(Bild 60)

Nur einmal noch nimmt die künstliche Bewässerung größere Formen an. Auf dem Schuttkegel der Kaiser, deren Wasser der Bewässerung der Lagreintraube dient, die die Eigenart von Bozen-Gries ist. Sie ist die einzige Rebe, die regelmäßig und stark bewässert wird, die dafür aber auch einen Wein von ganz besonderem Charakter liefert, der nur dem Grieser

Schuttkegel und dem Bozener Boden eigen ist. In allerneuester Zeit hat man für die abnorm trockenen Lagen von St. Magdalena, St. Justina und Leitach Anlagen für künstliche Beregnung der Reben mit ganz außerordentlich gutem Erfolg geschaffen. 110 Hektar werden so betrieft.

Die Wildbachverbauung.

Ebenso heftig geht der Kampf gegen das Wasser. Wildbachverbauung und Etschregulierung sind ebensolche unbedingt unerlässliche Voraussetzungen einer gedeihlichen Landwirtschaft, wie die künstliche Bewässerung. Hat erstere ihre großen Probleme vorzüglich im Binschgau zu lösen, so ist die Regulierung der Etsch die große Aufgabe, vor die sich die Bevölkerung des Etschlandes gestellt sah.

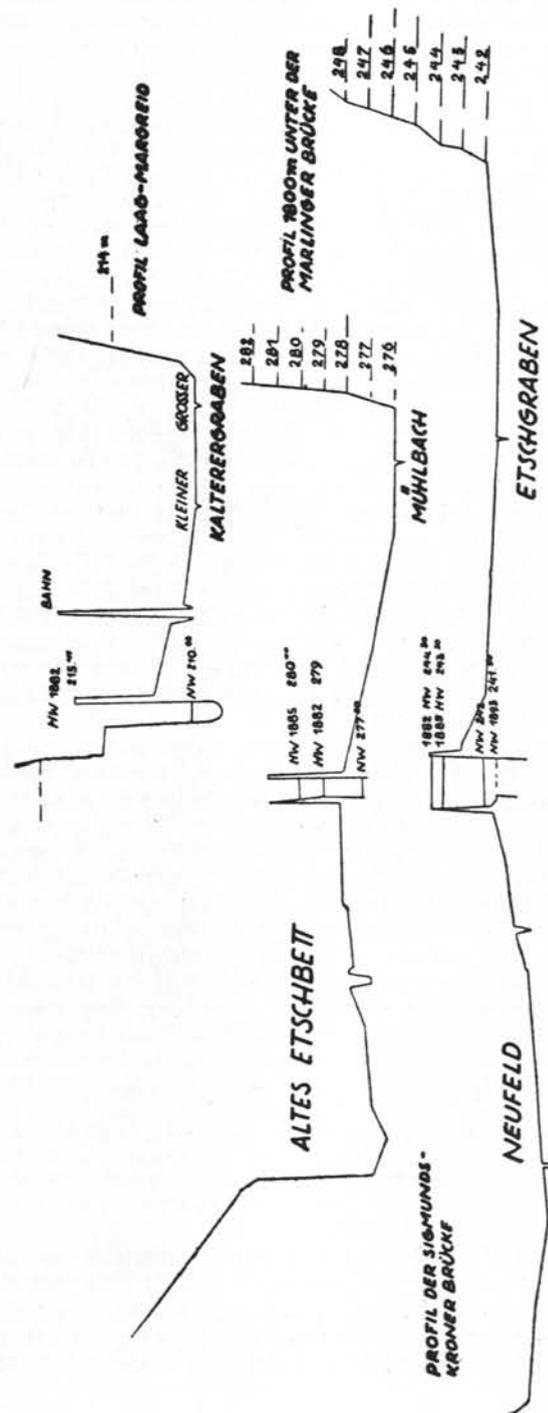
Die Notwendigkeit der Wildbachverbauung ergibt sich besonders im Gebiet der weichen, mürben Binschgauer Schiefer. Die großen Schuttkegel sind die wichtigsten Siedlungslagen, tragen die wertvollsten und leichtest bewässerbaren Kulturgründe. Aber gerade diese Schuttkegel verdanken ihr Dasein den Vermurungen der Wildbäche, die heute noch Ortschaften wie Felder bedrohen. Der Mensch hat durch unvernünftige Entwaldung das seinige hinzugetan, die Gefahr der Wildbäche zu vermehren. Es gibt bis nach Mais hinunter keine Ortschaft, die nicht stark unter Vermurungsgefahr stünde und nicht alljährlich große Summen für ihre Sicherung ausgeben müßte. Im Gebiet des Porphyrs und der Etschbuchtgesteine ist die Gefahr weniger groß, wenn sie auch hier nicht völlig fehlt, wie die Katastrophen, die z. B. Kentsch bei Bozen in der Vergangenheit mehrmals getroffen hatten, beweisen.

Die Wildbachverbauung ist in unserem Lande zu großer technischer Gewandheit gelangt. Man nimmt gern in anderen Alpenländern südtiroler Arbeiter zu entsprechenden Verbauungsarbeiten. Das Ziel der Verbauung, die Verhinderung der Bildung neuer Schuttmassen im Bachbett, wird auf verschiedene Weise erreicht. Einmal unterbindet man das Tieferschneiden der Bäche durch treppenartige Verbauung. Die Hänge des Bettes werden dann nicht weiter übersteilt und das Nachbrechen von Material hört auf. Große Staumauern, an geeigneten Stellen eingefügt, verhindern das Abwärtsstürmen der Schuttmassen, zwingen sie zur Ablagerung, wobei gleichzeitig das Bachbett erhöht wird, was abermals im Sinne einer Verriegerung der Schuttbildung liegt. Peinliche Reinhaltung des Bachbettes von Holz und Steinen, die Stauungen, Ablenkungen auf die zu schützenden Ufer verursachen können, sind die wichtigsten Mittel, die außerdem noch zum Ziele führen, nämlich zu erreichen, daß nur soviel Geschiebe ins Bachbett gelangt, als auch bis in den Hauptfluß transportiert werden kann.¹⁰⁰ Durch Aufforstung entwaldeter Hänge wird diese Absicht unterstützt. So haben verschiedene Gemeinden des Binschgaues, Schlanders z. B., Getreidehöfe des Sonnenberges angekauft und aufgeforstet.¹⁰¹

Auf diese Weise sind eine Menge einstmals gefährlicher Gräben saniert worden. Die gefürchteten Bäche der Gaderia, des Töll, des Raibbachschuttkegels fließen heute in einigermaßen ruhigem, stetigem Lauf in die Etsch. Ganz wird ja die Gefahr in den Alpen nie zu bannen sein. In vielen Fällen bleibt nichts anderes übrig, als dem Bach ein großes Ablagerungsgebiet zu überlassen, das eingebämmt wird, und das er dann auffüllen darf, so bei fast allen größeren Nebenbächen, Salbur-, Sulden-, Schlandraun- und Falschauerbach. Auf dem Neuen sind die Seen die natürlichen Ablagerungsfelder der Bäche, aber in den intensiv bewirtschafteten Gebieten der niederen Talsohle ist diese Lösung, die Verzicht auf wertvollsten Grund und Boden darstellt, wenig befriedigend.

Die Etschregulierung.

Handelt es sich bei diesem Kampfe gegen das Wasser und seine mitgeführten zerstörenden Materialien um Arbeiten, die von den einzelnen Gemeinden durchgeführt werden konnten, um die Bekämpfung von Schäden, die immer nur kleine Gebiete betrafen, so bedurfte es zur Ausführung der Etschregulierung, namentlich im Etschland, fortgeschrittener technischer Erfahrung und entwickelter politischer Zustände, ehe sie in Angriff genommen werden konnte.¹⁰² Die Etschregulierung ist keine Angelegenheit einzelner Gemeinden, sondern nur möglich in plan-



Charakteristische Talsohlenprofile des Etschlandes nach der Regulierung.

mäßigem Zusammenarbeiten aller an ihr beteiligten Bewohner und unter Führung des Landes. So ist es kein Wunder, daß sie erst in moderner Zeit durchgreifend angegriffen wurde. Schon früh, 1826, wurde die Talstrecke Glurns-Laas im Obervinschgau geregelt, aber ohne großen Erfolg. Doch die Hauptaufgabe stellte das Tal von Meran an abwärts.

Der Boden der Etschauen, das große natürliche Überschwemmungsgebiet des Flusses, ist recht eigentlich der jüngste Kulturboden des ganzen Landes an der Etsch. Es war leichter, schon im 14. und 15. Jahrhundert die Siedlungs- und Kulturgrenze bis an die 2000 m hinauf zu treiben; als die große, versumpfte und von dichten Auwäldern durchzogene Etschniederung zu kultivieren. So blieb die Siedlung immer klein und auf die Schuttkegel beschränkt; nur wenige Höfe und ein einziges Dorf gingen in das Überschwemmungsgebiet hinein. Diese wenigen Wohnplätze und die der Schuttkegel Leifers, Branzoll, Salurn, Neumarkt, Margreit, Tramin, Terlan, Bilsian, ja selbst Bozen litten bis in die neueste Zeit hinein als Folge der ausgedehnten Versumpfung unter dem Sumpffieber (Malaria?). Wir haben anschauliche Berichte, in denen Keisende die fieberverzehrten Gestalten der Landesbewohner beschreiben.¹⁰⁴ Der Tod von Leifers, wie das Sumpffieber im Volksmund hieß, raffte soviel Menschen dahin, daß die Bevölkerung aus sich heraus sich nicht auf ihrem Stand halten konnte, und ein beständiger Abfluß vom Gebirge her ins Tal kam.

Zahlreiche Familiennamen unten im Tal sind von Hofnamen des Gebirges abgeleitet. Auch heute noch ist der Prozeß zu erkennen insofern, als es in vielen Dörfern wenig Familien gibt, die länger als drei Generationen in der Niederung ansässig wären. Übereinstimmend berichten heute noch ältere Leute, daß zu ihrer Jugendzeit im so stark bevölkerten Tramin, in Branzoll die gesamte Schuljugend um einen einzigen Tisch versammelt werden konnte. In St. Josef am Kalterer See, war zu Zeiten kein Mann über 50 Jahre anzutreffen. Ob mit der Etschregulierung diese Zone des beständigen Verbrauchs an Volkskraft nun etwa verschwunden ist, läßt sich noch nicht feststellen. Es ist zu fürchten, daß das deutschem Blut noch immer recht schwere Klima zusammen mit dem Genuß des allzu reichlich vorhandenen Weines bewirken, daß dieses Niederungsland von Lana bis Salurn immer ein vollklich sehr labiles Gebiet bleiben wird, das der nationalen Gefahr, die von Süden her ihm droht, nur mit Schwierigkeiten sich gewachsen zeigen kann.

So drängten schon früh die Verhältnisse, sowohl aus wirtschaftlichen als auch sanitären Gründen auf eine Sanierung der Etschebene. Es hat an frühzeitigen Versuchen, der Etsch Herr zu werden, nicht gefehlt. Schon zu Zeiten der Erzherzogin Klaudia (1632—1646) sind solche Unternehmungen begonnen worden.⁶⁸ Aber erst zu Maria Theresias Zeiten werden wirklich umfassendere Arbeiten vorgenommen. Damals wurde das Sigismundskroner Moos trocken gelegt mit 1000 Joch. In den Gemeinden Kaltern und Tramin wurden die großen, heute noch bedeutungsvollen Kalterer Abzugsgräben aus dem Kalterer See angelegt, die erst weit unterhalb in der Gegend der Rocemündung in die Etsch geleitet werden konnten, wodurch damals schon 2000 Joch wertvollsten Grundes gewonnen wurden.

Aber alle diese Arbeiten blieben Stückwerk, solange nicht ein generelles Projekt durchgeführt wurde und es verhindert wurde, daß das, was der einen Gemeinde zum Nutzen war,

Zu den Bildern:

47. Einheitshaus in Hanglage.

48. Trotz der Nähe der Sprachgrenze ist die Grundform und die Grundhaltung des deutschen Bauernhauses gewahrt. Starke Verdrängung des Holzes als Baustoff, trotzdem im Geiste des nordischen Holzbaues errichtet. Auch hier die im Weinland notwendige starke Untertellerung, die die Wohnräume, die auf den Erster nicht verzichten, in den ersten Stock drängt. Eine Hausform, die auch im Vinschgau häufig ist.

49. (Zum Vergleich). Gleich jenseits der Sprachgrenze. „Kahle Fenster nach außen, kalte Stuben nach innen“. Häuser ohne besondere, ausgeprägt ländliche Erscheinungsformen.

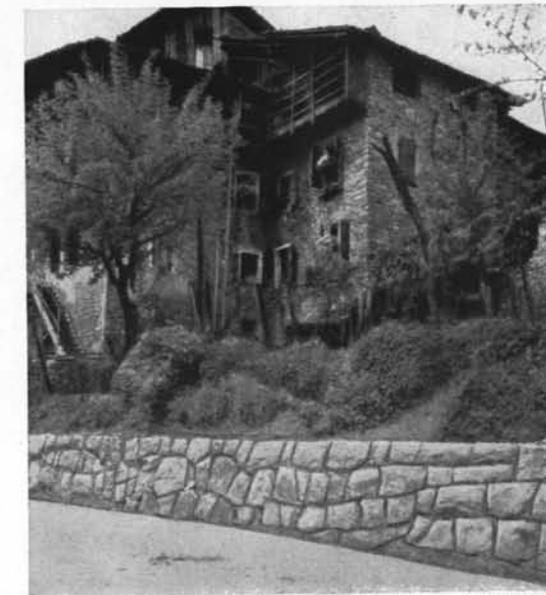
50. (Zum Vergleich). Ebenfalls eine Art Einheitshaus, der Stadel befindet sich über den Wohnräumen, die Stallungen unter ihnen. Ein Haus ohne jeden Schmuck und ohne Pflege, hat auch jeder Schönheit der Form, wie sie selbst dem Hof eines ausgesprochen ärmlichen Besitzers in Südtirol (Bild 49) eigen ist.



48. In Laag bei Salurn

Tiroler Bauernhäuser

49. In Castelfondo (Südtirol)



50. In Cologna am Gardasee (Südtirol)



51. In Margreid



52. Burggräfler



54. Burggräfler Kinder



53. Boznerin

der anderen zum Schaden werden konnte. Immer wieder gefährdeten von neuem die alljährlichen Überschwemmungen zur Zeit der Herbstregen die gewonnenen Gebiete. Verschiedene besonders katastrophale Überschwemmungen vernichteten immer wieder die Kulturen. Aus der langen Chronik der Überschwemmungsgeschichte seien nur zwei besonders schwere herausgegriffen: 1757 richtete ein Hochwasser einen Schaden an, den man auf 3 450 000 Gulden schätzte, weite Strecken des Landes waren damals in einen einzigen See verwandelt. Damals erst gewann der Mais, den man bis dahin wenig geachtet hatte, größere Bedeutung bei der Bepflanzung der obgelegten ehemaligen Weingründe.

Entscheidend wurde dann das Hochwasser des Jahres 1882. Schon am 11. September begann der Herbstregen. Schnee fiel auf den Bergen, es setzte Südföhn ein mit Regen, Gewitter und Wolkenbrüchen. Die Etsch schwoll an, erreichte am 17. September ihren Höchststand und trat weit über ihre Ufer. Unterhalb Bozen entstand ein gewaltiger See, der von Berglehne zu Berglehne reichte und bis nach Trient hinunter sich erstreckte. Der Eisack warf ungeheure Gchiebemassen in die Etsch, sodaß dann oberhalb von Bozen abermals ein See entstand von 4 Kilometer Länge. Dieser See blieb 5 Monate liegen, ehe ein Durchstich das Land von den Wassermassen befreite. Dazu wurden ungeheure Mengen von Gchiebe ins Land geworfen, die die Kulturen vernichteten und die Gründe entwerteten. Die Versumpfung mußte durch die Aufschüttungen und durch deren Aufstau neue Nahrung erhalten.¹⁰²

Besonders gefährlich für das Land war immer, daß die Hochwässer in die Zeit der Vegetation und Ernte fallen. Zwei Hochstände sind alljährlich zu verzeichnen, einer im Herbst zur Zeit der beginnenden Herbstregen und einer im Sommer mit der Schneeschmelze. Der letztere ist im allgemeinen harmlos. Nach dem fürchterlichen Hochwasser von 1882 setzte die planmäßige Etschregulierung in verstärktem Maße ein, mit den Zielen des Schutzes der vorhandenen Kulturgründe gegen die Überschwemmungen und der Gewinnung neuer Gründe durch die Entwässerung der Mäyser, der Auen und feuchten Maisäcker.

Im Jahre 1893 war die Regulierung mit 6,1 Millionen österreichischer Gulden an Kosten durchgeführt.¹⁰² Sie wurde vollendet unter Konzentration und Normalisierung des Etschabflusses und durch Kürzung des Laufes in vielen Durchstichen, die eine Eintiefung des Etschbettes zur Folge haben sollten. Die Mündung des Noce, der mit seinem Schuttächer viel zur Versumpfung des Unterlandes beitrug, wurde um mehrere Kilometer weiter abwärts verlegt. Die Ziefersetzung der Etschsohle war die unbedingtste Voraussetzung zur Entwässerung des Gebietes. Die Verkürzung des Laufes vergrößerte das Gefälle und ermöglichte die Fortführung der Gchiebe. Im ganzen wurden damals 10 500 Hektare Land vor Versumpfung und Überschwemmung gerettet und intensiver Bodennutzung zugeführt. Alle übrigen Gründe wurden wesentlich verbessert. Ein wirtschaftlicher Aufschwung ohnegleichen trat ein. Die Landwirtschaft wurde intensiviert und die Bevölkerung vermehrte sich in einzelnen Gemeinden mit einer Geschwindigkeit, die wir sonst nur von Industriegebieten kennen. Nur im Gebiet Lana-Terlan waren diese Erfolge nicht so groß, da ein unüberwindlicher Gefällsnick (Eisackregel) eine dauernde Wirkung der Regulierung hinderte. Er zwang, das Etsch-

Zu den Bildern:

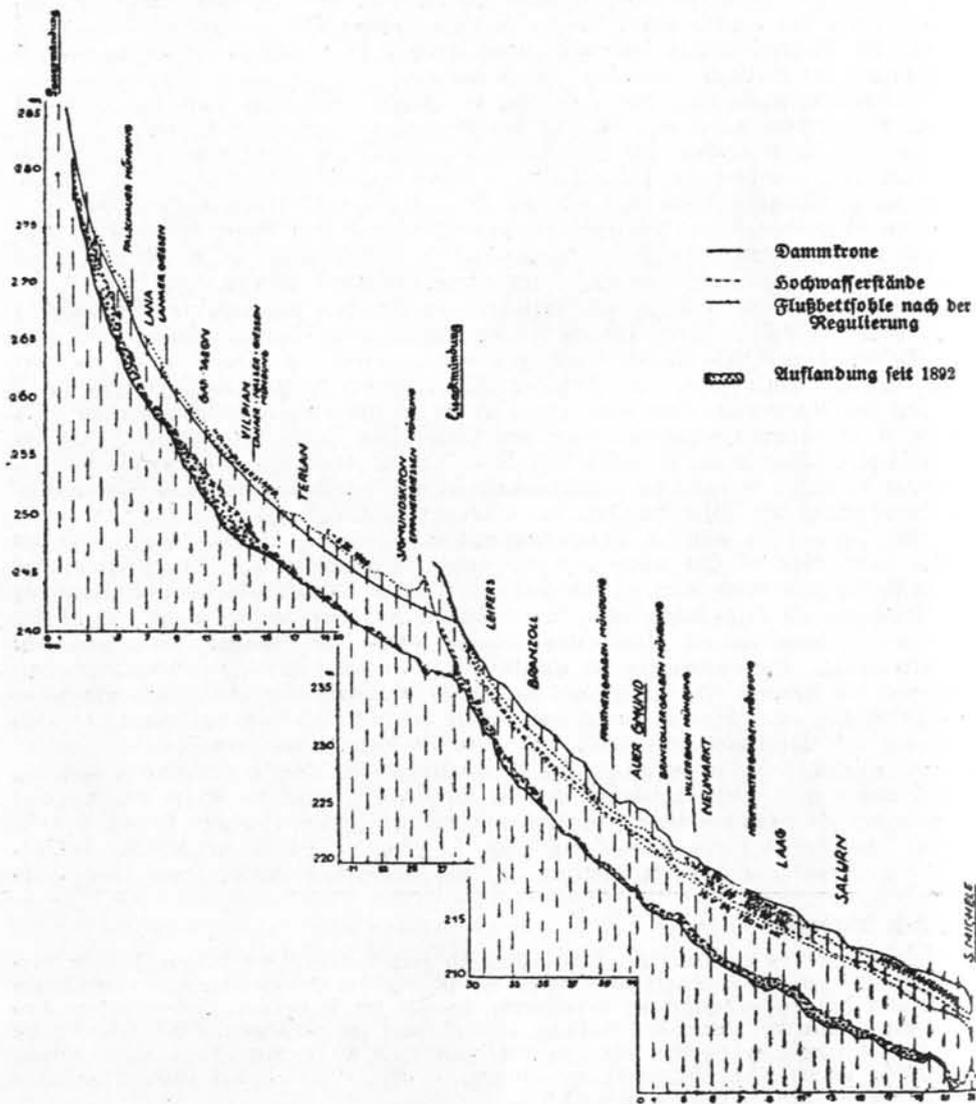
51. Die fremde Hausform des Unterlandes, die zum Teil auch mit fremden sozialen Verhältnissen Eingang gefunden hat. Hinten links, der Pallazzo des Großgrundbesitzers. Im Abriegen die Häuser der landwirtschaftlichen Bevölkerung, im Stil der italienischen Maurermeister-Einheitshäuser, unten Weinsteller und Stallung, über ein oder zwei Stockwerken Wohnräumen, die den Stadel ersetzenden Speicherräume, gekennzeichnet durch die großen offenen Läden. Glatte, schmucklose, unromantische Gestaltung der Fronten. Dennoch überwiegend deutsche Bevölkerung (712 Deutsche, 125 Italiener im Jahre 1910).

52. Burggräfler in Sonntagstracht.

53. Junge Bozenerin aus dem Trachtenfestzug im Oktober 1932. Eine Tracht, die heute nicht mehr getragen wird.

54. Burggräfler Kinder, alle drei hell bis rotblond, machen sie wie die meisten ihrer Kameraden die Sage von der Gotenabstammung der Burggräfler begreiflich. Sie tragen die Alltagstracht des Etschländer Bauern, kurze oder lange Hosen, schneeweiße Hemden mit leuchtender, hellblauer Schürze.

7 Öbtrrenhaus, Das deutsche Land an der Etsch



Eisacklängsprofil nach der Regulierung. Zustand des Jahres 1927.

bett von Anfang an höher als die Talsohle zu legen, aber im ganzen Gebiet war doch die Plage früherer Zeiten, das Sumpffieber, ausgetrieben. Der Tod von Leifers gehört der Geschichte an.

Doch wurden nicht alle Hoffnungen erfüllt, die man an die Etschregulierung geknüpft hatte. Es bleibt auch in der Gegenwart die Etsch die schwere Sorge des Landes. Die Erwartung, daß sich die anfänglich gezeigte Eintiefung von Dauer erweisen würde, wurde getäuscht. Alle seitlichen Gewässer bringen mehr oder minder feines Geschiebe in die Etsch, die der Hauptfluß bei seinem auch nach der Regulierung geringen Gefälle nicht forttransportieren kann. Während früher die ganze Talsohle gleichmäßig gehoben wurde, wird das Geschiebe nunmehr gezwungen, im Bett zu bleiben. Wohl wurde durch die Regulierung das Arbeitsvermögen der Etsch aufs äußerste gesteigert, doch nicht hinreichend, das ganze Geschiebe aus dem Gebirge zu verarbeiten und fortzuführen.

Es folgte auf die Sohleneintiefung kurz nach Beendigung der Regulierungsarbeiten, seit 1900 etwa, eine je nach den Verhältnissen verschieden starke Aufsandung. Die Menge von der Eisackmündung bis San Michele wird auf jährlich rund 40.000 Kubikmeter geschätzt, im ganzen bis jetzt ungefähr 1.200.000 Kubikmeter. Die Aufsandung der Flusssohle erreicht an verschiedenen Stellen Beträge von 1m und mehr. Durchschnittlich beträgt sie etwa 1½—2½ cm je Jahr. An den meisten Stellen hat sich die Aufsandung schon wieder bis zur Sohle der Etsch vor der Regulierung gehoben. Die Folgen sind eine Verringerung des Durchflußprofils, das einst für die größten Hochwässer ausreichend war, heute es jedoch nicht mehr ist. In der Tat haben sich die Überschwemmungen im letzten Jahrzehnt gehäuft. Der Hochwasserrückstau greift auf die Nebengraben, die Gießen, die alle in die Sanierung einbezogen waren, über und dringt ins Land ein. Auch schon bei mittleren Wasserständen nimmt die Menge des vom Eisackbette in den Talboden eindringenden Filterwassers zu. Die Folge all dieser Erscheinungen sind vermehrte unerwünschte Materialablagerung auf wertvollem Kulturland durch die Zuflüsse, erneute Verjümpfung des einst gewonnenen Kulturlandes. So sind jetzt wieder rund 6000 Hektar der Überschwemmung und Verjümpfung ausgesetzt. Der Ertrag der Kulturen sinkt beständig. Die Folgen werden viel schwerer empfunden als vor der Sanierung, da nunmehr dicht besiedelte Gebiete betroffen werden.

Immer lauter verlangt die Gefährdung des Landes die erneute Ausbaggerung der Etsch und verwandte Regulierungsarbeiten, außerdem einen weiteren Ausbau der Wildbachverbauung, die weiter zur Verringerung der Geschiebeführung des Hauptflusses beitragen würde. Doch der neue Landesherr scheint sich nicht verpflichtet zu fühlen, die Aufgaben, die er übernommen hat, zu erfüllen.

Statt dessen steht die italienische Regierung mit Plänen im Hintergrunde, die nicht nur von der Sorge um das Wohl des Landes geleitet sind, sondern ein Stück des Entnationalisierungsplanes darstellen, der in großartiger Entfaltung das Land erfasst. Dieser Plan gründet sich auf die wenigen noch im Lande verbliebenen Mäser und Auen. Die Mäser sollen kultiviert und mit italienischen Kriegsteilnehmern besiedelt werden. So ist schon ein ganzes Dorf „Bittorio“ mit Namen, in der Gegend von Meran entstanden. Man enteignete angebliche Moosgründe der Bevölkerung und wies sie Landfremden zu. Nun sind tatsächlich diese wenigen noch vorhandenen Mäser ein unentbehrlicher Bestandteil in der Wirtschaft des Etschlandes. Sie liefern zweierlei. Einmal die notwendige Streu für das Vieh. Das hohe Sumpfgas wird geschnitten und liefert einen ausgezeichneten Viehdünger, der gerade für die Weinberge (bodenlockernd, durchlüftend) unentbehrlich ist. Beim Fehlen des Getreidebaues ist das Streumooß wichtige Grundlage der an sich schon geringen Viehzucht, sie kann gerade mit Rücksicht auf den Weinbau und seinen Bedarf an natürlichem Dünger nicht noch weiter eingeschränkt werden. Außerdem liefern die Mäser in besonders zu diesem Zweck gehaltenen Weidenarten, Goldweide (*Salix vitellina aurea*), die zum Aufbinden der Reben notwendigen Materialien. So stehen die Streumäser gar nicht niedrig im Preis, auch schon mit Rücksicht auf ihren Zukunftswert nach der Melioration. Sie übertreffen an Wert oft sogar den einer Wiese. Es geht nur an, durch langsames planmäßiges Vorgehen diese letzten Reste urchümlicher Zustände des Etschtales auszumergen. Zwar so, daß man das dem Bauern überläßt, der bei seinem kleinen Besitz durch die Melioration erst die notwendigen Mittel an die Hand bekommt, sich den Ersatz für Streu und Frühjahrswiede zu schaf-

fen, die ihm früher die Mäher boten. Es könnte dies geschehen direkt durch Einführung eines Fruchtwechsels von Winterroggen und Weizen mit Kartoffeln und Rotklee auf den gewonnenen Gründen, indirekt durch käufliche Beschaffung, zu dem ihm der Ertrag aus dem früheren Moos die Geldmittel in die Hand gibt. Die gewaltsame Enteignung würde die schon seit Kriegsende schwer ringenden Wirtschaften kleiner Betriebe, die eben erst mit Mühe wieder ins Gleichgewicht gebracht wurden, aufs schwerste gefährden. In der Tat ist es so, daß die seit der Etschregulierung im Jahre 1893, die immer noch ein Drittel des Landes in unkultiviertem Zustand ließ, verbliebenen Mäher und Auwälder nach und nach in privater Initiative der Bauernschaft kultiviert und in Maisäcker, wenn nicht sogar schon Obstwiesen umgewandelt wurden. Es kann so heute nur mehr mit etwa 1600 bis 2000 Hektar Moos und Auwald gerechnet werden. Die italienischen Pläne rechnen mit Moosgründen, die gar nicht mehr vorhanden sind, die nur im Kataster geführt werden. So ist denn tatsächlich das bei der Gründung des Dorfes „Bittorio“ enteignete Land schon hochwertiger Kulturboden gewesen. Gerade in dieser Hinsicht bedeuten die Pläne der Opera nazionale dei combattenti eine schwere Schädigung, wenn nicht Vernichtung wertvoller landwirtschaftlicher Betriebe. Wenn es zur Zeit auch so aussieht, als ob von der Regierung die unsachliche Verkoppelung von Entsumpfung und italienischer Kampfsiedlung als gescheitert angesehen wird — vielfach konnten sich die landfremden Bauern nicht halten — so ist doch jederzeit eine Wiederaufnahme des Siedlungsplanes mit andern Methoden zu befürchten. Vor allem wartet zur Stunde immer noch die bodenständige Bevölkerung auf die Sanierung und Erhaltung des von der österreichisch-tirolischen Regierung aufgeführten großzügigen Entsumpfungswerkes. Gelegentliche lokale Arbeiten können nicht über die Notwendigkeit einer großen regionalen Planung hinwegtäuschen. So hörte man im Dezember 1932 von Meliorierungsplänen für die Umgebung Bozens, für Neumarkt und Auer, das Kalterer-See Gebiet und für Marling. Es ist an dieser Stelle der Ort, zu erwähnen, daß schon früher die Etschauen und Mäher gerade wegen ihrer Bedeutung für die Viehhaltung namentlich als Winter- und Frühjahrswaide eine große Rolle gespielt haben. Die viel früher intensiv besiedelten Gebiete der Terrassen, Mittelgebirge und Seitentäler hatten sich im Etschlande für ihr Vieh Weiderechte gesichert, die lange Zeit einer besseren Kultivierung im Wege standen. Die Sarntaler, die Fleimstaler hatten im Winter und Frühjahr das Recht zur Weide auf den Mähern des Etschtals. Letztere haben solche Rechte heute noch im Kaisermoos bei Auer. Die Passeierer durften im Frühjahr ihre Saumpferde auf den Wiesen zwischen Meran und Bozen weiden.^{99, 121} Es läßt sich denken, daß es erst der Ablösung dieser Weiderechte bedurfte, ehe an eine wirtschaftlichere Bodennutzung dieser heute die allerwertvollsten Gründe darstellenden Gebiete gedacht werden konnte. (Bild 63—66)

Zu den Arbeiten der Etschregulierung mußte noch der Bau der Brennerbahn kommen, ehe das Bild der heutigen Kulturlandschaft sich vollenden konnte. Der Bau der Brennerbahn hat eine Reihe der schwerwiegendsten Folgen, zerstörender wie aufbauender Art, gezeitigt, denen die Landwirtschaft des Landes in allen Teilen ausgesetzt ist.

Der Weinbau

Geschichte.

An der Spitze der landwirtschaftlichen Betätigung steht schon lange in unserem Lande der Weinbau. Seit ältesten Zeiten im Lande ansässig, begründete er früh seinen Ruf. Rätischer Wein soll schon auf der Tafel des Augustus gestanden haben. Wahrscheinlich ist jedenfalls, daß der Weinbau schon vor Beginn unserer Zeitrechnung ins Etschland eingeführt wurde, wie denn eine ganze Menge der wichtigsten im Weinbau vorkommenden Bezeichnungen auf romanische Stämme zurückgeht.^{105, 106} Vielleicht ist auch der Weinbau nicht von den Römern aus dem Süden sondern aus dem Südosten, aus Illyrien erstmalig eingeführt worden. Der Ruf des Weinbaues im Etschtal war dann auch sicher mitbeteiligt an der Besiedlung des Landes durch die Bayern, die in ihrem eigenen Stammesgebiet damals noch keinen Weinbau hatten. Der Weinbau lockte eine Menge geistlicher wie weltlicher Herren, Klöster wie Stifte ins Land und ließ sie dort Weingüter erwerben. Um 1060 besaßen über

25 bayrische Klöster und Stifte in der Bozener Gegend und im Überetsch Weingüter. Schon 855 wird der Weinbau für Bozen urkundlich erwähnt. 967 schon für den Binschgau.⁹⁰ Von da an hören wir in immer steigendem Maße vom Ruhme des Tiroler Weinbaues. Der Tiroler Wein begeisterte schon Wolfram von Eschenbach so gut wie den raubheiniigen letzten Minnesänger Oswald von Wolkenstein zu Lobeshymnen, die alle dieselben Sorten schon rühmten, die auch heute noch zur Belustigung des Saumens und des Wizes deutscher Zecher, eingeborener wie fremder, dienen. Wir haben eine sehr ergötzliche Schilderung, wie das Heer Friedrichs Barbarossas nach der Eroberung von Mailand in Bozen, der ersten deutschen Stadt, einzieht und sich derart an dem „Bozenaere“ gütlich tut, daß es am folgenden Tage in alles anderer als militärischer Haltung dem Brenner zuzieht.¹²⁷

Der Weinbau mit seiner intensiven Bodenkultur, die es mit sich brachte, daß die drei Weinviertel, das Etschtal, das Burggrafenamt und das Etschtal den größeren Teil der Lasten des Landes Tirol zu tragen hatten, verschaffte schon frühzeitig diesen Gebieten besonderes Ansehen und wirtschaftliches und politisches Übergewicht über die anderen Landesteile.⁹³ Maria Theresia versuchte vorübergehend den Weinbau da einzuschränken, wo er nur mindere Qualitäten hervorbringen konnte und dem Getreidebau den Boden wegnahm. Aber im ganzen ist der Weinbau seit ältesten Zeiten in beständiger Aufwärtsentwicklung, die einen ganz besonderen Antrieb bekam durch die Etschregulierung, welche vorhandene Weingründe verbesserte und neue erschloß. Ferner schuf der Bahnbau dem Weinbau neue Absatzmöglichkeiten. Erst die neue politische Ordnung mit neuen Zollgrenzen brachte einen Rückschlag und es scheint, daß jener Gedanke Maria Theresias, der nur Qualitätsweine gelten lassen wollte, heute durch den Zwang der Verhältnisse zu einer Notwendigkeit geworden ist und daß eine Einschränkung des Rebengeländes eintritt, allerdings nicht zugunsten der Getreide, sondern einer Obstkultur, die fast ertragreicher ist, als der Weinbau.

Klima und Ausdehnung.

Die klimatischen Bedingungen des Weinbaues sind im Etschlande denkbar günstig. Das Minimum der zur Kultur der Rebe notwendigen Anzahl von Tagen über 15 Grad Tagestemperatur beträgt 100. Das Etschland hat deren rund 150. Die Sommertemperaturen sind sehr hoch und die mittleren absoluten Winterextreme sinken nicht so sehr, daß sie den Weinbau verhindern können. Doch werden sie ihm namentlich in der Talsohle oft sehr schädlich. Die intensiv betriebene Rebkultur überschreitet die 600 m Meereshöhe nicht. Im allgemeinen hält sie sich unter 500 m. Selbentlich steigt der Weinbau jedoch zur Gewinnung eines „Haustrunkes“ bis an die 1100 m. Im ganzen bedeckt er im deutschen Land an der Etsch 8450 Hektar, mit einem Ertrag an Traubenmaische von rund 570.000 Hektolitern, was einem Weinertrag entspricht fast so groß wie ein Drittel der gesamten Produktion des Deutschen Reiches. An der Spitze steht das Gebiet des Überetsch mit 2560 Hektar und 180.400 Hektolitern. Es folgt das Etschtaler Gebiet, also das Land der Niederungen von Leifers bis Salurn mit einer etwas geringeren Fläche von 2510 Hektar und einem Ertrag, der in den feuchteren Böden noch etwas größer ist, als der des Überetsches, 184.000 Hektoliter. Im Bozener Kessel werden 1684 Hektar dem Weinbau gewidmet, die 105.000 Hektoliter Maische liefern. Annähernd gleich groß ist der Weinbau des viel ausgedehnteren Burggrafenamtes mit 1562 Hektar und 95.800 Hektolitern. Gering ist der Weinbau des Binschgaues mit 138 Hektar und 2800 Hektolitern Ertrag.¹⁰⁸

Gerade in den Haupterzeugungsgebieten wird der Wein in Monokultur betrieben. Andere landwirtschaftliche Erzeugnisse spielen nur eine untergeordnete Rolle. Im Jahre 1910 waren 77 % des Feldlandes in Bozen und Umgebung dem Weinbau vorbehalten. Auf der Kalterer Terrasse 57,6 %, im Etschtal unterhalb Bozens 39,5 %, im Burggrafenamt 42,6 %, davon in der Umgebung Merans 66,6 %. Diese Zahlen des Jahres 1910 geben dabei noch kein entsprechendes Bild der Bedeutung des Weinbaues, da die Reblausgefahr damals auf dem Höhepunkt stand und eine Menge von Weingärten in der Rekonstruktion begriffen waren, auch vorübergehend Ackerland darstellten. Zeils auch machte sich ganz allgemein eine Zunahme der Weingärtenfläche bemerkbar. Sie stieg im Gerichtsbezirke Bozen im Zeitraum von 1896 bis 1918 von 1618 auf 1856 Hektar oder um rund 14 %, im Gerichtsbezirke Kal-

tern von 2732 Hektar auf 3191 Hektar oder um rund 17 %, im Gerichtsbezirke Neumarkt von 526 Hektar auf 1689 Hektar oder um rund 221 %, in Lana von 549 auf 581 Hektar oder um 6 %, in Meran von 980 auf 1046 Hektar oder um rund 7 %. Deutlich erweist die ungeheure Zunahme von 221 % im Gerichtsbezirke Neumarkt des Bozener Unterlandes die große Bedeutung der Etschregulierung, an der die Gerichtsbezirke Kaltern und Bozen ebenfalls noch einigen Anteil haben. Dagegen ist die Zunahme des Weinbaues in Lana und Meran wohl nur auf die verbesserten Absatzverhältnisse durch den Bahnbau und durch die Steigerung des Fremdenverkehrs, der erfahrungsgemäß große Mengen Weines im Lande verzehrt, zurückzuführen. So kommt in den neueren Zahlen des Jahres 1918 in viel stärkerem Maße der Charakter des Weinbaues als einer Monokultur in verschiedenen Gebieten zu Tage. Beispielsweise sind 1918 89 % des Feldlandes der Kalterer Terrasse Weingärten. Im ganzen hat sich die Weinproduktion seit den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts von 240.000 Hektolitern¹⁰⁹ auf die gewaltige Menge von 570.000 Hektolitern Maische gesteigert, also mehr als verdoppelt.

Die Gebiete vorzüglicher Monokultur des Weines sind die Hügel- und Leitenlagen, also die interglazialen Schotterterrassen um Bozen, des Überetsches und die Schuttkegel und sanfteren Schutthalben, seltener die direkten Felsabhäng. In der Etschebene südlich von Bozen tritt der Wein zusammen mit anderen Kulturen: Mais und Obstwiesen auf, ohne jedoch ausgesprochene Mischkultur nach italienischer Art einzugehen. Früher hatte man unter den Weinlauben auch andere Nutzpflanzen gebaut. Mit der Notwendigkeit der Schädlingsbekämpfung, die ein mehrmaliges Begehen der Bodenkulturen erfordert und die auch die Bodenpflanzen schädigt, ist auch der letzte Anschein einer Cultura mixta verschwunden. Im Gebiet oberhalb von Bozen ist der Wein völlig auf die Hügellagen beschränkt und aus der Etschebene verschwunden. Es liegt das an der ungenügenden Entwässerung der Etschauen, die die Regulierung nicht ganz bewerkstelligen konnte. Wo er einmal in die Etschebene hinausging, geschah dies dann nur vorübergehend. Er ist da überall vom Obstbaum verdrängt worden, der im Abschnitt Lana-Terlan der schärfste Konkurrent des Weines ist.

Die Pergelkultur.

Gemeinsam ist allen Weinkulturen die eigenartige Erziehungsart, die nur Südtirol eigen ist, die Kultur in Dachlauben, die Pergelkultur. Es sind diese Pergeln Bestelle von Holz in Form etwa völlig geschlossener Dächer, deren Schräge in Manneshöhe beginnt und die in etwa 2.50 m ihren Firz haben. In Hügellagen verwendet man halboffene Lauben, deren Öffnung hangabwärts steht. Diese beiden Pergeln, die geschlossenen und die halboffenen sind die Pergeln der Monokultur in den Hügel- und Schuttkegellagen. In der Ebene, wo der Wein mit andern Kulturen gebaut wird und die einzelnen Pergelreihen der Besonnung wegen besser in größeren Abständen voneinander stehen, wobei die Streifen des Zwischenlandes, die „Pfinnen“, mit sogenannten Zwischenkulturen: Kartoffeln, Mais, Kürbis, Getreide usw. bestanden sind, in der Ebene verwendet man die Doppelpergel, deren Querschnitt etwa die Gestalt eines Y hat. Die ursprüngliche Konstruktion ist aus Holz. Zwar verwendet man zu den senkrechten Pfeilern, den „Stecken“ Edelkastanienholz, das aus Rundholz der besseren Haltbarkeit wegen nicht gesägt, sondern gespalten wird, woher denn die Stecken ihre abenteuerlich krumme Form haben, die den Pergeln ein recht sonderbares Aussehen gibt. Die anderen Teile der Pergeln, die Stangen, die Marcan, die Stallein und die Sporlatt sind meist aus Fichten- oder Lärchenholz, deren Lieferung eine Winterarbeit der Bergerbauern darstellt.¹¹² Leider werden aus praktischen Gründen diese sehr schönen Pergeln mehr und mehr durch die Verwendung von Draht verunziert und wenn erst die propagierten Betonpfeiler die Keftenstecken verdrängt haben, ist sicher wieder eine verschwiegene Schönheit des Landes dahin. Nur das konservative Burggrafnamt ist bei seinen ganz aus Holz gebauten Pergeln geblieben.

Die Pergelkultur hat der Steckenkultur vor allem den höheren Ertrag voraus bei gleichzeitig höherem Zucker- und Säuregehalt der Maische. Die Besonnung ist in unserem Lande so stark, daß die größere Beschattung der Traube nichts ausmacht. Die stärkere Belaubung und damit die größere Assimilationsfläche liefert eben jene größeren Erträge, die sich in der un-

verhältnismäßig hohen Produktionsziffer unseres Landes ausdrücken, die ein Drittel von der des Deutschen Reiches ausmacht. Mit 60 Hektolitern Maischeertrag oder 40 Hektolitern Wein pro Hektar steht Südtirol an der Spitze aller europäischen Weinländer und wird in der Welt nur von Algerien und Argentinien übertroffen.¹⁰⁷ Gleichzeitig ist bei der Pergelkultur die Bearbeitung leichter, da eine Anzahl von Laubarbeiten entfallen und die Schädlingsbekämpfung sich leichter durchführen läßt.¹¹² Allerdings wird viel behauptet, daß unter der Massenerzeugung an der Pergel die Qualität leide. Doch stehen auch eine ganze Anzahl hochwertiger Qualitätsreben im Pergelbau und liefern unbedingt vorzügliche Weine, so daß der Vorwurf minderer Qualität sicher nicht voll gegen die Pergel aufrecht zu erhalten ist.

Wein- und Bodenart.

So sehr die Bodenart den verschiedenen Weinen einen verschiedenen Charakter zu geben vermag, so wenig hat im allgemeinen der Untergrund in seiner chemischen Beschaffenheit einen Einfluß auf die Verbreitung der Weinkultur. Höchstens, daß auf den Kalkböden des Unterlandes der Weinbau auf den amerikanischen Unterlagen, die auch hier beim Auftreten der Reblaus notwendig wurden, einige Schwierigkeiten bereite, die jedoch überwunden werden konnten. Maßgebend sind vielmehr für die einzelnen Rebsorten Trockenheit und Durchlüftung des Bodens, sowie seine Auslage gegen die Sonne. Gerade die trockenen, nicht einmal nährstoffreichen Schotterböden der Interglazialzeit und die Schuttkegelböden, die oft genug irgend eine andere Kultur nicht erlauben, sind die Hauptträger des Weinbaus, der auf ihnen fast die einzige Bodenkultur darstellt.

Der Weißwein, ein Drittel der Produktion,⁹⁹ wird zumeist in der Ebene gezogen, der Rotwein in den trockeneren Hügellagen. Die Ebene des Bozener Unterlandes liefert im allgemeinen Weine minderen Wertes, aber große Quantitäten. Doch bestehen bemerkenswerte Abweichungen von dieser Regel.

Die Rebsorten.

Die seit dem 17. Jahrhundert bodenständigen, weitest verbreiteten Bernatschsorten, die die bekanntesten der Tiroler Weine liefern, St. Justinaer, St. Magdalener, Kalterer See usw., sind Reben der trockenen Hügellage. Sie liefern die hellen, nicht zu schweren Getränke, welche die Eigenart und die Beliebtheit der Tiroler Weine ausmachen. Eine andere Massentraube ist die Gschlafene, die mit der Bernatsch die Hauptmasse der Tiroler Weine ausmacht. Die Bernatschreben liefern im allgemeinen 70—140 Hektoliter Maische vom Hektar, die Gschlafenen etwas weniger.^{111, 112}

Eine besondere Rolle spielt die Lagreinrebenkultur, die fast nur auf die Umgebung von Bozen beschränkt ist und an die erwähnte künstliche Bewässerung gebunden ist. Lagrein liefert dunkle, gut zum Verschnitt sich eignende Weine, mit denen viele Südtiroler Weine aufgefärbt werden. Einen ganz herrlichen Tropfen gibt die Lagreinmaische, wenn sie als Krezer vergoren wird. Lagrein-Krezer zählt zu den ersten Qualitätsweinen des Landes.

Spät austreibend und darum wenig frostempfindlich ist die Weißvernatsch. Schon darum eignet sie sich sehr für die feuchte und unter Frühjahrsfrösten leidende Ebene. Sie liefert Massenerträge. 20 Hektoliter im Starland, also auf 720 Quadratmeter sind keine Seltenheit.

Blatterle ist im Binschgau und im Bozener Boden verbreitet. Sie trägt reich, gibt aber nur einen dünnen und leichten Wein. Ihre Bedeutung liegt vor allem darin, daß sie die Hauptmasse des Süßmostes liefert, der als „Susser“ in die Schweiz geliefert wird, den man mit „Russen und Keften“ in Bozen als den „Ruie“ trinkt. Blatterle liefert zur Hauptsache den Rohstoff für die so echt germanische Bozener und Etschländler Sitte des „Zörggels“. Der Name stammt weniger vom Erfolg dieser lobenswerten Betätigung als von der Sorggel, unter der man eine Weinpresse versteht. Unter Zörggeln versteht man nämlich in Südtirol einen „Zug durch die Gemeinde“, bei dem die verschiedenen Buschenwirtschaften besucht werden, der „Ruie“ getrunken wird, wozu dann geröstete Kastanien und Rüsse gegessen werden. Es versteht sich von selbst, daß auch andere rote Weine einen vorzüglichen Stoff zum Zörggeln geben. Was in Wien der Heurige und in der Rhein- und Moselgegend der Federweiser

bedeutet, das ist in Südtirol zur Föggelzeit der „Nuie“, nur daß es beim „Föggeln“ nicht so lärmend und ausgelassen fröhlich zugeht wie dort. Das Föggeln ist eine mehr besinnliche Angelegenheit für stille Genießer, die einen guten Wein in unvergleichlich schöner Herbstlandschaft zu schätzen wissen.

Dann ist noch die ausschließlich auf dem Schuttkegel von Terlan wachsende Weißterlaner Traube zu erwähnen, die einen blumigen, auch exportfähigen duftenden Weißwein liefert. Im allgemeinen werden diese Sorten jedoch nicht rein kultiviert, sondern in gemischten Rebsägen z. B. etwa 90 % Bernatsch und 10 % Lagrein.

Schon seit längerer Zeit, besonders aber, als mit der neuen Grenze sich Ausfuhrschwierigkeiten ergaben, ist man zum Anbau von Qualitätsweinen übergegangen, mit denen sich auch manchmal in der Ebene gute Erfolge erzielen lassen. Gerade der Weinbau der Ebene hat nach dem Kriege besonders gelitten. Die zwar reich tragende, aber geringwertige Weißvernatsch vermochte die Belastung durch die neue Zollgrenze nicht zu ertragen. Zwar wurde sie in den ersten Nachkriegsjahren zur Champagnerbereitung in Frankreich, dessen Weinberge teilweise zerstört waren, stark herangezogen. Heute jedoch ist zu befürchten, daß sich der Weinbau in der Ebene nicht mehr in dem Umfange aufrecht erhalten läßt wie bisher. Wenn auch nicht völlig zu ersetzen, so doch sicher einzuspringen vermögen eine Anzahl hochwertiger französischer Reben, unter denen die verschiedenen Burgunder, blaue, graue und weiße Sorten vor allem, in Frage kommen. Mit ihnen sind in besseren, nicht zu nassen Böden der Ebene schon gute Erfolge erzielt worden.

Die Nachkriegsverhältnisse haben ganz allgemein auf Vereblung des Weinbaues hingewirkt, weil er sonst nicht mehr wettbewerbsfähig bleiben konnte. So pflanzt man zum Teil an Stelle der bisher genannten Reben, deren Weine den Namen ihrer Herkunft, Kalterer See, Missianer, Leitacher tragen, also an Stelle solcher Lagenweine der alteingesessenen Bernatsch, Geschlafenen-Reben usw., Sortenweine: Burgunder, Bordeauxreben. Ja, mit ausgesprochenen Dessertweinen hat man gute Erfolge erzielt: Muskateller, Rosenmuskateller in Famin und Salurn. Ausgesprochen italienische Rebsorten fanden in neuer Zeit in Südtirol keinen Eingang.

Schädlinge.

Wie in allen Weinbaugebieten so hat auch hier der Weinbauer mit einer großen Zahl von Schädlingen zu rechnen. Erst sehr spät trat die Reblaus auf. 1901 wurde sie zum ersten Male beobachtet. Die Umwandlung der Kulturen in solche auf amerikanischer Unterlage ist noch in vollem Gange. Im Jahre 1931 waren im Bezirk Bozen schätzungsweise versucht 55 % der Weingartenfläche und 70 % erneuert mit Amerikanerreben, im Überetsch

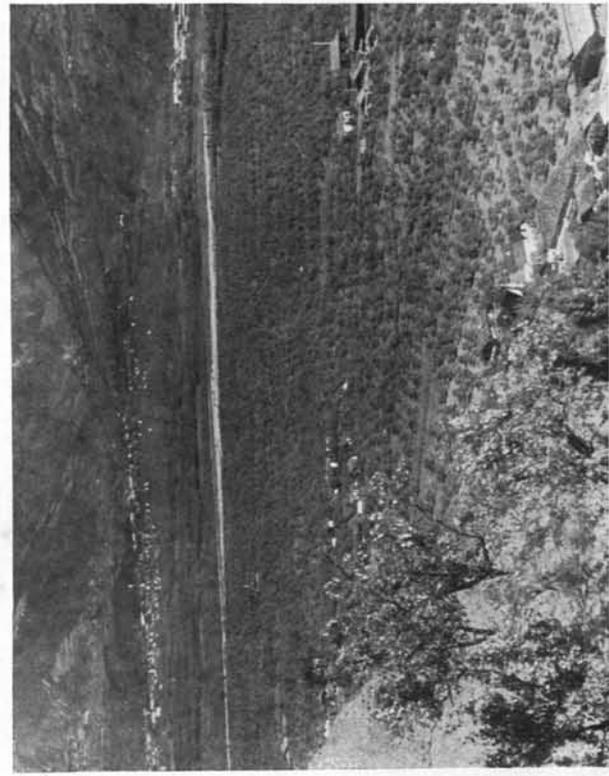
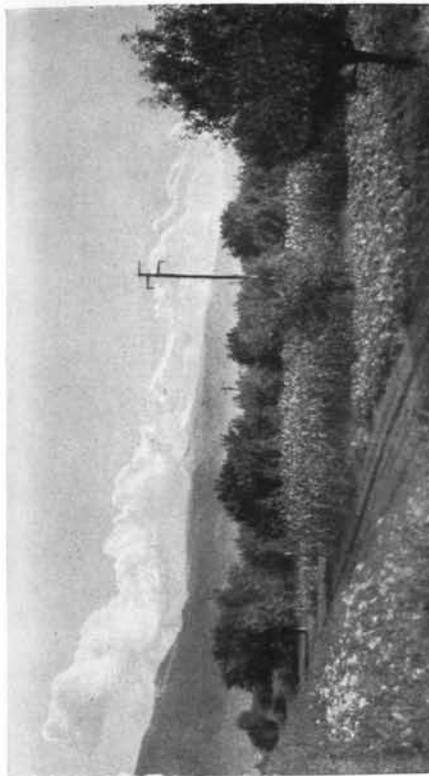
Zu den Bildern:

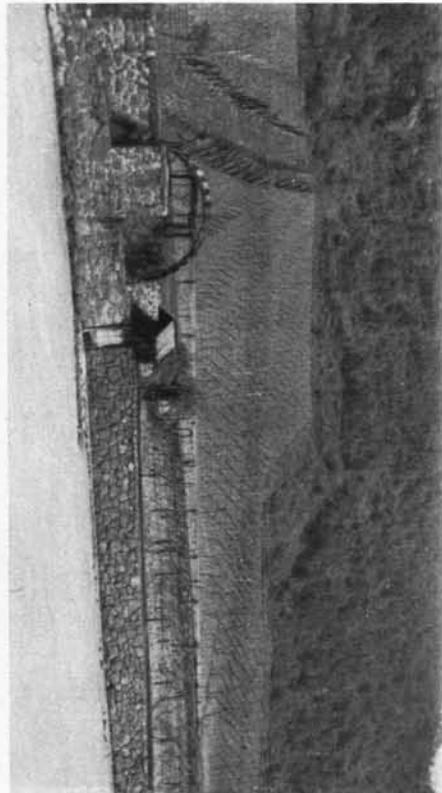
55. Wein in Monokultur. Der Boden trägt Wein und sonst keinerlei Rebenkulturen. Halb-offene Pergeln. Einzelhöfe in den Weingärten. Terrasse interglazialer Schotter (St. Paulser Mehlsande) von der Etschauer her zertalt. Links der Abfall der Mendel (Gantkofel) mit Strukturterrassen und Talbodenresten. Im Mittelgrunde links die Eisener Terrasse (alter Talboden). Im Hintergrunde von der beschneiten Tegelgruppe bei Meran, der alt geformte Nibel zwischen Alten und Vinschgau.

56. Durch Meliorierung gewonnenes Ackerland. Aufteilung des Bodens in schmale „Finnen“, einem Streifen Obstbäumen folgt ein schmaler Rübenacker, diesem ein Streifen Mais, dann wieder eine schmale Obstwiese, dann abermals Mais, dann wieder Obstwiese usw. Trotz häufigen Wechsels der Kultur, keine echte Mischkultur. Im Hintergrunde die linke Talflanke des Unterlandes mit Schwarzhorn und Weißhorn.

57. Der Schuttkegel von Tramin. Ausgedehnte Weinmonokultur. Im Mittelgrunde der Mitterberg, ehemaliger Talsporn zwischen Etsch und Eisack.

58. Blick von St. Georg bei Böllan (Eisener Terrasse) über die Etschniederung gegen Meran. Abermals Monokultur, jetzt von Obst-, genauer von Apfelbäumen. In der Mitte der weiße Schuttstreifen des Ablagerungsgebietes der Falschauer aus dem Altental. Ganz rechts am jenseitigen Berghang die chemische Fabrik am Einich (Montecatiniwerke).





60. Schöpftrab am Eifad bei Siggund

70 % verfeucht und 72 % erneuert, im Unterland 65 % verfeucht und 35 % erneuert, im Burggrafenamt 14 % verfeucht und 15 % der Weingärten rekonstruiert.¹⁰⁷ Die übrigen Schädlinge, die Sauerwürmer, die „Soffen“, Peronospora, der Meltau und viele andere erfordern eine Menge Arbeit und Geld zu ihrer Bekämpfung. Die durch die Rebgräten verstreuten Fässer und Betonbottiche mit ihrer blaugrünen Kupferkalkbrühe, der blaugrün angespritzte Verputz der rebumtanten Edelstze und Bauernhäuser, gehören hier wie anderwärts zum Bild einer Weinlandschaft. Intensive Bodenbearbeitung, Düngung, sorgfältiger Rebschnitt gehören zu den besonderen Kennzeichen des südtiroler Weinbaus, die diesen sehr von italienischer Weinkultur unterscheiden.

Der Winterfrost erzeugt manchmal, im allgemeinen selten, den Rebtod in trockenen, schnee-armen Jahren unter dem Einfluß austrocknender Nordwinde. In größerem Maßstab kommt er eigentlich nur in der Ebene vor (Andeutung der Temperaturumkehr). Dort rechnet man damit, daß ungefähr alle zehn Jahre ein größerer Rebtod eintritt, der den Rebstock bis zur Erde abtötet. Häufiger, aber auch nur in der Ebene, werden die Frühjahrsfroste gefährlich, die die jungen Austriebe vernichten. In den meisten Ortschaften besteht ein gut arbeitender Frostschutz, der mit Hilfe der überall in Wein- und Obstbaugebieten angewandten Methode des Räucherns dem Schaden zu begegnen versucht.

Im ganzen kann man sagen, daß Mißernten infolge von Frösten und Schädlingen selten sind. Unangenehm sind die Frühjahr- und Herbstregen, die die Eigenart unseres Klimas ausmachen. Ein im wesentlichen von Jahr zu Jahr gleichbleibender Ertrag bewirkt, daß die sonst in Gebieten der Monokultur auftretenden Schäden sozialer Art im Eifchland normaler Weise nicht zu verzeichnen sind.

Das „Wimmen“ und die Weinbereitung.

Mitte September beginnt das „Wimmen“ zunächst der Rotweintrauben. Später kommen die weißen Trauben an die Reihe. Wegen der Herbstregen muß die Lese frühzeitig beendet sein. Nur in trockenen Herbstern ist ein Hängenlassen der Trauben bis zur Eifsfäule möglich^{111, 112} Die Lese geschieht, wie auch ein Teil der Saisonarbeiten des Weinbergs, mit Hilfe von Hilfskräften aus dem Nonsberg und übriger Berggegenden.

Die Weinbereitung ist dahin gekennzeichnet, daß die zerstampften Reben, die Maische vergoren wird, nicht ein abgepreßter Most. In allen besseren Betrieben werden allerdings jetzt die Kämme vorher entfernt, da sie, mitvergoren, dem Wein viel von seinem Wohlgeschmack nehmen. Weißweine werden nicht auf Hüllen vergoren.^{111, 113}

Zieht man nach kurzer Angärung der roten Reben den noch süßen Most ab, den man dann ohne Hüllen zu Ende vergären läßt, so erhält man hellrote, milde, blumige Weine, die sogenannten Krezer. Besonders geeignet dazu ist die schon mehrmals erwähnte Lagreinttraube.

Zu den Bildern:

59. Die schnurgerade Obergrenze der dichten Vegetation kennzeichnet den Verlauf des Baales. Der obere Teil des nicht bewässerbaren Sonnenhanges ist kahl und nur mit äußerster (pannonischer) Hoch-Vegetation sehr dünn bestanden. Im Vordergrund die Wiesen des Gabria-schuttfelds und ein Stück des Baales.

60. Die Kraft des fließenden Wassers wird ausgenutzt, das Wasser der Eifad auf die Rebkulturen zu schöpfen.

61. Dem Baal entlang führt der Baalweg, für den Baaler, der den Kanal zu säubern und zu unterhalten hat. Im Burggrafenamt gehören die schönen, immer eben dem Hang entlang führenden Baalwege, wie sie durch Wiesen, Weinberge, Kastanienhaine stundenweit einhergehen, immer das sprudelnde und murmelnde Wasser zur Seite, zu den beliebtesten Spaziergängen der Kurgäste.

62. Nicht immer ist der Weg entlang dem Baal ein Spaziergang für gemächliche Kurgäste. Oft wird das Wasser, das oberhalb einer Stufe gefaßt wird und ohne Höhenverlust auch durch die Klamm geführt werden muß, in hölzernen Kanälen an steilen Felswänden entlang geleitet. Hier handelt es sich um die steile Schlucht, die die Falschauer in den Granit des ausgehenden Altentales gegraben hat.

Nach mehrmaligem Abziehen ist der Wein schon im Spätwinter trinkreif. Die Hauptmasse der Produktion wird im Laufe des der Lese folgenden Jahres verzehrt, weil die Weine in der Jugend besser munden sollen als nach langer Lagerung. Der Aufguß auf die gepressten, Trester mit Zucker versetzt und gegoren, gibt den sogenannten Leps, einen leichten Hausstrunk für Gelbarbeit und Dienstboten.

Der Alkoholgehalt der meist produzierten Tischweine ist etwa 9—10 Vol.%, bei besseren Hügelweinen, die auch auf Flaschen abgezogen werden, beträgt der Gehalt 11—14%. Sie sind auch dunkler in der Farbe. Die geringeren Weine der Ebene haben nur 7—8%.¹¹¹

Wenn auch im allgemeinen der Wein vom Faß getrunken wird, so fehlt es doch nicht an guten Flaschenweinen. Weine von Burg Ramez bei Meran, Schwanbrug bei Nals, St. Justina, Leitach, Bozen-Gries und Quirain und anderen Orten haben auch als Flaschenweine gute Namen.

Der Vertrieb.

Der Weinvertrieb ist stark in die Hände von bäuerlichen Kellereigenossenschaften übergegangen, die auch die Kelterung und Kellierung durchführen. Schon immer wurde nur zu einem kleineren Teil die Maische vom Bauern selbst gekeltert. Heute wird nur mehr ein Drittel des Landesertrages in Kleinkellereien unter 3000 Hektolitern verarbeitet.¹⁰⁷ Der einzelne Bauer der früher seine Maische an den Weinhändler unter denkbar ertümlischen Bedingungen verkaufte, liefert sie nun an die Genossenschaft, die heute nicht allein versucht, die Verarbeitung, sondern auch den Handel in die Hand zu nehmen. Es bestehen an die zwanzig Genossenschaften, die nahezu ein Viertel der gesamten Produktion in der Hand haben. Zu Zeiten der Weinlese sieht man dann im Überetich, wo das Genossenschaftswesen besonders ausgebildet ist, unabsehbare, lange Schlangen von Wein führenden Gefährten, die vor der Kellereigenossenschaft auf die Ablieferung ihrer Ware warten. Nur der Burggräfler keltert auch heute noch seinen Wein selbst.

Zur Ausfuhr kommt der Wein, soweit er nicht im Lande selbst verzehrt wird, vor allem nach Österreich und in die Schweiz. Auch gehen beträchtliche Mengen nach Süddeutschland, wo Stuttgart der Hauptumschlagsplatz für südtiroler Weine ist. Ein guter Teil des Weines wird in Südtirol selbst verzehrt. Wenn von der ungeheuren Menge einer halben Million Hektoliter Maische nach zuverlässiger Schätzung $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{3}$ im Lande verzehrt werden, so müßte das zunächst auf eine ganz ungewöhnliche Trinkfestigkeit der Bewohner schließen lassen. Wenn auch die Kälterer zum Beispiel eine im ganzen Lande bekannte Leistungsfähigkeit im Verzehr ihrer von ihnen überaus geschätzten Weine haben, so ist der hohe Konsum im Lande selbst doch nur zu erklären, wenn wir den Verzehr durch den Fremdenverkehr in Betracht ziehen, der alljährlich große Scharen Deutscher, vor allem durstiger Bajuwaren ins Land bringt. Wenn es den Bayern im Frühjahr nach „Ostermünchen“, nach Bozen in die Sonne des Südens zieht, so können wir sicher sein, daß er nicht zum wenigsten die Sonne des vergangenen Septembers meint, die ihm, in offene Karaffen gefüllt, in den unzähligen gemütlichen Weinkneipen des Landes vorgefetzt wird, eine Sonne, die ihm allein schon Grund genug ist, die von ihm so sehr geliebten heimatischen Maßkrüge zu verlassen. Diese Touristen und dann auch der Kurverkehr schaffen einen beständigen, fast das ganze Jahr anhaltenden Verzehr im Lande, der die heimische Wirtschaft der Sorge um die Ausfuhr ihrer Weine wenigstens zum Teil enthebt.

Die neue Grenze über den Brenner hat natürlich die schwersten Folgen für die Wirtschaft des Landes gehabt. Es ist nun merkwürdig, daß zunächst die Nachteile für den Weinbau nicht die Ausmaße angenommen haben, wie zuerst befürchtet wurde. Bei andern Zweigen der tirolischen Wirtschaft, bei denen man die Folgen einer Eingliederung in ein vorzugsweise Obst und Wein erzeugendes Land nicht so schwer einschätzte, haben sich die Schäden als viel größer herausgestellt, als gerade beim Weinbau. Das liegt einmal an dem großen Konsum im Lande selbst durch Einheimische und Fremde, die nach der Inflation von Deutschland her in nahezu alter Zahl wieder ins Land kamen, so daß also die Folgen der Zollgrenze in dieser Beziehung nicht zu spüren waren. Zum andern Teile hat sich ein fester Kundenkreis in Tirol, Österreich, in der Schweiz und in Süddeutschland an den Tiroler Wein ge-

wöhnt, so daß er auch die Folgen einer Zollverteuerung auf sich nehmen konnte, die ja eigentlich nur Österreich betraf, während er ja einen gewissen Zoll in der Schweiz und in Deutschland schon immer zu tragen hatte. Gerade die Schweiz, in geringerem Maße auch Süddeutschland konnten in etwa den Marktverlust in der alten Monarchie ersetzen. „Tiroler Wein“ wird auch heute noch, nicht nur in Nordtirol, sondern auch in der Schweiz unter diesem Namen verlangt und getrunken, und kein Friedensvertrag der Welt kann aus ihm einen italienischen Wein machen. Er ist ein Rotwein bestimmten Charakters, der seiner Eigenart gemäß sich immer durchsetzen wird. Wohl haben die minderen Sorten, vor allem die weißen der Etschebene, ihren alten Absatzmarkt verloren. Sie wurden gern innerhalb der alten Monarchie zum Verschneiden schwerer Dalmatiner und Ungarweine verwandt. Nun in einem anderen Wirtschaftsgebiet haben sie ihre Bedeutung verloren. Eine Einschränkung des Weinbaues der Etschebene wird sicher die Folge sein. Aber man hat doch in der Tiroler Bauernschaft die Zeichen der Zeit erkannt und hat sich, den veränderten Verhältnissen entsprechend, von der Massenproduktion auf den Qualitätsweinbau nach Möglichkeit umgestellt. Eine große Bedeutung hatten dabei die relativ gesunden sozialen Besitzverhältnisse, die trotz Verlusten finanzieller Art in der Nachkriegszeit (Kriegsanleihen, Kronenumtausch usw.) doch immer noch den Weinbauern die Umstellung, den geänderten Verhältnissen entsprechend, erleichtern, eine Umstellung, die den Welschtiroler Kleinbesitzern nicht immer gelingen konnte.

Nach den anfänglich befriedigenden Absatzjahren seit 1924, mit einem durchschnittlichen jährlichen Export von 200.000 Hektoliter gleich 20% der gesamtitalienischen Weinausfuhr,¹⁰⁷ ist nunmehr seit 1929, mit der allgemeinen Wirtschaftskrise und dem Sinken der Weltmarktpreise verbunden, eine Stockung im Verkauf eingetreten. Gerade in den Sommern 1930, 31 und 32 lag bei Beginn der neuen Ernte ein großer Teil der alten noch unverkauft im Faß. Es zeigt sich da gerade die Gefahr für das Land, so weitgehend von der Produktion von nicht unbedingt lebensnotwendigen Gütern abhängig zu sein, die erfahrungsgemäß am empfindlichsten von allen Verschlechterungen der Wirtschaftslage getroffen wird. Der Südtiroler bekommt mehr und mehr jetzt die in Österreich sich durchsetzende Umstellung des Konsums auf das nunmehr billigere Bier zu spüren, dessen Erzeugung heute in vorzüglichen Qualitäten in Österreich allorts stark zugenommen hat. Alles dies kommt zusammen, die heute sehr gedrückten Weinpreise in Südtirol verständlich zu machen. Zahlreiche Weingüter und kleinere Weinhöfe stehen heute zum Verkauf, ohne Käufer zu finden, da der Weinertrag kaum mehr die Herstellungskosten, namentlich die der Schädlingsbekämpfung, zu decken vermag.

Obstbau

Geschichtliches.

Von derselben Bedeutung für das Land, ja vielleicht von noch größerer Wichtigkeit, weil noch entwicklungsfähiger als der Weinbau, ist der Obstbau. Während der Wein schon seit alters und weit über seine Grenzen hinaus berühmt war, ist der Obstbau erst jüngerer Entstehung. Gewiß hat es schon immer einen Obstbau örtlicher Bedeutung gegeben. Aber noch in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts wird er als völlig darniederliegend geschildert,¹⁰² schlechte Pflege, schlechte Düngung, kaum nennenswerter Ertrag ist das Wichtigste, das von ihm in jenen Zeiten berichtet wird. Noch vor zwei Menschenaltern litt der Bauer des Burggrafentums in den Wiesen keinen Obstbaum, höchstens daß an den Rändern, der Kinder zuliebe, ein paar Bäume gebudelt wurden. Meran, Algund, Lana, Mais, die wir uns heute nicht anders vorstellen können als in Wäldern von Obstbäumen versteckt, lagen vor 70 Jahren noch frei in wiesiger Landschaft. Einiges gute Obst wurde zwar immer gepflanzt und auch ausgeführt. Das Meraner Obst wurde von den sogenannten „Krazenragern“ in Kiepen mühselig über den Tauferpaß und den Brenner nach Innsbruck und München getragen, von wo es dann allerdings schon ziemlich weit weiterexportiert wurde. Auf dem Wasserwege ab Hall in Tirol kam es auf den Plätten nach Wien den Inn und die Donau abwärts, wo es auf der Tafel des kaiserlichen Hofes und der höheren Stände erschien. Ja schon damals wurde Etschländer Obst nach Rußland zum Verbrauch bei Hofe und bei den Großfürsten gebracht.¹¹⁰

Es läßt sich denken, daß auf dieser Grundlage kein größerer Obstbau bestehen konnte. Ein grundlegender Wandel trat erst ein, als die Bahnbauten in den Alpen begannen. Als 1867 die Brennerbahn fertiggestellt war, begann der Aufschwung des Obstbaues, der heute noch nicht beendet ist. Erst die Brennerbahn brachte die Möglichkeit des Abtransportes größerer Mengen Obst. Die Etschregulierung, die Bachverbauungen schufen neue für den Obstbau geeignete Gründe. Schon 1859 wurde in Voraussicht der kommenden, veränderten Verkehrslage eine Obstexportgesellschaft in Bozen gegründet. Der Landwirtschaftsverein in Innsbruck errichtete mit der ausdrücklichen Absicht einer Förderung der Obstkultur eine Filiale in Bozen. Der Staat richtete in San Michele eine landwirtschaftliche Versuchsanstalt ein, die u. a. auch an die Erforschung der für den Obstbau wichtigen Umstände im Lande ging. Eine Reihe örtlicher Genossenschaften und Handelsgesellschaften folgten nach, und binnen kurzem war das Landschaftsbild des Etschlandes grundlegend geändert. Wo einst Wiesen, Maisäcker, Maulbeerplantagen, Sumpf und Au gewesen waren, erstreckten sich nun ungeheure Wälder von Obstbäumen, die das an sich schon an Reizen wahrhaftig nicht arme Land um neue vermehrten. Wenn im Frühjahr der Firn den Berge den Blütenschnee des Tales widerspiegelt, wenn im Herbst der überreiche Segen köstlicher Früchte sich über das Land ergießt, dann zieht es Tausend und Abertausende von Fremden ins Land, die mit ihrem Verzehr abermals die Erzeugung an Obst zu steigern Anlaß sind. Vorübergehende Rückschläge, Überschwemmungen, Krankheiten konnten den Siegeszug der Obstkultur im Etschland nicht aufhalten. (Bild 58, 64 und 66)

Schon in den Jahren 1882—87 war eine durchschnittliche Jahresproduktion von 100.000 mZ erreicht. Ausgeführt wurden schon damals zur Hauptsache Äpfel mit 49 % der Ausfuhr, dann folgten Birnen mit 16 %, Tafeltrauben mit 12½ %, ebensoviel Kastanien und 10 % Nüsse und andere Früchte.¹¹⁰

Wie sehr die Entwicklung der Produktion von Früchten, auf deren schnellen Abtransport alles ankommt, von den Verkehrsmitteln abhängt, haben wir an der Bedeutung der Brennerbahn gesehen. Mit dem Bau der Binschgaubahn nach Mais (1906) wurden dem Obstbau, der sich bis dahin auf das Etschland und das untere Passiertal beschränkt hatte, neue Möglichkeiten im unteren und mittleren Binschgau erschlossen. Neben den im Burggrafentum üblichen Kulturen erblühte hier eine besondere, die Kultur der „Marillen“ (Aprikosen), deren Export nach Süddeutschland und München besonders lohnend wurde.

Gute Erfolge auf Ausstellungen, bei denen sich Südtiroler Obst allem übrigen deutschen Obst überlegen erwies, mo es seine Gleichwertigkeit, ja teilweise sogar Überlegenheit über französisches bartat, erschlossen neue Absatzgebiete selbst in den entferntesten Bauen Deutschlands.

Die Obsthändler der deutschen Großstädte Köln, Hamburg, Berlin unterhielten und unterhalten noch immer Geschäftsverbindungen mit den Südtiroler Produzenten.

Auf 180 000 mZ jährlich war die Ausfuhr an Südtiroler Obst in der Vorkriegszeit gestiegen, wobei der Verbrauch in der Monarchie nicht gerechnet ist. 80 % der Ausfuhr gingen ins Deutsche Reich, die übrigen 20 % verteilen sich auf Rußland, das die hochwertigsten Sorten abnahm, und in geringeren Mengen auf Skandinavien, England, Frankreich und die Schweiz.

Der Krieg und die Nachkriegszeit brachten dem Obstbau schwere Verluste. Bei dem Mangel an Arbeitskräften und Pflege verkamen eine Menge der Obstgärten. Gerade die wertvollsten Anlagen litten unter Krankheiten am stärksten. Die Nachkriegszeit erforderte darum umfangreiche Neuanlagen.

Hinzu kamen auch hier die Schwierigkeiten der neuen Grenzziehung. Die alten Absatzländer Österreich und Deutsches Reich hatten für die ersten Nachkriegsjahre die Aufnahmefähigkeit für Obst durch die Inflation verloren. Man mußte nach neuen Märkten suchen. Die überseeische Konkurrenz kam hinzu.

Und trotzdem, die Produktion vermochte sich nicht nur auf dem alten Stand annähernd zu halten (300 000 mZ) sondern trotz aller Schwierigkeiten nahm der Obstbau weiter zu. Es zeigte sich dieselbe Erfahrung wie beim Weinbau, daß nämlich unter den neuen Grenzverhältnissen nur höchstwertige landwirtschaftliche Produkte Aussicht hatten, lohnend verwertet werden zu können. Die Produkte weniger besonderen Charakters, der Viehzucht, der Holzwirtschaft, des an sich schon leidenden Getreidebaues lohnten die Ausfuhr über die Zollgrenze nicht. In Italien fanden Vieh und Holz keinen Absatz, teils wegen günstiger, eine tirolische Konkurrenz ausschließender Handelsverträge, teils wegen billiger Einfuhr entsprechender Produkte aus dem Auslande (Gefrierfleisch), mit der die unter großen Unkosten arbeitende Gebirgswirtschaft nicht wettbewerben kann. So drängt denn alles in Südtirol auf den Obstbau. Umfangreiche Kulturen entstehen neu, selbst in Gegenden des Obervinschgaues, wo es mehr als zweifelhaft ist, ob er sich dort auf die Dauer wird halten können. Der Obstbau verdrängt auch an vielen Stellen den Weinbau aus minderen Lagen, z. B. in Lana, wo die Rebe nur noch auf wenige Leitenlagen beschränkt ist. Das Obst bringt frühzeitig Bargeld ein. Schon im Juli, gelegentlich schon im Mai, liefert es die ersten Erträge, während das Vieh und der Wein erst spät flüssiges Geld in die an Barmitteln immer armen bäuerlichen Familien bringt.

Anteil der verschiedenen Obstsorten.

Hauptsächlich gepflanzt werden Äpfel. Sie stehen mit 60 % an der Spitze der Produktion. Ihr Feld sind die Wiesenlagen, auch die feuchten, frisch kultivierten Gründe. Das größte Anbaugelände ist in der Umgebung von Lana.

Die Birne liebt mehr trockene, tiefgründige Böden, schätzt auch die feuchte Schwüle der Niederung nicht. Sie ist in Hügellagen um Bozen verbreitet und in Weingegenden auf den Schattenseiten der Schuttkegel und der oft aus den interglazialen Schottern herausgewaschenen Hangrippen, die beide auf ihren Sonnseiten ja Weinberge tragen. Die Birne macht 35 % der Erzeugung aus.

Die übrigen 5 % verteilen sich auf die anderen weniger leicht exportierbaren Früchte. Unter ihnen steht an erster Stelle die Marille des Binschgaues, die in leichten Böden, günstiger Besonnung, den erfrischenden Luftströmungen, die dem Binschgau eigen sind, vor allem in der großen Lufttrockenheit bei gleichzeitiger künstlicher Bewässerung die besten, an die persische Heimat erinnernde Bedingungen findet. In den Getreideäckern, nicht in den Wiesen stehend, ist sie binnen kurzem die Charakterkultur des Binschgaues geworden, die eine besonders gute Zukunft hat.

Der Pfirsich ist, wie in allen Weinländern auch hier aufs engste mit der Rebe vereint. Fast überall, wo der Wein in Hügellagen und Leiten gepflanzt wird, ist der Pfirsich an den Rändern des Weinfeldes zu finden, da dort allein auf ihn, der gegen die häufigen Bespritzungen zur Schädlingsbekämpfung sehr empfindlich ist, die nötige Rücksicht genommen werden kann. Zur Ausfuhr kommt er kaum. Er ist hauptsächlich eine für den Verbrauch im Lande bestimmte Frucht,

wie denn auch im August die Stunden beim Bewürztraminer oder Leitacher mit Pfirsichen zu den köstlichen Erinnerungen gehören, die man von Südtirol mit nach Hause nehmen kann.

Zu nennen wären noch die Früchtirschen des Bozener Bodens, die zur Ausfuhr nach Innsbruck gelangen, oft schon im Mai. An Pflaumen, an Erdbeeren werden sicher viele gute Sorten produziert, aber sie haben doch wenig Bedeutung.

Die Edelkastanie ist beliebt, da sie ohne nennenswerte Pflege hübsche Erträge bringt aus trockenen, sonst minder brauchbaren Felsböden. Von ihrer besonderen Rolle beim landesüblichen Weingenuß wurde schon gesprochen. Schöne Edelkastanienhaine finden sich auf der Eisener Terrasse, am Abhang des Ritten und im Vinschgau, wo sie als „Egärten“ bezeichnet werden. Zur Zeit sind die Kastanien sehr durch eine Krankheit, der schon viele alte Bäume erlegen sind, bedroht. Man hofft durch Propfen auf japanische Unterlagen die Kastanienkultur retten zu können.

Die Quittenkultur, einst mehr verbreitet, ist seit der Angliederung an Italien wegen der hohen Zuckerpreise eingegangen.

Schon früh ist mit den modernen Verkehrsverhältnissen die Agrumentkultur verschwunden, die im Überetsch und in Bries für den eigenen Bedarf beachtliche Mengen von Apfelsinen und Zitronen brachte, ja 1870 noch 170 Wiener Zentner (zu 56 kg) ausführte.¹¹⁷ Sie wurde in genau derselben Art in nach Süden offenen Verschlagen betrieben, wie noch heute am Gardasee. Heute finden sich nur noch in Gärten und Promenaden Apfelsinen und Zitronen, aus der romantischen Vorstellung des Deutschen Südens sorgfältig gepflegt.

Schon mehr sieht man die Feige, die gern verwildert, und den Granatapfel. Es gehört in der Tat zu den seltsam berührenden Erlebnissen Südtirols, dort von deutschen Bauern diese echten Kinder des Südens geboten zu erhalten.

Zum Schluß sei noch des Weines als Obst gedacht, der in letzter Zeit wieder mehr ausgeführt wird. Als Tafeltraube ist die Großvernatschtraube im Lande, in Meran, in Bozen-Bries und neuerdings im Überetsch zum Kurmittel des Kurverkehrs im Etschland geworden. Die Traubentur als Mittel gegen Stoffwechselkrankheiten bedingt mit die Herbstsaison des Fremdenverkehrs.

Die Kulturformen des Obstes.

Der Obstbau, also auch im wesentlichen die Kultur des Apfels und der Birne, geschieht einmal gartenmäßig in Heranziehung weltberühmter Edelsorten, allen voran des Calville Apfels, der vor dem Kriege gern nach Rußland ging. Doch bei weitem der größere Teil der Ausfuhrware wird felbmäßig gewonnen. Auf gut bewässerten Wiesen stehen im Meraner Kessel die Bäume in dichten Reihen, wahre Obstwälder bildend. In vielen zu feuchten Teilen der Ebene im Raume zwischen Lana und Terlan schreitet man oft zur Hügelkultur, bei der jeder einzelne Stamm auf einem kleinen Erdhügel steht, damit ein genügender Raum, der dem Grundwasser entzogen ist, den Wurzeln zur Verfügung steht. Diesen ausgesprochenen Monokulturen des Obstes stehen meist etwas anders geartete Anpflanzungen im übrigen Etschland, vor allem im Unterlande gegenüber, wo ja auch der Wein in die Ebene geht. Die schmalen Streifen („Pfinnen“) mit Obstwiesen werden immer wieder von solchen des Mais und des Weines unterbrochen.

Man züchtet hauptsächlich den Halbstamm, dessen Verastung schon bei 1.50 m Höhe beginnt. Er ist leichter zu behandeln und zu pflegen, leichter abzurnten als ein Hochstamm.

Wie der Wein, leidet auch das Obst unter einer Menge von Schädlingen, deren Bekämpfung große Summen verschlingt. Kaum weniger oft als beim Wein finden die Bespritzungen mit Kupferbrühe, Schwefel und Schwefelpräparaten statt. Zusammen mit der künstlichen Bewässerung, ohne die im Meraner Kessel mit seinen Schuttkegelböden kein Obstbau denkbar ist, geht eine ausgiebige Düngung mit natürlichen und künstlichen Düngern einher.

Anbau und Verkaufsorganisation.

Im Anbau beschränkt man sich immer mehr auf einige Sorten (im wesentlichen sechs Apfelsorten!), die allein einen Verkauf im Großen ermöglichen. Statt der früheren Viel-

zahl an Früchten, die es dem Obsthändler unmöglich machte, größere Mengen gleichgearteter Früchte anzukaufen, die allein für den Großmarkt in Frage kommen, bemühen sich jetzt die Obstbau treibenden Kreise, Typen von gleicher Beschaffenheit hinsichtlich Größe, Sorte und Haltbarkeit auf den Markt zu bringen. Die Konkurrenz des überseeischen Obstes auf den alten Märkten führt zur Bevorzugung von Frühsorten, da diese im Frühsommer die wettbewerbbenden kalifornischen Früchte nicht so sehr zu fürchten haben.

Immer noch ein großer Teil der Früchte wird vom Obsthändler schon in der Blüte gekauft. Der Händler übernimmt die weitere Pflege der Bäume. Gelegentlich kauft er gleich den Ertrag zweier Jahre, des Trag- und des Fehljahres, das erfahrungsgemäß auf jenes folgt. Doch macht sich auch hier wie beim Weinhandel sehr zum Vorteile der Lage der Bauernschaft das genossenschaftliche Prinzip in Bewertung dieses reichen Obstsiegens geltend. Zahlreiche Obstverwertungsgenossenschaften bestehen oder sind in der Bildung begriffen.

Maulbeerbaum und Seidenraupenzucht.

Das Gebiet des vorherrschenden Obstbaues war einst auch das Gebiet einer anderen, heute fast vollständig verschwundenen intensiven Kultur, der der Maulbeerbäume und damit der Seidenraupenzucht. Schon früh, im Jahre 1416 war sie in Welschtirol eingeführt worden, konnte aber in Deutsch-Südtirol lange Zeit keinen rechten Fuß fassen. Erst im Zeitalter des Merkantilismus unter Maria Theresia wurde sie dann mit behördlicher Förderung ins Etschland eingeführt.¹¹⁸ Ja, bis in den Vinschgau hinein sollte sie vorgetragen werden. In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden immer noch 100.000 Wiener Pfund (zu 560 gr) Cocons geerntet, deren einer Teil in Filanden mit fast 300, meist weiblichen, Arbeitern gesponnen wurde, mit einer Produktion von 50.000 kg Rohseide.¹¹⁹ Das Hauptanbauggebiet für Seide war die Umgebung von Bozen und das Bozener Unterland. Allen voran in der Erzeugung stand die Gemeinde Pfatten, während auch hier wieder der konservative Burggräfler sich gegenüber der Neueinführung zurückhielt. Besonders berühmt wegen ihrer Güte war die Bozener Seide.¹²⁰ Dann aber ging mit einem Male die Seidenraupenzucht gewaltig zurück. In den 70er Jahren brach unter den Raupen die sogenannte Raupenpest aus. Der aufblühende Obstbau schuf lohnendere Kulturen. Auch konnte aus national empfundenen Gründen, die an sich doch recht schwach fundierte Seidenraupenzucht nie in unserem Lande ganz heimisch werden. Sie wurde mit ihren alles andere als appetitlichen Begleitumständen vom deutschen Bauern immer als etwas „Walsches“ abgelehnt. So fruchteten alle Bemühungen zu ihrer Wiedereinführung nichts. Die Maulbeerbäume machten Obstbäumen Platz und die Filanden verfielen. Heute ist keine einzige Seidenspinnerei mehr im Lande. So erinnerten vor dem Kriege nur noch einige verwilderte und vergessene Maulbeerbäume an einen einst doch bedeutsamen Zweig landwirtschaftlicher Betätigung.

Erst die Nachkriegszeit brachte mit den neuen Herrn des Landes das Bestreben, die Seidenraupenzucht wieder heimisch zu machen. Man wünscht sie im Lande wieder aufleben zu lassen, damit die sonst so deutsche Landschaft in dieser Hinsicht etwas mehr „Italianita“ bekommt. Die italienische Volksschule, das Hauptwerkzeug zur Italianisierung des Landes wirkt unter den Kindern für die Seidenraupenzucht. Auf Schulfesten werden mit großem Drum und Dran Maulbeerbäume gepflanzt. Die italienischen Großgrundbesitzer zwingen kraft ihrer Macht als die Herren der „Mezzadria“ die Kolonen zur Anpflanzung von Maulbeeren. Die Seidenraupenzucht wird so auch ein Kampfmittel in den nationalen Auseinandersetzungen des Landes. Bei den deutschen Bauern hat bis jetzt die Werbung wenig Erfolg gehabt. Dazu sind auch die wirtschaftlichen Bedingungen der Seidenraupenzucht zu wenig günstig. Leidet doch selbst Rovereto, das eigentliche Zentrum der Seidenkultur des alten Tirol, unter den neugeschaffenen Zollgrenzen aufs bitterste, so daß ein großer Teil der Seiden verarbeitenden Betriebe jetzt auch dort still gelegt ist. Nur die Kleinbetriebe des Unterlandes sind wieder stärker zur Anpflanzung von Maulbeeren übergegangen; denn das Laub des Maulbeerbaumes, das im Frühjahr von Italienern angekauft wird, bringt erstes bares Geld im Jahresverlauf. Doch handelt es sich bei den unabhängigen Besitzern nur um Verkauf des Laubes. Selbständige Raupenzucht wird außer bei den Kolonen italienischer Nationalität auch nach dem Kriege nicht wieder betrieben.

Sonstiger Ackerbau

Etschland — Der Mais.

Gemessen an der Bedeutung dieser fast industriell betriebenen Obst- und Weinkultur ist die Bedeutung der übrigen Ackerwirtschaft geringer. Nur der Maisbau schließt sich noch an das Gebiet der intensiven Bodenkultur des Etschlandes an. Die übrigen Feldfrüchte kommen in der Region des Etschländer Obstes und des Weines nur gelegentlich vor. So hatte 1910 der Gerichtsbezirk Kaltern, der ganz im Unterland liegt und kaum Bergsgemeinden umfaßt, neben 553 Hektar Mais nur 54 Hektar Weizen und 22 Hektar Roggen, 4 Hektar Gerste und 24 Hektar Hafer bei einem Gesamtackerland von 3700 Hektar. Es handelt sich bei diesen Getreiden, abgesehen vom Mais, um nur gelegentliche Zwischenkulturen beim Wein und beim Obst. Der Mais allerdings wird in größeren Mengen im „Land“ gebaut, in kleinem Maßstab auch im Binschgau, wo der Maisbau bis Glurns reicht. Schon bald nach der Entdeckung Amerikas eingeführt,¹²¹ erwies sich der Mais nach der großen Überschwemmung des Jahres 1757¹⁰² als sehr brauchbar zur Ausnutzung feuchter, frisch entwässerter Gründe, die heute noch fast immer zunächst Mais tragen, ehe man zum Obstbau übergeht. Auf abgeernteten Feldern des Gemüses und des sonstigen Getreidebaues bestellt man im Unterland eine besondere, kleinwüchsige Maisforte als Nachfrucht, die fast immer noch im Oktober ausreift.¹⁰⁰ Dieselbe Maisforte wird in einigen benachbarten Berggemeinden, nicht über 1100 m, als Hauptfrucht gebaut. So ist denn der Mais im Bozener Unterland, wo er allein stärker angepflanzt wird, ein wesentliches Volksnahrungsmittel. Polenta gehört hier schon zum täglichen bäuerlichen Gericht. Der Eigenbedarf, auch an Mais zu Futterzwecken für Pferde, ist im Unterlande gedeckt. Ein Überschuß an Mais oder „Zürken“, wird in die benachbarten Berggemeinden verkauft. Der Bau an Brotfrüchten ist im Etschland so gering, daß viele Gemeinden noch nicht einmal einen Bäcker haben, sondern das Brot fertig aus Großbäckereien in Bozen bekommen. Die geringen Ackerflächen, die der Wein und das Obst noch übrig lassen, werden seit dem Beginn des sich steigenden Fremdenverkehrs im Etschland sehr vorteilhaft mit Gemüse und Kartoffeln angebaut, die in den Kurorten leicht abgesetzt werden. Ein Rest ist noch dem Futterbau für die an sich geringe Viehhaltung vorbehalten.

Der feldmäßige Ackerbau im Binschgau und im Porphyrland.

Der Binschgau ist das eigentliche Land des feldmäßigen Ackerbaues. Der Roggen spielt die Hauptrolle. Rund 55 % des Ackerlandes sind Roggenfelder. Namentlich an den steilen trockenen Talwänden des Sonnenberges, aber auch des Rörders, bildet er oft die einzig mögliche Ackerfrucht. Die Kultur des Roggens in diesen Gebieten ist überaus mühselig. Nicht allein die Bewässerung dieser oft steilen trockenen Acker erfordert ständige Aufmerksamkeit. Beim Fehlen aller Fahrwege müssen der Dung, die Ernte, alles mühselig auf dem Rücken fortgeschafft werden. Den Höhepunkt ergreifender, bäuerlicher Tätigkeit erreicht die Feldbestellung im Frühjahr, wenn an diesen steilen Berglehnen das „Erdauffschinden“ beginnt.¹⁰¹ Die Ackerkrume, die der starken Abpflung ausgesetzt ist, wird, meist alle 2 Jahre, manchmal auch alle Jahre, in Kraxen an den Oberrand des Ackers getragen.

Zu den Bildern:

63. Gemähtes Moos. Weiden, geschnitten zur Gewinnung von Bindmaterial für die Reben. Im übrigen Sumpflvegetation mit Erlen und Pappeln.

64. Ehemaliges Moosland wurde durch die Arbeit der Tiroler Landesregierung mit Unterstützung der Monarchie zu hochwertigem Kulturland umgewandelt. Am stärksten vertreten ist der Apfel in niedrigen Halbstammformen.

65. Im Moos bei Andrian. Im Hintergrund Hoheppan.

66. Im Vordergrund einer der träge fließenden Gießeln, die teils Entwässerungsgräben darstellen, teils mündungsverschleppte Bäche sind.





68. Halboffene Pergeln bei Frangart

Vom Weinbau



69. St. Jakob bei Frangart

Qualitativ ist der Binschgauer und auch der Roggen des Porphyrlandes von ganz außerordentlicher Güte, auch mit Rücksicht auf den hohen Strohertrag. Einst war der Roggenbau sehr lohnend und ermöglichte einen weiten Export. Der Binschgau versorgte die auf Viehwirtschaft eingestellten Teile Tirols teilweise mit seinem Brotgetreide, das Oberinntal und die hochgelegenen Seitentäler, sowie das Etschland. Viel Binschgauer Roggen ging nach Graubünden und ins Engadin, ja bis München erstreckte sich zu Zeiten der Verland.¹¹⁹ Ähnlich gern gekauft wurde der Roggen des Ritten und des Kesselberges, die ebenfalls bei ihren trockenen Böden stark auf den Getreidebau verwiesen sind.

Der Bau der Bahnen, der sich für den Weinbau so außerordentlich segensreich erwies, bedeutete für den Roggenbau des Binschgaues und des Porphyrlandes eine große Gefahr. Andere bedeutend billigere Getreide produzierende Gebiete der Monarchie (Ungarn) verdrängten mit der Inbetriebnahme der Bahn durch den nördlichen Längstalzug den Binschgauer Roggen aus seinen alten Absatzgebieten. Der Getreidepreis sank im Lande binnen kurzem von 3—4 Gulden auf 1,60 Gulden.¹²⁰ Man mußte sich nach Ersatz umsehen und fand ihn teilweise in besseren Lagen im Gemüse- und Kartoffel-, schließlich auch Obstbau, in anderen Gegenden in der Viehzucht. Doch in vielen Lagen ist der Roggenbau durch die Bodenverhältnisse und die Trockenheit derart zwingend vorgeschrieben, daß ein dieser katastrophalen Entwicklung der Rentabilität entsprechender Rückgang der Roggenproduktion nicht so stark zu verzeichnen ist.

Weizen und anderes Brotgetreide werden verhältnismäßig wenig gebaut. Größere Bedeutung haben der Kartoffelbau und der Anbau von Gemüsen, auch hier wieder angeregt durch den Bedarf des Fremdenverkehrs; Sulden und Meran regen ihn im Binschgau an, Bozen im Porphyrland und im Sarntal. Die sauren feuchten Böden der Laaser Ebene tragen ausgedehnten feldmäßigen Weißkohlbau. (Speckknödel mit Kraut das Nationalgericht des Tirolers.)

Der Weizen, soweit er überhaupt nennenswert bestellt wird, wird im Untervinschgau und etwas im Etschland gebaut. Wie überall im Gebirge sind Hafer und Gerste die Früchte der Getreidegrenze.

Eigenartige Bedeutung hat der Anbau von „Schwarzplenten“, Buchweizen. Die Plenten werden fast in allen Teilen des Landes in nicht allzu hoher Lage mit nicht zu später Haupternte als Nachfrucht im Sommer gebaut und im Oktober schon geerntet. Sie sind ein wichtiges Nahrungsmittel der Gebirgsbevölkerung und werden von ihr als besonders nährend und wertvoll angesehen.¹⁰⁹ Plentene oder schwarze Knödel sind das meist aus ihnen bereitete Gericht. 1910 waren 1636 Hektar mit Plenten als Nachfrucht bestellt. Nur in den Gebieten der Getreidegrenze wird der Buchweizen als Hauptfrucht angebaut. Eine andere Nachfrucht sind Scheibrüben. Viel werden Kürbis und Bohnen zwischen Mais auf feuchten Böden gebaut.

Die Kartoffeln sind seit etwa 150 Jahren eingeführt und haben die Hülsenfrüchte verdrängt. Sie sind heute ein wichtiges Nahrungsmittel der Bevölkerung.

Die Betriebsweise.

Die Art des Anbaues ist auch heute noch eine Dreifelderwirtschaft, wenn auch eine stark modifizierte. Klima und Boden erzwangen ihre Anpassung an moderne Verhältnisse. Der Wechsel von Wintergetreide, Sommergetreide und Brache wurde durch Ausschheidung der letzteren und Ersatz durch Kartoffel-, Futter- oder Gemüse- (Kraut-)Anbau verbessert. Die Egartenwirtschaft, d. h. drei- bis vierjähriger Anbau von Körnern und anderen Früchten im Wechsel mit 6—8jähriger Graswirtschaft, konnte nicht aufkommen.

Die geographischen Verhältnisse gestatten mancherorts kaum etwas anderes als Roggenbau, da bei der Trockenheit an einen lohnenden Anbau von Futterkräutern nicht zu denken ist.

Zu den Bildern:

68. Ein Bild vom „Wimmen“. Halboffene Pergeln, die u. a. auch den Sonnenstrahlen besseren Zutritt zum Erdreich gewähren.

69. Eines der vielen alten romanischen Kirchlein in den Weingärten des Etschlandes. Steirner Turmhelm, wie er den Kirchtürmen der Südalpen eigen ist.

⁸ Öbrenhaus, Das deutsche Land an der Etsch

In besseren Lagen läßt man auf Winterroggen oder Weizen mit Nachfrucht der Plenten oder Plattrüben den Türken folgen, so daß auf ein Jahr mit 2 Früchten ein solches mit einer folgt.¹⁰⁹ Die Egartenwirtschaft, sonst weit verbreitet in den deutschen Alpenländern und auch fürs Etschland schon im 14. Jahrhundert urkundlich belegt,¹²¹ ist im deutschen Land an der Etsch doch nicht recht heimisch geworden. Die Trockenheit der hauptsächlichlichen Anbaugelände hinsichtlich Klima und Bodenbeschaffenheit läßt eine solche Betriebsart nicht aufkommen. Im Binschgau versteht man unter einem Egarten einen Kastanienhain. Erst seitdem der Roggenbau so sehr unwirtschaftlich geworden ist, haben sich in manchen Teilen des Binschgaues die „Wechselfelder“ eingebürgert. In mehrjährigem Turnus wechseln Roggen und andere Getreide mit Kunstfutterbau, Luzerne, Rotklee und auch Kunstwiesen. Wiesen sind bei der Eigenart der Bodenverhältnisse und des Klimas schwer zu beschaffen. Sie sind oft höher im Preise als Acker; das Land vermag den Futtermittelbedarf für seinen Viehstand nur mit Mühe zu beschaffen, obwohl in der Etschebene die dreischürigen Wiesen vorherrschen. So greift man zum Schneiteln der Laubbäume. Besonders die Eichen werden gerne ihres Laubes beraubt, um das notwendigste Grünfutter für das Heimvieh zu beschaffen. Ebensovienig ist die Stroherzeugung genügend. Weder im Etschland mit seinem fast völligen Mangel an Getreidebau, wo man zum Sumpfrohr der Möser greift, noch im übrigen Gebirgsland mit seinem Roggenbau ist genügendes Streumaterial vorhanden. Auch hier greift man zum Schneiteln der Nadelhölzer, vornehmlich der Lärchen und Fichten, ebensovienig zum Vorteil der Holzwirtschaft wie des Aussehens der Landschaft. Die der Äste beraubten Bäume machen einen recht trostlosen Eindruck.

Die Anbauflächen.

Die österreichische Statistik gibt für das Jahr 1910 für das Gebiet von Bozen an, das sich mit unserem Land an der Etsch deckt und nur vermehrt ist um die Gerichtsbezirke des Eisacktales, Klauen, Brizen und Kastelruth: das Gesamtackerland betrug 18 260 Hektar, das Weinland 10 487 Hektar (etwas mehr als die landwirtschaftlichen Verbände angeben), 29 322 Hektar Wiesen einschließlich der Obstwiesen. Vom Ackerland waren bestellt 2101 Hektar mit Weizen, 9184 Hektar mit Roggen, 965 Hektar mit Gerste, 1478 Hektar mit Hafer, 1369 Hektar mit Mais, 66 Hektar mit Buchweizen, 1636 Hektar mit Buchweizen als Nachfrucht, 95 Hektar mit Flachs, 1805 Hektar mit Kartoffeln, 28 Hektar mit Futterrüben, 932 Hektar mit Futterrüben als Nachfrucht, 116 Hektar mit Kraut, 988 Hektar mit Klee und nur 27 Hektar waren Egärten. Es steht also der Roggenbau bei weitem an der Spitze mit genau der Hälfte der Anbaufläche, es folgen der Weizen und die Kartoffeln.

Der Anbau der wichtigsten Körnerfrüchte verteilt sich über die verschiedenen Gerichtsbezirke nach Angaben der Statistik von 1910: (in Klammern die Zahlen von 1870)

	Gesamtfläche							
	1910	(1870)	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Mais	
G. B. Bozen	2325	4475	394 (751)	1270 (2045)	17 (203)	405 (305)	39 (1192)	ha
G. B. Kaltern	1140	4630	54 (750)	22 (1660)	4 (325)	24 (325)	553 (1575)	ha
G. B. Neumarkt	618	785	34 (22)	434 (645)	69 (29)	81 (90)	—	ha
G. B. Rauders	462		3	218	229	11	1	ha
G. B. Lana	890	1720	134 (541)	679 (910)	12 (60)	26 (80)	39 (324)	ha
G. B. Meran	833	1613	25 (288)	734 (1110)	20 (88)	11 (77)	43 (380)	ha
G. B. St. Leonhard	508	830	63 (46)	415 (696)	20 (35)	9 (35)	1 (17)	ha
G. B. Schladers	1910	2900	244 (368)	1334 (2018)	87 (234)	195 (301)	37 (36)	ha
G. B. Glurns	1326	1121	28 (249)	990 (628)	290 (272)	17	1	ha

Interessant ist die Abnahme des Körnerbaues seit 1870, der Rückgang auf die Hälfte oder sogar ein Viertel, der in den Weinbaugeländen im stärksten ist. Hier ist der Wein vor allen Dingen auf Kosten des Maises angewachsen. Er nahm die durch die Etschregulierung verbesserten Maisäcker nunmehr ein. Beteiligt ist auch der Obstbau an diesem Rückgang des Maisbaues, jedoch weniger im Unterland, den Gerichtsbezirken Kaltern und Neumarkt als in den Gerichtsbezirken des Burggrafenamtes, besonders in Meran, in denen die Maisäcker der Niederungen in Obstwiesen verwandelt wurden. Aber auch die übrigen Körnerfrüchte

wurden in der Niederung einst in sehr beachtlichen Mengen gebaut. In den übrigen Bezirken, die wenig oder keine Möglichkeit zu Wein- und Obstbau haben, ist der Rückgang des Körnerbaues nicht so scharf. Aber hier hat nicht so sehr der lohnender gewordene Obstbau, der im Untervinschgau sich ausgebreitet hat, den Körnerbau verdrängt, als vielmehr die Krise, die im Gefolge der Bahnbauten den Preissturz der Körnerfrüchte hervorrief. An die Stelle des Roggenbaues trat, so weit irgend angängig, die Viehzucht. Die alten Getreideäcker wurden soweit als möglich dem Kunstfutterbau gewidmet. Er hat sicher auch im Weinbaugelände beträchtlich zur Zurückdrängung des Getreidebaues beigetragen. Die Einschränkung der Mooswiesen, (der natürlichen Heimweide), Verdichtung der Bevölkerung und in Verbindung damit der gesteigerte Bedarf an Nutzvieh (Milch-, Zugochsen) ließen vielerorts den Kunstfutterbau geboten erscheinen.¹²⁰

Die hochgelegenen Seitentäler, die von jeher kaum den eigenen Bedarf an Getreide decken konnten, sind von diesem Rückgang am wenigsten betroffen worden, da für sie die neuen Kulturen, die das Getreide sonst verdrängten, nicht in Frage kommen. Ja, der Gerichtsbezirk Glurns zeigt als einziger aller Bezirke eine leichte Zunahme der mit Körnerfrüchten bestellten Ackerfläche.

Gemüsebau.

Wie schon mehrfach erwähnt, hat der Fremdenverkehr eine lebhaftere Zunahme des Gemüsebaues mit sich gebracht. Es werden jetzt alle Sorten von feinen Gemüsen und frühen Kartoffeln für die Bedürfnisse des Kurverkehrs gezogen, sowohl unten in der Talung in gartenmäßigen Anbau, als auf den Höhen mehr felbmäßig.

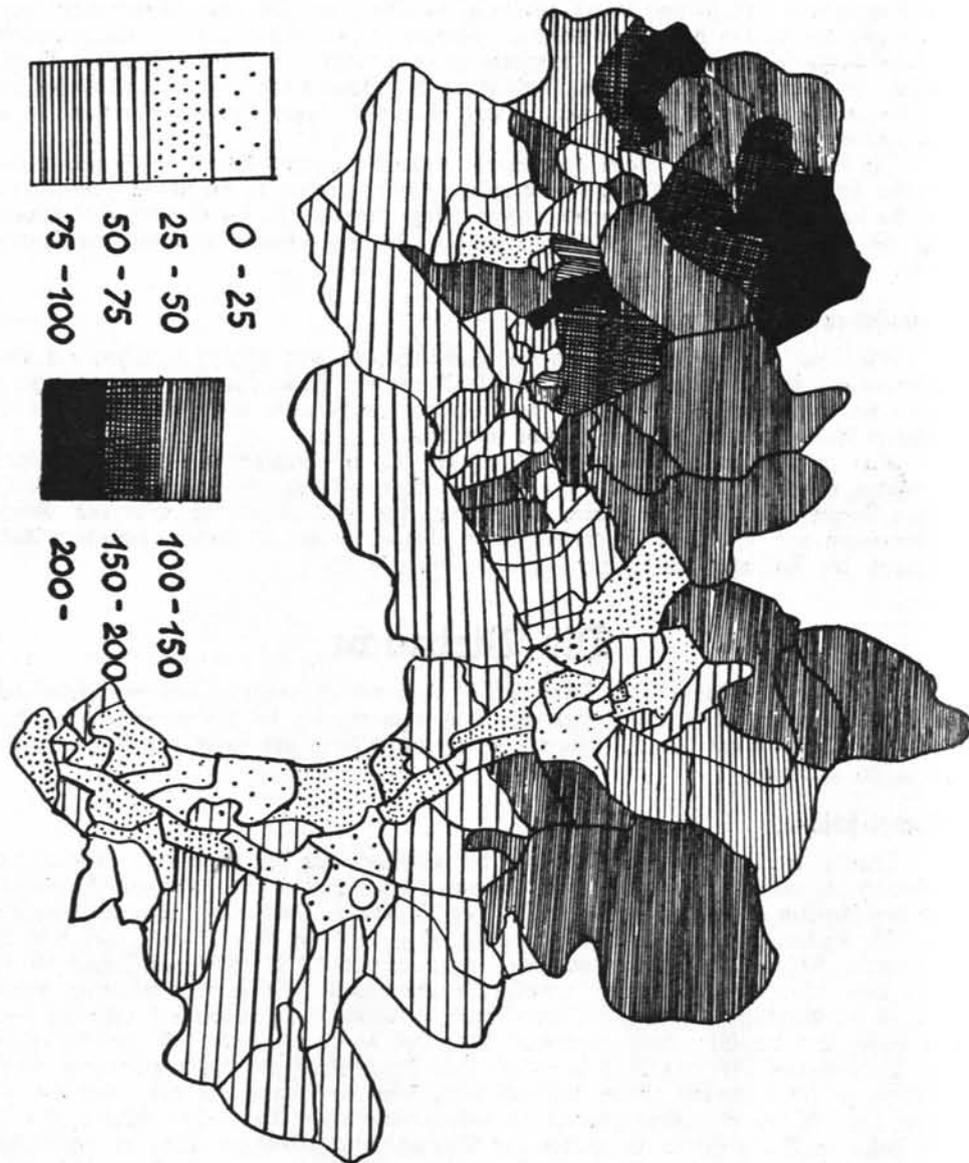
Alter ist nur der Gemüsebau des Sarntales und des Ritten¹⁰⁹ für den schon immer vorhanden gewesenen Bedarf von Bozen und die Spargelkultur von Terlan, Bilsplan; diese beiden Dörfer stellen das für Bozen und Meran dar, was Alfter für Köln und Bonn, Schwezingen und Dürkheim für Ludwigshafen, Mannheim und Heidelberg bedeuten: Ausflugsziele des Frühjahrs für die spargelliebende Bürgerschaft.

Die Viehzucht

Die Viehzucht, Rinder- und Schafzucht, ist heute wieder, abgesehen von den Wein- und Obstbau treibenden Teilen des Landes, der Haupterwerbszweig der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Ackerbau und Waldwirtschaft treten ergänzend hinzu und haben nur in Ausnahmefällen den Vorrang.

Rindviehdichte.

Deutlich zeigt sich in der Verteilung des Viehbestandes der Unterschied zwischen den wesentlich Nutzvieh, Milch- und Zugvieh, haltenden Landschaften des Obst- und Weinbaues und den Gebieten ausgesprochener Viehzucht. Den 253 Stück Rindvieh auf tausend Einwohner im G. B. Kaltern, den 310 im G. B. Neumarkt, stehen 951 im G. B. Sarntal und 838 im Passiertal, 922 im G. B. Glurns gegenüber (berechnet nach der Statistik des Jahres 1910). Aber nicht allein die Bevorzugung intensiver Landwirtschaft hält in dichtbevölkerten Landschaften die Viehhaltung gering, sondern es wird die Viehhaltung entscheidend beeinflusst von der Größe und der Güte der vorhandenen Alm. Erst beides zusammen läßt die Verteilung des Viehbestandes über das Land begreifen. Das Porphyrtal und die angrenzenden Kallandschaften der Etschbucht erheben sich nur wenig über die Waldgrenze und lassen nur geringe, dazu in der Bodenbeschaffenheit oft recht geringwertige Almflächen entstehen. So ist der Besitz an Almen in den Gemeinden des Bozener Unterlandes und auch des eigentlichen Porphyrgebirges gering. Die Gerichte Kaltern, Neumarkt und Bozen, die völlig in diesen Gebieten liegen, haben ganze 19, meist minderwertige Almen, während das Sarntal allein deren 57 hat.¹²² Es sind denn diese almarmen Gemeinden in ihrer Wirtschaft, soweit sie nicht Wein- und Obstbau treiben, mehr auf andere Erwerbszweige hingewiesen, auf Holz- und Ackerwirtschaft. Hier ist ein Viehbestand, der die Mitte hält zwischen den geringen Vieh-



beständen des intensiv landwirtschaftlich bebauten Landes und den Tälern dichter Viehbestände in den Ostaler Alpen. Deutlich läßt die Karte der Rindviehdichte (siehe diese) drei verschieden verhaltende Gebiete unterscheiden, die zugleich auch die drei wesentlichen Formen landwirtschaftlicher Betätigung und ihre Verbreitung andeuten. Dem Rindviehbestand des Etschlandes, der überall unter 50 je hundert Einwohner bleibt, oft noch bedeutend geringer, unter 20 in den Weinbaugemeinden ohne Obstwiesen ist, stehen die Gemeinden des Süd- und Südosstafalles der Ostaler Alpen, sowie der Sarntaler und der Münsfirtaler Gruppe gegenüber, deren Rindviehbestand überall 100 je hundert Einwohner übersteigt, in 5 Gemeinden sogar die 150, in dreien sogar die 200 je hundert Einwohner. Deutlich hebt sich dann ein Gebiet mittlerer Viehhaltung heraus zwischen 50 und 100, das einmal das Porphyrland und dann den Nordhang der Ortleralpen umfaßt. Arme, oft saure Böden, geringe Erhebung über die Waldgrenze ergeben in den Hochländern ein ähnliches Wirtschaftsbild wie schlechte Auslage zur Sonne und ebenfalls oft saure, nährstoffarme Böden in den Ortler Alpen. Es sind diese Landschaften mittlerer Viehhaltung solche der großen Waldbedeckung und des Waldbauens und im Porphyrland außerdem der Ackerwirtschaft.

Interessant ist der Vergleich des Viehstandes von 1900 mit dem des Jahres 1780. Während im ganzen übrigen Tirol der Bestand an Rindvieh sich meist mehr als verdoppelt hat, ist er in Südtirol, vor allem in unserem Lande gleichgeblieben. Geringe Steigerungen werben im Gesamtbild durch erhebliche Abnahmen ausgeglichen. So z. B.¹¹⁰ betrug der Bestand an Rindvieh im Bericht: Ulten 1780 1600 Stück, 1900 2200, Passeier 5000 gegen 4600, Mölten 560 gegen 630, Jenesi 900 gegen 900, Sarntal 5500 gegen 3800, Ritten 2400 gegen 2100, Wangen 520 gegen 430, Deutschnofen 1000 im Jahre 1780 gegen 1700 im Jahre 1900. Während in Nordtirol 7 vorliegende Gerichtsbezirke eine Zunahme von 41 500 auf 78 700 aufweisen, zeigen die vorstehenden Berichte unseres Landes im selben Zeitraum von 1780—1900 eine Abnahme von 17 480 auf 16 360 Stück Rindvieh. Während also anderwärts in Tirol die Landwirtschaft, den Zeitverhältnissen Rechnung tragend, sich mehr auf die Viehzucht umstellte, war dies in unserm Lande an der Etsch nicht möglich, da trockene Böden und trockenes Klima weder eine Ausdehnung des Futterbaues auf Kosten der Getreideflächen erlaubten, noch eine stärkere Beschickung der an sich meist armen und trockenen Almen oder gar ihre Ausdehnung auf Kosten des Waldes ermöglichten. Gerade dieses Beispiel zeigt, wie die natürlichen Verhältnisse den Getreide-, vor allem Roggenbau und die Waldwirtschaft als zwangsläufig erscheinen lassen; eine Erfahrung, die uns die vergleichende Statistik des Anbaues von Getreide für die hochgelegenen Gebiete bestätigte.

Almwirtschaft.

Die eigentlichen Viehzuchtgebiete haben durchweg mehr als 30 % ihres gesamten Areal als Almfläche. Es sind dies die Gerichtsbezirke Sarntal, Schlanders, Passeier, Glurns,^{122, 123} Trotzdem reicht die Zahl der an der Almfahrt beteiligten Personen bei weitem nicht an die entsprechenden Zahlen anderer Viehzuchtgebiete Tirols heran. Glurns mit 1,2 % der gesamten Bevölkerung, Schlanders mit 1,3 %, Passeier mit 2,4 % bleiben weit hinter den Durchschnittszahlen des Unterinntales zurück.¹²² Im Etschland sind diese Zahlen noch kleiner wegen der hohen Volksdichte und der geringen zur Almweide zur Verfügung stehenden Fläche. GB. Bozen beteiligt 0,1 %, GB. Neumarkt 0,4 % der Bevölkerung an der Almfahrt. Es ist zu bedenken, daß diese Zahlen aus dem Jahre 1870 als dem Jahr der letzten statistischen Erfassung der Almwirtschaft¹²² den heutigen Verhältnissen kaum mehr entsprechen, wenigstens was das relative Verhältnis zur Gesamtbevölkerung anlangt. Bei der allgemein bis in die jüngste Zeit hinein sehr konservativen Haltung der Almwirtschaft dürften allerdings die absoluten Zahlen sich im allgemeinen nur wenig geändert haben. So hatten der Gerichtsbezirk Glurns 121, Schlanders 159, Passeier 118, Meran 72, Lana 88, Neumarkt 7 und Bozen 28 an der Almwanderung beteiligte Personen. Also ist die Beteiligung recht gering. Diese niederen Zahlen lassen jedoch keinen Schluß auf die Bedeutung dieses Wirtschaftszweiges für das Land zu. Sie ist begründet im Ziel der Viehhaltung. Das Ziel ist nicht die Erzeugung von Milchprodukten, sondern bis auf geringe Ausnahmen die Produktion von Zug-, Schlacht-, Milch- und Zuchtvieh. Sennereien auf den Almen sind selten und produ-

zieren kaum mehr als für den Bedarf der Gemeinde. Ja, es gibt genug Almen, die vom Tal aus mit Margarine versorgt werden. Solche auf bloße Aufzucht während der Almweide gerichtete Viehhaltung bedarf ganz natürlich bedeutend geringerer Anzahl von Wartepersonal als die gut gehaltenen Sennalmen der alemannischen Schweiz und vorarlberger Gebiete.

Doch reicht die Zahl, die Größe der Almen nicht allein im Etschland nicht aus, wo das Vieh zur Sommerung mit der Bahn auf die Seiser Alm, ins Fleimstal und anderswohin verschickt wird, selbst die eigentlichen Viehzuchtgebiete des Vinschgau geben einen Teil der Kinder ins Engadin und nach Graubünden zur Alpung. Durch die Grenzziehung sind bedeutende und wertvolle Almen, die im obersten Östal liegen, und zu den Gemeinden des Schnalstales gehören, von diesen getrennt worden und bei Nordtirol verblieben, während ihre Bewirtschaftung noch immer über die Grenze von Schnals aus geschieht, so daß große Viehherden über Hoch- und Niederjoch hinweg heute noch die politische Grenze überqueren.

Auch bei uns wird also die Siedlungsgrenze im Sommer hinaufgetragen, am höchsten hinauf im oberen Vinschgau und seinen Seitentälern, wo die mittlere Almsiedlungsgrenze zwischen 2050 und 2160 m liegt. Wie alle übrigen Höhengrenzen senkt sich dann auch die Almsiedlungsgrenze mit dem Abfall der Ortler-Östaler gegen Südost, liegt im Untervinschgau bei 1992, im Innerpasseier bei 1964, im äußeren bei 1975 m.³⁰ Auf Nordauslagen liegt sie niedriger als auf sonnigen Südhängen. Im allgemeinen liegen die höchsten Almsiedlungen durchaus noch unter der Grenze, die einen Waldwuchs gestattet. Nur im Bozener Porphyrhochland gehen die Almhöfen hoch über die Waldgrenze hinaus bis auf die sanften Rücken der Hochlandsfläche. Ja, sogar auf dem Hochplateau des Schlern in 2400 m Höhe ist eine ansehnliche Viehhaltung. Im allgemeinen jedoch zwingt die Notwendigkeit zur Beschaffung von Wasser, Streu und Holz die Almen in die Nähe der Waldgrenze. Ein etappenweises Hinaufschieben der Almgrenze über sogenannte Maiensässen und Niederleger zur Hochleger Alm ist in unserem Lande selten, da der intensive Getreidebau, der hoch hinauf getrieben wird, alle niederen in Betracht kommenden Böden in Beschlag legt. Statt dessen hatten seit alters die Berggemeinden das erwähnte Weiderecht in den Mösern der Etschauen Weidrechte, die im Frühjahr und Herbst die Weide auf den Niederlegern erletzten. So liegen in unserem Gebiete ohne die Gerichtsbezirke Bozen und Sarntal nur 27 Almen unter 1800 m, 115 zwischen 1800 und 2000 m, also durchaus im Bereich der Waldgrenze. Hundert zwischen 2200 und 2600 m, 9 liegen noch darüber. Die Weidezeit, die Sommerung schwankt zwischen 80 und 100 Tagen.^{122, 123}

Diese relativ wenig intensive Almwirtschaft hat eine in den meisten Fällen recht geringe Pflege der Almen zur Folge, in der eigentlich noch alles an Aufbesserung zu tun wäre. Unterstützt wird diese mangelhafte Haltung durch die Tatsache, daß die meisten Almen, 85 % der Almfläche im Etschtal, Interessentenschafts- oder Gemeindealmen sind, also unter gebundenen Besitzverhältnissen stehen, bei denen erfahrungsgemäß immer weniger Sorgfalt in der Pflege von Grund und Boden zu beobachten ist. Unzureichende Stallungen, oft noch nicht einmal Schirmdächer zum Schutz des Viehes bei ungünstiger Witterung, lassen ganz selbstverständlich eine Haltung von Milchvieh nicht zu. Hinzu kommt die dauernde Verarmung des Almbodens durch die unzureichende Düngewirtschaft. Der Dünger häuft sich in wahren Gletschern um die Almhöfen, die Jauche fließt nutzlos ab, der Rückstand wird vom Regen ausgelaugt. Oft findet sogar noch ein Abtransport von Dünger von der Alm zu Tal statt. Auch der Abtransport von Bergheu fördert die Verarmung der Böden. Ein geregelter Weidegang ist kaum vorhanden, man überläßt das Vieh sich selbst. Es sucht die schwachhaften wertvollen Kräuter und Gräser heraus und verhindert ihre Besamung. Gefährlich für die im Tal gelegenen Kulturen ist die Feindschaft zwischen Almsiedlung und Waldgrenze. Nicht nur daß das Vieh die Sämlinge der Bäume, der Zirben vor allem verbeißt, so daß der Bestand der Zirbe aufs äußerste gefährdet ist. Die Vernichtung des Holzbestandes zugunsten der Almwirtschaft, teils zur Gewinnung von Brenn- und Baumaterial, teils auch zur Gewinnung neuer Almflächen (Latschenbestände) ist von ernststen Folgen für die Talgemeinden. (Wasserbau!)

Hinzu kommt, daß ein beträchtlicher Teil der Almweide (22—23 %), Waldweide ist (Lärchenwiesen), die ebenso den Aufwuchs junger Bäume verhindert wie sie den Waldboden ungebührlich verarmt. (Bild 23)

Rindviehzucht.

Obenan steht in der Viehzucht natürlich das Rind. Es wird in unserem Gebiet im wesentlichen in zwei Schlägen gehalten: Das Grauvieh, das im ganzen Etschtal und seinen Seitentälern bis Schlanders hinauf vorherrscht, und das Schweizer Braunvieh, das den übrigen kleineren Teil im Obervinschgau einnimmt.¹²⁴ Sie sind beide Rassen, die sich durch Widerstandsfähigkeit, gute Zucht- und Milchleistung auszeichnen. Vor allem die Gesundheit des Tiroler Viehes begründet den Ruf der Tiroler, auch damit der Etschtaler Viehzucht. Die harte alpine Aufzucht, meist auf den Almen hoch über der Waldgrenze, der lange Herbst- und Frühjahrsweidengang bedingen einen Viehschlag, der zu jeder Zeit gern zur Blutauffrischung und zur Verbesserung von Zuchten genommen wurde.⁹⁷ Kommen solche Kühe, die unter den ungünstigen Futterverhältnissen aufgezogen wurden, in bessere des Flachlandes, so vermögen sie sogar außerordentlich gute Milchträge zu liefern. So wurde zu allen Zeiten das Vieh des Sarn-, Passeiertales, des Obervinschgau und der übrigen Nebentäler gerne gekauft. Ein besonders lohnender Zweig der Viehhaltung ist die Aufzucht von Zugochsen, die im Etschland als Arbeitsvieh abgesetzt werden. Er wird fast überall, besonders im Sarntal, Passeier und Ritten betrieben. Auch hier läßt so das Etschland klimatisch minder begünstigte Teile an seinem Reichtum teilnehmen. Besonders in früheren Zeiten war es üblich, in geringerem Umfang heute noch, in der Schweiz, in Graubünden im Frühjahr Jungvieh einzukaufen und es nach der Alpung im Herbst auf den Viehmärkten als junges Milch- oder Fleischvieh abzusetzen.¹⁰⁰ Weitaus der größte Teil der Vieherzeugung ging in früheren Zeiten nach Norden. Eigentlich nur die dreijährigen Ochsen wurden im Etschland abgesetzt, so wie einiges Schlachtvieh. Auch hier hat die Viehzucht, die in manchem Gebiet an Stelle des unrentablen Roggenbaues mehr herangezogen wurde, in der Nachkriegszeit Schäden erlitten, die für den Bauernstand geradezu katastrophal waren. Mit der neuen Zollgrenze blieben auf Viehmärkten im Herbst die deutschen und österreichischen Viehhändler aus. Das ganze einst so wertvolle Absatzgebiet für das harte Zuchtvieh in der Monarchie war verloren, und die Italiener stellen sich nicht in dem Maße auf den Märkten ein, daß Viehpreise erzielt werden könnten, die einigermaßen lohnend sind. Es hat sich so der Bauernschaft des Gebirgslandes eine Unruhe bemächtigt und eine Erregung gegen die neue Grenze, die dem neuen Herrn nicht sehr zuträglich ist. Es ist zu hoffen, daß die italienischen Viehhändler sich, statt wie bisher in der Schweiz, nunmehr in Südtirol eindecken. Doch wird Italien für das Tirol eigene Feld der Zuchtvieherzeugung kaum jemals einen genügenden Markt darstellen. (Bild 72)

Wie an anderen Stellen hat sich die Bauernschaft nach neuen Erwerbszweigen und nach Umstellung der Wirtschaft umgesehen. Nur ein geringer Teil der Viehzuchtgebiete kann im Obstbau Ersatz finden für den Verlust, den die neue Grenze der Wirtschaft gebracht hat. Die jungen Obstplantagen im obersten Vinschgau, die man heute dort findet, sprechen eine berechtigte Sprache, werden sie doch kaum jemals einen nennenswerten Ersatz der verlorenen Verdienstmöglichkeiten in der Viehzucht bedeuten können. Anders zu werten sind die Bestrebungen, die jetzt darauf hinausgehen, die bisher vernachlässigte Milchwirtschaft auf eine höhere Stufe zu heben. Seit dem Beginn der Viehkrise wendet man sich in genau derselben Erkenntnis, die dem Wein- und Obstbau treibenden Bauern gekommen ist, daß nämlich nur Qualitätserzeugung geeignet ist, der neuen Grenze Rechnung zu tragen, der Produktion von guter Butter und Fettkäse zu. Die Entwicklung steckt zwar noch in den Anfängen. Gerade die konservative Almwirtschaft mit ihren in den Besitzverhältnissen gebundenen, ungünstigen Bedingungen, bietet der Schwierigkeiten genug. Aber jeden Freund des Landes muß es freuen zu sehen, wie sehr auch hier auf diesem schwierigen Feld der Bauer sich seiner Existenz wehrt. Den schon früher zahlreichen Viehzuchtgenossenschaften fügt er jetzt noch Sennereigenossenschaften zu, zur besseren Verwertung der Milch und einer größeren Haltung von Milchvieh als bisher üblich war. Bietet doch allein schon der innere Markt des Landes mit seinem wertvollen Fremdenverkehr Möglichkeiten, die bisher kaum ausgeschöpft waren. Wurde doch früher schon, als vom Fremdenverkehr keine Rede war, Butter aus dem Engadin eingeführt,¹²⁵ kamen doch bisher alle feineren fetten Käsearten aus der benachbarten Schweiz. Auch die Frischmilchlieferung der Fremdenplätze Meran, Bozen-Gries, Karersee, Sulden, Ritten bietet den Anreiz zu vermehrter

Anstrengung in dieser, dem Tiroler bisher wenig gelegenen Ausnutzung der Viehhaltung. Darüber hinaus könnte später sicher noch eine Menge Milch, die bisher wenig lohnend zur Aufzucht von Jungvieh verwandt wurde, in Form von Käsen, Butter ausgeführt werden. Voraussetzung ist natürlich eine bessere Pflege der Almen und eine Heranbildung von tüchtigen Sennern, an denen es jetzt im Lande fehlt.

Die Kleinviehhaltung.

Doch nur ein Teil der Almregion kann nutzbringend von Kind ausgenutzt werden. Ihre obersten Teile, sowie die minderen Böden werden vom Schaf beweidet. Im Vinschgau kommen die trockenen Heiden des Sonnenberges hinzu. Es werden verschiedentlich ganz beträchtliche Mengen von Schafen gehalten. Die bedeutendsten Schafhaltungsgebiete sind das Sarntal (1900) mit 957 Schafen je tausend Einwohner und S.B. Schlanders mit 943. Im Obervinschgau ist sie immer noch mit 650 Schafen ziemlich bedeutend. Im ganzen läßt die Schafzucht nach. Einst war sie die Grundlage eines Hausgewerbes, das die zu den Trachten gehörigen groben Wollstoffe, die Kogen selbst herstellte. Im Sarntal ist solches Hausgewerbe heute noch in größerem Umfang vorhanden. Das Sarntal führt größere Mengen von Wolle nach Bozen in die bodenständige Wollenindustrie. In früheren Zeiten kauften die Passeierer und Sarntaler im Ausland, auf dem Balkan und in Ungarn Schafe auf, die sie sömmeren und im Herbst dann nach Frankreich weiter verkaufen. Doch hat unter dem Zwang der naturgegebenen Verhältnisse, die oft eine andere Bodennutzung nicht zulassen, die Schafzucht nicht so stark abgenommen, wie sonst in Europa. Neben der Schafzucht geht eine Ziegenzucht einher, oft recht wenig zum Vorteil des an sich schon gefährdeten Waldes.

Die Schweinezucht ist unbedeutend. Nur wo eine Melkalm sich findet, nimmt man Schweine mit zur Ausnutzung der Molken.

Interessant ist, daß die Bienenzucht im Etschland durch die Obstkultur starken Auftrieb erhielt.

Die Pferdezuucht.

Auf anderer Grundlage ruht ein Zweig der Viehzucht, der zwar nicht sehr groß ist, aber doch sehr aufschlußreich für den geographischen Charakter des Landes: die Pferdezuucht. Wer auf dem Porphyrgebirge des Etschöggelberges wandert, dem begegnen sicher einmal Bauernburschen, die mit kleinen Pferden über die steinplattenbelegten, heckengezäunten, schmalen und holprigen Wege galoppieren, daß die Funken sprühen und dem Beschauer angst und bange werden kann. Das Gebiet des Etschöggelberges, abgeschlossen vom Verkehr, ohne Straßenverbindung mit dem Etschland tief unten, ist so recht ein in sich geschlossenes Gebiet alter bäuerlicher Sitten und Trachten, alter konservativer bäuerlicher Haltung, in dem sich ein ehemals weit verbreiteter Pferdeschlag halten konnte, der sonst fast völlig verschwunden war. Das Haslinger Pferd¹²⁶ verdankt sein Leben in dieser abgeschiedenen Gebirgswelt Tirols dem alten Verkehrscharakter des Landes. Die heimkehrenden Pilger, Kreuzfahrer, auch Streiter aus den Türkenkriegen brachten aus dem Morgenlande ein kleines Pferd sarazenischen Blutes mit, das von Passeierer Säumern gern übernommen wurde, da es sich für ihre Zwecke gut eignete. Zwar wurde später, als mit der Landstraße der Saumverkehr hinfällig wurde, in dieses morgenländische Blut viel norisches eingekreuzt, doch auf dem Etschöggelberg hat sich das alte Säumerpferd gut erhalten. Nur 1.40 hoch, von starkem Knochenbau, länger als hoch, wendig, trittsicher ist es so recht ein Pferd, geeignet für den Säumer. Es sind neben Braunen meist Füchse, die durch ihre hellblonde Mähne auffallen. Durch den Weidetrieb des Gebirges sind auch sie sehr abgehärtet und widerstandsfähig geworden. Auch heute noch ist dieses Haslinger Pferd den Bewohnern des Etschöggelberges eine Notwendigkeit, da es, wie kein zweites gewandt und ausdauernd die steilen Schinder hinaufflettert, die vom Etschtal her die einzige Verbindung über die Porphyrhänge hinauf in die Dörfer und Höfe darstellen. So hat sich diese Erbschaft aus dem mittelalterlichen Saumverkehr unter den besonderen geographischen Verhältnissen dieses Landes erhalten können. Über den eigenen Bedarf hinaus ist das Pferd eigentlich nie gezüchtet worden. Erst in den 70er Jahren wurde man auf diesen eigenartigen Pferdeschlag aufmerksam. Man gründete eine Pferdezüchtgenossenschaft (1904)

und richtete ein kleines Gestüt im Eschauenhof bei Jenefien ein. Bauernrennen auf Haslinger Pferden waren in Meran allherbstlich mit ihren bunten Trachten der Etschöggelberger ein beliebtes Ereignis für die Kurgäste und für die Zucht ein Werbemittel.

Außer dieser interessanten, eigentlichen Haslinger Pferdezuucht spielt die Aufzucht schwerer, meist norischer Schläge eine ansehnliche Rolle im Lande. Doch hat sie nirgendwo mehr die Bedeutung, wie zu ritterlichen Zeiten, oder späteren, da der Wagenverkehr über die Pässe flutete, und ein Verkehrsgewerbe beständigen Bedarf an Pferden zu Zug wie zu Saumzwecken im Lande erhielt. Schickten doch zu Zeiten die Passeierer „Samer“ dreihundert Pferde auf die Mooswiesen zwischen Meran und Bozen zur Frühjahrswaide.¹¹⁰ Heute stellen vor allem das Sarntal und der Ritten mit seinen mageren, porphyrbödigem Kalkalmen die Hauptgebiete der Pferdezuucht dar. Der saure Boden der Laaser Ebene im Gebiet der mißglückten Etschregulierung gibt ein ebenfalls gutes Pferdezuuchtgebiet. Hier haben die Namen Schluderns, Eschengis, Ehrs und Prad einen guten Klang. Ein drittes kleines Pferdezuuchtgebiet stellt die Gegend der gleichfalls nur unvollkommen gemästerten Versumpfung in den Gemeinden Laag und Salurn dar, deren Mäser zu einem Teil ebenfalls sich kaum zur Rinderhaltung eignen. (Bild 71)

Mehr noch als die Rindviehzucht ist die Pferdezuucht der nachkriegszeitlichen Viehkrise ausgesetzt.

Maultiere und Esel, diese Zugtiere des Mittelmeergebietes sind im Deutschen Land an der Etsch nicht in nennenswerter Zahl vorhanden.

Der Wald

Geschichtliches.

In unserem Lande, das einst vorzugsweise Waldland war, es jetzt noch in vielen Teilen ist, ist dennoch die Waldwirtschaft heute in recht unbefriedigendem Zustande. Jahrhunderte lange, oft rücksichtslose Waldnutzung hat den Wald bis hart an die Grenze gebracht, an der die Frage, ob auch in unserem Lande die Waldverwüstung, die jenseits der Sprachgrenze in vollem Maße wirksam ist, sich durchsetzen soll, akut werden muß. Die Geschichte des Waldes in unserem Land ist die seiner beständigen Zurückdrängung auf einen Stand, der an vielen Stellen den einfachsten Forderungen der Selbstversorgung der Bewohner, des Wildbuchsches und der Verhinderung von Bergschliffen, Muren usw. nicht mehr gerecht werden kann.

Schon im frühen Mittelalter wurden die Wälder des Etschtales zum Export ausgenutzt. Allein in der Öffnung des Etschtales nach Süden zum waldbarmen Italien liegt eine große Gefahr für den eigenen Waldbestand. Die Flößerfamilien von Sacco im Lagertal betrieben den Holzhandel auf Grund eines Privilegs als Monopol unter rücksichtsloser Ausnutzung ihrer Machtstellung. Unter anderem hatten sie z. B. das Vorkaufsrecht in verschiedenen holzreichen Gemeinden. Hier liegt eine Ursache dafür, daß das Etschtal bis hoch hinauf in den oberen Vinschgau weithin entwaldet ist.¹¹⁰ Sie findet im Volksmund die etwas handgreiflichere Formulierung, Venedig sei mit dem Holz des Vinschgauer Sonnenberges erbaut, der deshalb heute so kahl dastehe.

Mit der Errichtung der gefürsteten Grafschaft Tirol geriet der Waldbesitz, der bisher Gemeingut der eingewessenen Dorfbewohner war, durch den Anspruch des landesfürstl. Almendregals, in die Macht der Landesherrn.¹²⁹ Es kam die Zeit der dauernden Geldnot der Tiroler Grafen, zu deren Abhilfe in erster Linie der Bergbau des einst an Bodenschätzen reichen Landes dienen mußte. Zum Holzbedarf der Italiener, zu dessen Befriedigung auch das Etschtal herangezogen wurde, kam nun der große Verbrauch an Holz im Dienste des Bergbaues, teils als Grubenholz, teils auch als Material zur Verhüttung der Erze. Damals wurden dem Waldbestand Lücken geschlagen, die sich bis heute nicht mehr schließen konnten. Die Trockenheit des Landes kommt hinzu, diese öden, kahlen Berghänge entstehen zu lassen, die am Vinschgauer Sonnenberg ganz besonders auffällig die Sünden vergangener Zeiten erkennen lassen.

Denn die Waldwirtschaft war in erster Linie Raubbau, an Aufforstung wurde nicht gedacht. Kahlschläge wurden Weide.

Die Bevölkerung, die in ihrem Waldnutzen immer mehr beschränkt worden war, oft für ihn unerträgliche Abgaben zahlen mußte, begehrte auf. Mit dem Aufhören des Bergsegens hörte auch bei der Landesregierung das Interesse an ihren Waldungen auf. Das Forstrecht wurde immer milder gehandhabt, das Privileg der Flösser von Sacco, die ein Drittel ihres Ertrages an die Landesregierung zahlen mußten, fiel, bis dann endlich im Jahre 1847 unter dem Druck der kommenden revolutionären Ereignisse der Staat den Gemeinden alle Waldungen überließ mit Ausnahme der großen Forste Kar und Latemar am Fuße von Rosengarten und Latemar und einiger Wälder der Umgebung des noch in Betrieb befindlichen Bergwerks in Schneeberg im Passeiertale.¹²⁷

Der Wald wurde nun entweder in den Gemeindebesitz übernommen und dabei als Teilwald unter die Besitzer von Waldnutzungsrechten aufgeteilt, oder auf die Hofbesitzer verteilt.

Größe und Verteilung des Waldbestandes.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts ergab sich folgendes Bild vom Waldbestand des Landes, das sich bis heute kaum verschoben haben dürfte.

	Laub-, Nadelwald (Hochwald)		Mittel oder Niederwald	Weideflächen mit untergeord. Waldnutzung
Bez. Haupt. Bozen				
staatl.	—	3134 ha	—	2,8 ha
Gemeinde	63	20628 ha	1837 ha	291 ha
Privat	740	60276 ha	2729 ha	1883 ha
Bez. Haupt. Meran				
staatl.	—	1734 ha	—	115 ha
Gemeinde	147	34315 ha	84 ha	5225 ha
Privat	651	36005 ha	2279 ha	2204 ha

Weitaus der größte Teil des Waldes ist Hochwald, und zwar Nadelwald. Der nur geringe Anteil von Niederwald zeigt, wie sehr unser Land noch dem mitteleuropäisch-deutschen Kulturgebiet angehört. Es macht der Niederwald, die typische Waldform der Hänge des Etschlandes und des unteren Vinschgaves, die hier als Übergangsform zur typisch mitteleuropäischen zu werten ist, in der Bezirkshauptmannschaft Bozen etwas mehr als 5 % und in den Bezirkshauptmannschaften Meran und Schlanders nur wenig mehr als 3 % aus. In der benachbarten Bezirkshauptmannschaft Trient aber macht der Niederwald schon fast 72 %, in Rovereto, der nächstfolgenden Bezirkshauptmannschaft des Etschtales über 50 % aus. Der Laubwald in der Statistik ist meist der Auenwald der Etschebene. Sonst herrscht die Fichte im Mischbestand mit der Lärche.

Das Gebiet größter Waldnutzung ist das Porphyrgebirge östlich der Etsch, wo bis zu 72 % der Fläche mit Wald bestanden sind. Hier in den Gemeinden Montan, Deutschhofen, Truden, Altrei ist der Wald die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung. Die Gemeinde, im Besitz ungeheurer Waldungen, ist der Unternehmer, welcher der Bevölkerung durch Beschaffung von Arbeit als Holzfäller, Begebauer, Holzführer usw. das notwendige Einkommen verschafft. Das Fehlen von Gemeindesteuern, die Bestreitung der Lehrmittellkosten für die Schulkinder durch die Gemeinde, ja sogar gelegentliche Barauszahlung, waren in der Vorkriegszeit Eigentümlichkeiten dieser Holzgemeinden. Die anderen Gemeinden des Porphyrlandes führen alle ebenfalls Holz aus, ebenso die Deutschgegend und der Nordhang der Ortlergruppe, ohne daß der Ertrag des Holzes dort jemals solche, fast ausschließliche Rolle spielt, wie am Reggelberg und in dessen benachbarten Gebieten.

Gegenüber diesen holzreichen Gemeinden stehen die holzarmen der Ötztaler Alpen, die mit 10—20 % des Areals an Waldbesitz durchaus unzureichend versorgt sind. Er kann nicht einmal die Fluren gegen Elementarereignisse ausreichend schützen. Auch bei den anderen Gemeinden des Etschtales kann von einer Holznutzung durchweg nicht die Rede sein. Sie haben fast alle die Bestimmung, daß nur für den eigenen Bedarf geschlagen werden darf, soweit es sich um Gemeinbewaldungen und die den größten Teil der Privatwaldungen ausmachenden

Teilwälder handelt. Diese Bestimmung verhindert zwar die Ausfuhr und stellt den Wald unter eine gewisse Schonung, sie kann aber nicht verhindern, daß oft wertvolle Stämme als Brennholz verbraucht werden.

Die Waldwirtschaft.

Die Hochwälder werden mit einer Umtriebszeit von 80—140 Jahren bewirtschaftet und zwar wie fast überall im Gebirge, im sogenannten Plenterbetrieb. Nur etwa 8 % werden kahl geschlagen. Der Plenterbetrieb, das Ausschlagen also nur der hiebreifen Stämme aus einem Walde mit Stämmen jeden Alters, ist durch die besonderen Gefahren des Hochgebirges (Abschwemmungen des Waldbodens), die Kahlschläge nicht zulassen, geboten.¹²⁸

Die gesamte Ertragsfähigkeit der Wälder Südtirols, also des Landes an der Etsch und am Eisack, beträgt etwa 350 000 Kubikmeter, wovon die Hälfte ausgeführt wird, und zwar fast vollständig nach Italien. Aber oft genug wurde diese Ertragsfähigkeit weit überschritten.¹²⁹

Hauptsächliche Ausfuhrware sind Fichten, Rundholz und Bretter. Das Holz der Lärche wird zumeist in der heimischen Möbeltischlerei verwertet. Die Zirbe als Rohstoff der Bildschnitzerei spielt für die heimische Industrie nicht die Rolle wie im benachbarten Gröden.

Das Laubholz des Niederwaldes wird seit alters zu verschiedenen Zwecken verwandt. Das Wagnergewerbe, das in unserem verkehrsdurchflutetem Lande früher eine große Rolle spielte, verarbeitete gern das harte Holz der langsam wachsenden trockenen illyrischen Buschwaldformation. Aus den Stämmen des Solbregens verfertigte man die Holznägel für den Pergelbau, und die mit den Niederwäldern vorkommenden Edelkastanien liefern ebenso wie Robinien das Weingartholz der Pergeln. Aber im großen und ganzen bringt dieser Buschwald nicht mehr als Brennholz hervor. Diese „Faschinenwälder“ werden alle 15—30 Jahre rasiert. Sie geben ein dünnes Bündelholz her, das kaum ausreichend ist für den Gemeindebedarf, der in diesen Bezirken des Etschlandes zumeist auch aus den Auwäldern gedeckt wird.

Dazu kommt eine Fülle von kleineren Nutzungen des Waldes. Berühmt ist der Tiroler Waldsamen.¹³⁰ Ist doch nicht zuviel gesagt, daß sämtliche Lärchen Deutschlands Tiroler Herkunft sind. Das Sammeln von Lärchenjamen bietet der landwirtschaftlichen Bevölkerung auch heute noch einen hübschen Nebenerwerb. Aber im Übermaß betrieben, schadet es dem Nachwuchs der Waldungen. Besonders schädlich, und daher jetzt verboten ist die Gewinnung von Harz. Eine wandernde Fabrik zur Gewinnung des Latschenkieferöles aus dem Knieholz der Latsche findet sich auf dem Kitten.

Besonders schädlich ist dem Wald eine vielfältige Viehnutzung, die den Boden verarmt. Die Waldweide macht ein Drittel des Almbetriebes aus. Das Streurechen und das Schneiteln der Bäume, das in letzter Zeit nachgelassen haben soll, wirken alle in derselben Richtung eines schwerwiegenden Waldschadens. Im Buschwald merzt die Ziegenweide die Laubhölzer zugunsten der Kiefer aus. An der Waldgrenze drängt der ungeheure Holzbedarf der Almhütten und der Verbiß der jungen Zirben durch das Weidevieh die Waldgrenze beständig hinab.

Das Holz wird in zahlreichen kleinen bäuerlichen Sägewerken verarbeitet, aus den großen Tälern Ulten, Passeier und Sarntal verflößt, mit zahlreichen Seilbahnen von den Steilhängen der Mendel und des Porphyrlandes verfrachtet. Der Hauptumschlagplatz für Holz ist Neumarkt im Bozener Unterland, wo nicht nur die großen Erträge des Reggelberges und von Truden und Altrei verfrachtet werden, sondern auch die Holzmassen des benachbarten „krautwalschen“ Fleimstales. An zweiter Stelle steht Karbaun kurz oberhalb Bozens, das den Ertrag von Rietzer-Eggental (staatliche Forsten Latemar und Kar) auf die Bahn liefert.

Der Holzhandel ist heute fast vollständig in italienischen Händen. Auf eine Zeit der Konjunktur nach dem Kriege, die einen unverantwortlichen Rückschlag mit sich brachte, folgte ein bis heute noch nicht überwundener Rückschlag (für Reichsitalien günstige Handelsverträge mit Südslavien), der gewiß dem Walde die erwünschte Schonzeit brachte, aber auch die Bauernschaft in eine Not, die seit den vielen finanziellen Verlusten der Nachkriegszeit (Kriegsanleihe, Kronenaufwertung, Steuern) bitter und gefährlich empfunden wird.

Gewerbe und Industrie

Neben der land- und forstwirtschaftlichen Produktion spielt die der Gewerbe und Industrien nur eine geringe Rolle. Es äußert sich hier die spontane Abneigung der Bajuwaren gegen alle Industrie. Man wird kaum die Randlage des Landes gegen den österreichisch-ungarischen Absatzmarkt für den Mangel an Industrie verantwortlich machen können; denn das in dieser Hinsicht sicher mehr beungünstigte Vorarlberg, ein Land alemannischer Besiedlung, zeigt eine durchaus lebhaftere Industrie. Dasselbe Hofrecht, das in alemannischen Gebieten die Abwanderung der nachgeborenen Söhne in die Industrie fördert, ja in früheren Zeiten vielleicht erst das Heranwachsen einer Industrie zu einem Bedürfnis machte, bleibt in Tirol in dieser Hinsicht völlig wirkungslos.

Weitaus der größere Teil der in Gewerbe und Industrie beschäftigten Personen steht in Betrieben, die entweder in der Landwirtschaft oder im Fremdenverkehr ihre Wurzel haben. Selbständige, von der heimischen Landwirtschaft in größerem Maße unabhängige, auf Ausfuhr eingestellte Betriebe sind selten.

Wohl mehr als ein Drittel der gewerblichen Betriebe stellt das Handwerk, das für den Verbrauch der landwirtschaftlichen Bevölkerung arbeitet: also Schneider, Schuster, Schmiede und eine auf dem Holzreichtum gewisser Landesteile beruhende Möbeltischlerei, die im Porphyrland östlich der Etsch namentlich eine Anzahl von Kleinbetrieben unterhält, Handwerke, welche die für Deutschland kennzeichnende Zunftverfassung haben, die Italien sonst nicht kennt.¹¹²

Der Weinberg erhält ein gewisses Wintergewerbe in den Berggemeinden, wo die Zurichtung von Weingartholz, die Herstellung von Wimmischüsseln, Zummern und anderer Geräte für die Weinlese einen Zuschuß zum Betriebseinkommen liefern. Selbstverständlich ist die Binderei stark vertreten. Früher wurden die Trester der Weinbereitung in einer kleinen, meist häuslichen Branntweimbrennerei verwertet. Die maßlose italienische Besteuerung von Spirituosen hat diese Hausgewerbe zum Erliegen gebracht. Heute werden die Trester nach Österreich ausgeführt und dort weiter verarbeitet. Der Obstbau unterhält eine Anzahl von Betrieben zur Herstellung von Emballage zum Obstexport. Auf dem Obstbau beruht das Gewerbe der Korbflechterei, das die Weiden der Etschniederung verwendet. Zum Teil wird der Bedarf an Emballage auch auswärts gedeckt. Mit der Bewertung des nicht versandfähigen Obstes befaßt sich eine Obstkonservenfabrik in Bozen mit einer Produktion von 40 000 mz.¹²⁰ Neuerdings sind bedeutende in Lana und Meran hinzugekommen. Es muß auffallen, daß in diesem Lande starker Obstproduktion nicht mehr solcher Fabriken vorhanden sind. Es wurden zwar noch 3—4 kleinere eingerichtet, manche ist jedoch bald nach ihrer Errichtung wieder eingegangen. Das Land ist ganz auf die Erzeugung von frischem Qualitätsobst eingestellt, so daß sich die Bewertung in Konservenfabriken in größerem Maßstabe nicht lohnt.

Begünstigt durch die Lage, kaum in der eigenen Produktion an Gerste begründet, ist die recht ansehnliche Bierbrauerei, die in drei Betrieben ausgeübt wird und neuerdings in einem einzigen zusammengefaßt ist, mit einer Jahresherstellung von ungefähr 175.000 hl. Es sind diese ettschländler die südlichsten Bierbrauereien Deutschlands, die beim Ruf des deutschen Bieres günstige Absatzbedingungen im benachbarten Italien haben. Ob das Bier nun mehr in die Kehlen durstiger Italiener oder kunstliebender deutscher Italienreisender verschwindet, läßt sich begreiflicherweise nicht feststellen. Jedenfalls begrüßen den deutschen Reisenden in Verona, Venedig, Mailand, Triest, allenthalben die verheißenden Schilder Birra Forst und Birra Blumau (Forst bei Meran, Blumau bei Bozen).

Drei größere Mühlen vermahlen in Südtirol 33 000 Tonnen Getreide, vor allem für den Bedarf der ausschließlich Wein- und Obstbau treibenden Gebiete des Etschlandes und des benachbarten Welschtirol. In den selbst Getreide bauenden Gebieten wird der Bedarf in Bauernmühlen gedeckt.

In der heimischen Schafzucht ist ursprünglich begründet eine Lodenfabrik in Bozen und eine kleinere in Lana. Heute eingegangen ist die Produktion von Sumach, einem Gerber- und Färbstoff, die auf die Sumachpflanze, dem Perückenbaum (*Rhus cotinus*) der illyrischen

Buschflora begründet war. Noch 1870 beschäftigte sie 10 Arbeiter mit einer Endproduktion im Werte von 38.500 Gulden. Von der eingegangenen Seidenspinnerei war schon die Rede. Noch 1870 beschäftigte sie 280 weibliche Arbeiter.¹¹⁷

Etwa 100 Jahre alt ist die Baumwollspinnerei in Bozen mit 60 Webstühlen, 16.000 Spindeln und einer Belegschaft von ungefähr 250, meist italienischen Arbeiterinnen.

Von größerer Bedeutung ist wieder die Industrie der Steine und Erden. Zunächst nur für den eigenen Bedarf des Landes arbeitet die Ziegelindustrie. Der größte Betrieb ist der von Zerlan Siebeneich bei Bozen. Er verarbeitet das in die Etschenebene geschlämmte kalkfreie Porphyrmoränenmaterial des Eschöggelberges. Hier werden auch die für das Etschland wesentlichen, eigenartigen Dachziegel (Mönch und Nonne) neben anderen Ziegelwaren hergestellt. In einigen Steinbrüchen südlich von Bozen, in Leifers und Branzoll wird der Porphyrt zu Pflastersteinen gebrochen.

Marmor.

Bedeutsamer ist wieder die Marmorindustrie von Laas, Göljan, Schlanders.¹¹⁹ Sie geht auf die Marmorlager zurück, die wir in den Gesteinen des Laaser Gesteinszuges erkannt haben. Der Marmor, der hier gebrochen wird, zeichnet sich aus durch unbedingte Wetterbeständigkeit, große Festigkeit und Dichte, die ihn gegen jedes Klima gefeit erscheinen lassen. Er ist rein weiß, gegenüber dem carrarischen ohne gelbliche Farbe und übertrifft ihn an Härte und Widerstandsfähigkeit. Römische Meilensteine, die man im Lande fand, sind aus Laaser Marmor. In der heimischen Kunst des Mittelalters, Barocks und Rokoko wurde Laaser Marmor schon reichlich verwandt: in der Schloßkapelle von Burg Tirol, an der Triumphpforte in Innsbruck; auffallend sind die vielen Madonnen in hübschen, geschmackvollen Medaillons über den Portalen der heimischen Edelsitze, die ebenfalls in Laaser Marmor gearbeitet sind. Doch verwandte man zu diesen Arbeiten meist nur erraticches Material der Schutthalben und Moränen des Binschgauer Nördersberges. Zu einem regelrechten Steinbruchbetrieb fehlte lange der Anreiz, da die hohe, schwer zugängliche Lage des anstehenden Marmors nur unter hohen Kosten einen solchen erlaubt.

Lohnend wurde eine Ausnutzung der Lagerstätten im Bruchbetrieb, als mit dem Bahnbau über den Brenner die Absatzmöglichkeiten erschlossen waren. Die ungeheure Bautätigkeit Ludwigs des Zweiten von Bayern schuf eine günstige Konjunktur für den Laaser Marmor. 1868 wurde das erste Marmorwerk errichtet, dem bald weitere folgten, die mehrere Brüche im Laaser-, Göljaner- und Martelltal ausnützten. Eine Fachschule für Bildhauerei wurde in Laas errichtet. Eine wechselnde Zahl von Arbeitern, 200—250, wurde beschäftigt. Eine Menge der berühmtesten Bauwerke Münchens sind in Tiroler Marmor errichtet: die Glyptothek, die Basilika, dann die Walhalla in Regensburg. Unter den vielen Denkmälern Berlins aus dem 19. Jahrhundert sind ebenfalls eine ganze Anzahl aus Laaser Marmor.¹¹⁹

Die Nachkriegszeit mit der neuen Grenze hatte die Laaser Marmorindustrie zunächst fast vollkommen zum Erliegen gebracht. Im Wirtschaftsraum Italiens mit seinen altberühmten Lagerstätten konnte sich natürlich unsere junge Industrie vorerst nur schwer halten. Die meisten Werkstätten verödeten und arbeiteten nur noch für den örtlichen Bedarf an Grabsteinen und dergleichen. Die Laaser Fachschule wurde von den italienischen Behörden nach Bozen verlegt und damit zum Tode verurteilt. Mit Hilfe von fremdem Kapital wurde dann der Bruchbetrieb — und nur dieser, nicht die Verarbeitung — neuerdings in ganz großem Maßstab wieder aufgenommen.

Bergbau

So gering die Bedeutung des Bergbaues in der Gegenwart ist, so groß war sie in vergangener Zeit.¹²⁵ Wie sehr der Erzeichtum des Landes Anlaß wurde zur ersten Besiedlung prähistorischen Alters wurde schon erwähnt. Im 11. Jahrhundert beginnt die Neubelebung des Bergbaues und sein Aufschwung, der viel zur Stärkung der politischen Stellung des Landes beitrug und auch eine starke Bevölkerungsvermehrung mit sich brachte.⁹⁹ Die Blütezeit des Tiroler Bergbaues lag im 15. und 16. Jahrhundert. Die Fugger, der Deutschorden und andere erwarben Bergregale. Verpfändung von Grubeneinnahmen der Landes-

fürsten waren auf der Tagesordnung zur Beschaffung der notwendigen Geldmittel, deren sie zur Durchführung und Verteidigung ihrer staatsrechtlichen Machtpläne bedurften. Wegen des Raubbaues und der unzureichenden technischen Mittel, wegen der kirchlichen Ereignisse, Austreibung der meist lutherischen Bergknappen, kam der Bergbau zum Erliegen. Muren, Lawinen, Wildbäche im Gefolge der Entwaldung, die die Bergbaue mit sich brachten, fügten den Bauen Schäden zu, die unter den damaligen Verhältnissen nicht zu bessern waren.

Aus der Unzahl von Bauen, die überall im Lande ihre Spuren hinterlassen haben, in Ortsnamen, in Halben, verlassenen Schächten ragen einige wenige als besonders bemerkenswert hervor. Die Baue des Schneeberges im Passeier wurden auf Gänge, Nester und Linien silberhaltigen Bleiglanzes seit dem 13. Jahrhundert abgebaut. Die Gruben in einer Höhe von 2200 m gehören zu den höchsten Europas. In der Blütezeit wurde mit 70 Stollen und mehr als 1000 Bergleuten gearbeitet. Obwohl im Flußgebiet der Passer liegend, gehört der Schneeberger Bergbau doch wirtschaftlich zum Eisacktal. Durch einen 730 m langen Tunnel wurden die Erze hinüber ins Ridnaun geschaffen und dort oder in Grasstein verhüttet. Die Stellung des mittelalterlichen Sturzberges beruht zum Teil auf diesem Bergbau zu Schneeberg im Passeier.

An zweiter Stelle stand der Bergbau von Terlan-Mals und Rabenstein im Penser Tal (Sarnthal), ebenfalls auf Silber und Blei. An mehr als 25 verschiedenen Stellen wurde bemerkenswerter Bergbau getrieben: meist auf Blei und Silber, gelegentlich Zinkblende, Kupferkies, Fahlerz, Eisen und Mangan.

Vor dem Kriege begann eine mäßige Wiederbelebung des Bergbaues, der jedoch nicht im entferntesten die frühere Bedeutung erlangen konnte. Seit 1871 ist der Bergbau im Schneeberg im Passeier wieder aufgenommen, der 1792 zum Erliegen kam. Die Kupfer-, Blei- und Zinkerze wurden im Ausland verhüttet. Doch die Arbeiterzahl blieb gering. 1880 betrug die Förderung 1836 m³ im Werte von 18.000 Gulden.

Ebenso wird noch der Bau von Terlan und der von Rabenstein betrieben, auch hier handelt es sich nur um geringe Mengen von Erz. Hauptbedeutung hat der gewonnene Flußspat.

Die Wasserkräfte.

Die dem Bajuwaren angeborne Abneigung gegen alle Industrie hat eine in der Gegenwart sehr bedrohliche Folge für das Land. Bei Kriegsende waren in ganz Südtirol von den auf etwa 600.000 Bruttoperdekraften geschätzten Wasserkräften nur rund 40.000 ausgenutzt. Die größten Elektrizitätswerke waren die Etschwerke an der Föll mit 27.000 Ps. Eine Zahl kleinerer Werke lokaler Bedeutung erreichten in ganz Südtirol noch kaum 13.000 PS Leistung.¹²² Ihre größten sind die von Mals, das Gefälle der Malser Heide ausnützend, das von Schnals an der Stufenmündung des Schnalstales, von Lana an der des Ultentales, von Auer und von Kaltern. Meist ging die Verwendung der elektrischen Energie nicht über den Hausgebrauch hinaus. Eine Anzahl im Dienst des Fremdenverkehrs stehende Bergbahnen wurden mit ihr betrieben, ein paar Drahtseilbahnen zum Holztransport und eine übrigens heute stillgelegte Fabrik zur Herstellung von Ferrosilicium und Kalzium-Karbid auf der Föll. Im Ganzen also eine kaum nennenswerte Ausnutzung der ungeheuren industriellen Möglichkeiten der Wasserkräfte.

Diese Vernachlässigung der industriellen Möglichkeiten schien dem neuen italienischen Imperialismus, der sonst in der Welt so wenig Gelegenheit hat, sich auszuwirken, ein Betätigungsfeld im neu eroberten Lande zu bieten. Eine Zeitlang glaubte man hier eine Handhabe zu haben, das Land, das in seiner heutigen wirtschaftlichen wie sozialen Verfassung nie für eine Verwelschung zu haben sein wird, zu italianisieren. Nicht durch Verwelschung der vorhandenen deutschen Familien, sondern dadurch, daß man künstlich eine Industrie ins Land schafft. Sie sollte, so drang es gelegentlich in die Öffentlichkeit, eine ungeheure Volksvermehrung bedingen, die selbstverständlich mit italienischen Arbeitern vor sich gehen sollte. Diese hätten dann die jetzige deutsche Mehrheit in eine Minderheit verwandelt. Mittel dazu hätten die Wasserkräfte zu bieten, die die Ansiedlung neuer Industrien gestatten. Es mag sein, daß anderswo diese Industrie rentabler angepflanzt werden könnte als gerade in Bozen

und in Meran. Aber diese Unkosten hätten dann auf die Rechnung des neurömischen, romantischen Imperialismus zu gehen.

Übrigens sind die schon erwähnten Projekte zur Entwässerung der versumpften Etschtalsole, die ja ebenfalls die Italianisierung des Landes zum Ziel haben und ebenfalls landfremde Elemente ins Land schaffen sollen, zu einem Teil auf der Verwertung dieser Wasserkräfte in Pumpwerken aufgebaut.

So ging man gleich nach der Annexion an den Ausbau der Wasserkräfte. Als erste wurden die Montecatiniwerke bei Marling im Meraner Land fertiggestellt, dieselben Montecatiniwerke, deren Enteignungsversuch an den Wasserrechten der Bauernschaft wir schon feststellten. Sie haben eine Leistung von etwa 40.000 PS, die zum größten Teil einstweilen nach Oberitalien verschickt werden. Gleichzeitig wurde in Verbindung mit diesem Werk eine Stickstoffdüngstofffabrik gegründet (1925), die 720, selbstverständlich italienische Arbeiter beschäftigt (1927). Die Produktion soll in guten Zeiten täglich 53 Tonnen Ammoniak, 1400 Meterzentner Ammoniumsulfat, 600 Meterzentner Salpetersäure und 1700 Meterzentner Schwefelsäure betragen. Täglich sollen 16 Waggon Fertigprodukte auf dem eigens für dieses Werk errichteten Bahnhof unterhalb von Meran-Mais verladen werden. Eine Arbeiterkolonie mit zahlreichen kinderreichen Familien, mit italienischen Händlern, Gastwirten usw. in unmittelbarer Nähe der errichteten landwirtschaftlichen Siedlung „Vittorio“ läßt ahnen, in welcher Weise sich die Italiener die Fortsetzung ihrer Politik denken.

1928/29 wurden die Eisackwerke bei Karbaun nach ursprünglich deutschen Plänen fertiggestellt. Sie sollen das größte Wasserkraftelektrizitätswerk Europas sein, wenn man den italienischen Angaben glauben schenken darf, mit einer Erzeugung von 250.000 PS. In schwierigen Arbeiten wurde der Eisack am oberen Ende seiner Stufe zum Bozener Boden bei Waidbruck gefaßt und in einem 20 Kilometer langen Kanal am Hang der Eisackschlucht entlang geleitet. Das Werk sollte nach seiner Fertigstellung die Elektrifizierung der Brennerbahn und der oberitalienischen Bahnen ermöglichen, außerdem die Grundlage sein für die noch zu errichtende Industrie in Südtirol. Es heißt, daß das Werk, das mit seinen in völliger Mißachtung der Schönheitswerte des Landes errichteten Hochspannungsmasten die Landschaft übel mißhandelt, nicht alle Erwartungen erfüllt, die man auf es gesetzt hatte. Wie die übrigen Anlagen haben auch diese Bauten viele italienische Arbeiter ins Land gelockt, von denen nach alter Erfahrung immer ein beträchtlicher Teil nach Beendigung der Arbeitszeit im Lande bleibt. Sie finden mit ihren Lebensansprüchen, die bedeutend niedriger sind als die landesüblichen, immer noch Lücken in den vorhandenen Erwerbsmöglichkeiten, in die sie sich nun einschleichen, wo ein Deutscher zu existieren verzichten würde.

So schien hier in mehr als einer Beziehung die Stelle zu sein, wo das Deutschtum Südtirols tödlich verwundbar ist. Mit dieser Industrialisierung wollten sich das Kapital und der politische Wille eines 40 Millionenvolkes, das sonst nur gehemmte Betätigungsmöglichkeit besitzt, auf ein wehrloses Land von einer Viertelmillion Einwohnern stürzen, an deren Deutschtum und Widerstandswillen zwar kein Zweifel ist, das aber naturgemäß solchen Plänen, wenn 100prozentig ausgeführt, machtlos gegenüber steht. Heute ist es um diese Pläne, die in Zeiten wirtschaftlicher Hochkonjunktur in Italien (1927—1929) ausgedacht wurden, begreiflicherweise recht still geworden.

Verkehr

Seine historisch-politische Wirksamkeit.

So wenig Gewerbe und Industrie selbständige Bedeutung in unserem Lande haben, um so größer ist die Rolle, die Verkehr und Handel spielen. Ist doch das Etschland das Kernland des ehemaligen Pfalzstaates Tirol, in dem sich die wichtigsten Linien seines Verkehrssystems treffen und verknüpfen, ehe sie dann gemeinsam aus dem deutschen Tirol hinausgeführt werden und in Belschtirol, von Trient an, eine neue Verteilung nach Süden, Südosten und Südwesten erfahren. Es ist kein Wunder, daß dieses Etschland zum Herzstück des Landes Tirol wurde, so daß man nie recht weiß, war es die Verkehrslage oder war es der Reichtum an landwirtschaftlicher Erzeugung, die ihm den Vorrang vor anderen tiroler Landschaften gaben. Jedenfalls halten sie sich beinahe die Waage, nur daß zu Zeiten mehr der Verkehr, zu andern mehr der bodenständige landwirtschaftliche Reichtum den Vorrang hatte. Bestimmt aber hat die Verkehrslage dem Lande die außerordentliche Gestaltungskraft staatlicher Art gegeben. Von dieser Herzkammer aus, durchpulst vom lebhaftesten Verkehr zu fast allen Zeiten, von der Burg Tirol, von der Stadt Meran aus, wurde das ganze Land zu der Einheit zusammengefügt, die die Jahrhunderte hindurch bestand.¹⁸⁶ Es kamen Zeiten des Verkehrsrückganges, die aber immer noch nicht unserem Lande der intensiven landwirtschaftlichen Produktion seine angesehene Stellung rauben konnten. Es scheint, daß heute wieder infolge der wirtschaftlichen Not der Gegenwart, die z. B. durch die neue Grenzziehung verstärkt ist, der Verkehr in Form des Fremdenverkehrs die wichtigere Rolle spielt, im Sinne der alten Verkehrsbedeutung, allerdings mit einer anderen, neuartigen Begründung.

Die großen Straßenzüge.

Vom Inntal, das selbst wieder im wesentlichen durch drei Zugänge aus dem Vorland (Inndurchbruch bei Ruffstein, Seefeld der Sattel, Fernpaß), erreichbar ist, führen zwei Hauptübergänge über den Hauptkamm der Alpen. Die „obere Straße“ führt vom Oberinntal über den Reschen in unser deutsches Land an der Etsch durch den Wipptal abwärts. Bei Innsbruck zweigt die „untere Straße“, die Brennerstraße durchs Wipptal über den Brenner ins Eisacktal. Noch im Wipptal geht eine Abzweigung durchs Kidnaun über den Jaufen ins Passeiertal nach Meran und dann das Etschtal abwärts, vereinigt mit der oberen Straße über den Reschen.^{187, 188} Der Hauptast geht das Eisacktal abwärts bis Bozen, von wo dann beide, Brenner- und Reschenstraße, vereinigt nach Italien führen. Nur die Variante durch das Pustertal Toblach-Ampezzo-Venedig, die „Strada d'alemagna“, berührte nicht unser Etschland. Während also der südliche Teil der oberen Straße ganz in unserem Gebiet liegt, tut dies die wichtigere Brennerstraße nur in der Abzweigung über den Jaufen. Doch liegt der bedeutsame Knoten beider Straßen durchaus im Etschland.

Schon in prähistorischen Zeiten wurden beide Pässe benutzt. Doch handelte es sich bei diesen allerältesten Verkehrswegen nur um Saumpfade.

Zu den Bildern:

70. Blick gegen den Schlern. Der Dreiklang von Ader, Wiese und Wald formt ein Landschaftsbild von ausgeprägter mitteleuropäischer Schönheit.

71 u. 72. Der Saum- und Wagenverkehr des Mittelalters, auch die heutigen Bedürfnisse ließen im Lande eine ausgedehnte Pferdebezücht hochkommen, die gute, schwere und leichte Pferderassen zu züchten vermag. Die Markttag bringen in die Täler ein buntes Leben von schönen Trachten. Namentlich der Passeierer und Sarntaler ist auch charakterlich stark vom Beruf des Viehhändlers beeinflusst.

73. Mittelgebirgslandschaft gegen den Karerpaß, Rosengarten und Latemar. Blick über die Eisackflucht hinweg. Geerntete Getreidefelder (Gerste).



71. Pferdemarkt in Sarntal



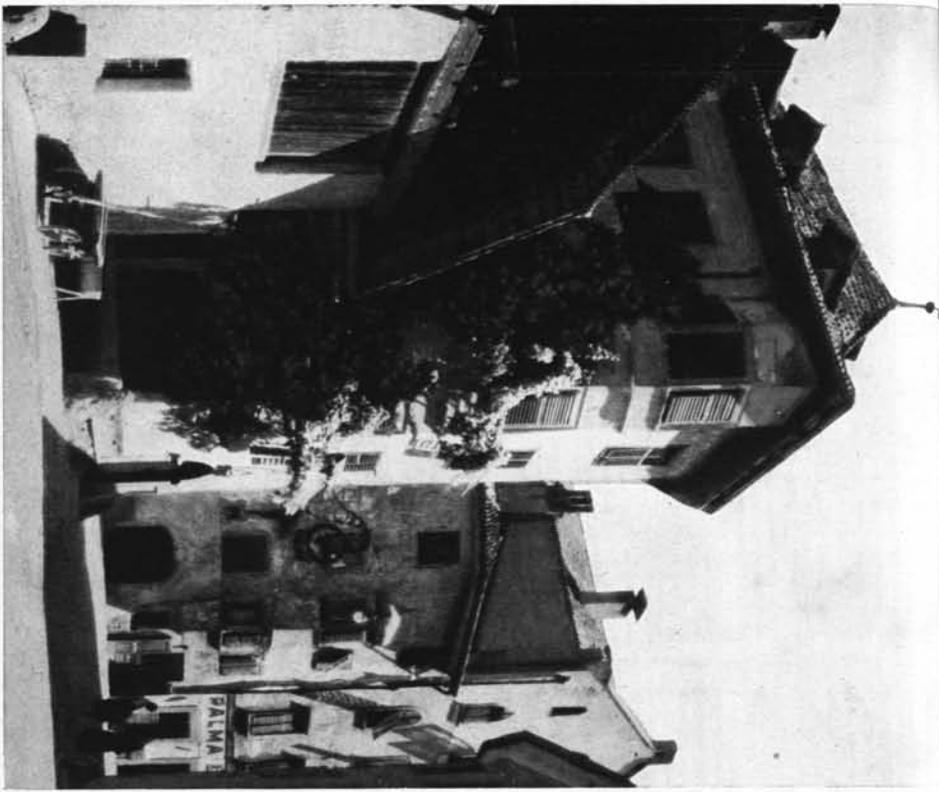
73. Bei Oberbogen



70. Bei Klobenstein



72. Pferdemarkt in Sarntal



Bürgerhaus
und
Palazzo

75. Via Sunga in Trient (Südtirol)



Die Römerstraßen.

Zu einem regelrechten Straßenbau kam es erst unter der Römerherrschaft, die dabei nicht allein militärische Sicherung ihrer bis an den Limes vorgeschobenen Position im Auge hatte, sondern auch damals schon die Anknüpfung von Handelsbeziehungen nach Norden hin. Und zwar wurde der Reschenweg bedeutend früher ausgebaut als der Brennerweg. Um 50 n. Chr. wird unter Claudius die spätere obere Straße als Militär- und Handelsstraße über den Reschen ausgebaut.¹³⁹ Meilensteine römischer Herkunft wurden zwischen Laas und Eys und in Rabland an der Töll gefunden. Der Brennerweg blieb zunächst noch Saumpfad. Das Etschtal ist offen nach Süden, bis zur Finstermünz hinauf, ohne leicht verschließbare Talsengen. In den Talschluchten des Eisacktales dagegen, in seinen Klauen und Klammern konnte sich ein freiheitsliebendes Volk, die Breonen, noch lange mit Erfolg gegen die Römer verteidigen und die Benutzung des Brennerweges behindern. So wurde die Brennerstraße erst anlässlich der Markomannenkriege, um die Wende zum 3. Jahrhundert hergestellt.^{139—142}

Über den Verlauf der Römischen Straßen ist vieles strittig. Wahrscheinlich ist folgende Linienführung: Laas, St. Florian, Neumarkt (Endidae), Castelfeder, bei Auer über die Etsch, Eppan, Sigmundskron, Pons Drusi (Bozen?). Oder auch Auer-Leifers-Kampill, dort über den Eisack (Pons Drusi) und weiter entweder über den Ritten oder das Eisacktal aufwärts.¹²⁹ In Bozen selbst haben wir keinen sicheren römischen Fund. Die Via Claudia, also die Reschenstraße hatte wohl im wesentlichen denselben Verlauf an der Sonnenseite des Tales wie heute. Militärstation war Maya (Mais), innerstaatliche Zollstation zwischen Italien und Rätien die Töll.

Die Brennerstraße ging wahrscheinlich schon in späterer Römerzeit durch die Eisackschlucht; eine zweite sicher nachgewiesene viel begangene Variante führte über den Ritten (Rentsch, Unterinn, Lengmoos), um erst wieder bei Kollmann ins Tal hinabzusteigen. So wäre der Bau des Runtersweges durch die Eisackschlucht im Mittelalter vielleicht nur die Wiederherstellung des alten Römerweges gewesen. Interessanterweise soll schon zu Römerzeiten eine ähnliche Abzweigung wie über den Ritten von San Michele über Faedo und über den Geiersberg nach Salurn geführt haben. Eine Umgehung, die auch im Mittelalter begangen wurde, wenn die Niederung überschwemmt war.¹³⁹ Es ist die Tatsache von einigem Wert im heutigen Streit um die Abgrenzung des deutschen Tirol. Der Wert der Enge von Salurn wird verschieden eingeschätzt, je nachdem, ob man diese Eingrenzung nach der Sprachscheide anerkennt oder nicht. Es geschieht dies übrigens auch von deutschen Kreisen, die von historischem Blickpunkt aus Ansprüche auf Welschtirol erheben. Diese Kreise lehnen die Bezeichnung Klausen für die Enge von Salurn ab. Ein Talsüß, so führen sie mit vielem Recht an, das eine flache Sohle von 2 Kilometer Breite hat, in dem ein ganzes Dorf mit seinen Fluren liegt, könne man nicht als Klausen bezeichnen. Aber immerhin bedeutet dieses Umgehen über die begleitenden Höhen, das so sehr für alle Klausen charakteristisch ist, daß wenigstens für primitivere Verhältnisse ein gewisser abschließender Charakter vorhanden war, mag er auch hier mehr in Versumpfungen begründet sein, welche die sonst zum Klausencharakter gehörende verkehrshindernde, schluchtartige Enge ersetzen konnten.

Zu den Bildern:

74. Das berühmteste Weinhaus Bozens hat viele Namen von Klang in deutscher Wissenschaft und Kunst in seinem Gästebuch aufzuweisen. Es trägt seinen Namen von der Zeit her, da man hier ein Maß Wein um 4 Kreuzer, einen Bagen, bekam. Mit seinem rebenumrankten Eckerker ist es der Typus des Südtiroler Bürgerhauses und schafft mit den verwinkelten und vergebelteten Baulichkeiten der Umgebung eins der schönsten deutsch-romantischen Kleinstadtbilder Tirols.

75. (Zum Vergleich). Der Palazzo beherrscht das Straßenbild repräsentativer, völlig unromantischer, adeliger Baufronten.

76. Kleinformen der italienischen Bauart vermögen den alten Kaufmannshäusern ihr Wesen, eben alte, deutsche Bürgerhäuser zu sein, nicht zu rauben.

9 Böhrenhaus, Das deutsche Land an der Etsch

Die Eisack-Schlucht zwischen Klausen und Bozen führte schon frühzeitig zur Umgehung ab Sterzing über den Jaufen nach Meran, die lange im Mittelalter die maßgebende Linienführung war und die einstige Stellung Merans bedingte.

Der mittelalterliche Verkehr.

Die auf die Römerherrschaft unmittelbar folgende Zeit war von geringer Bedeutung für die tiroler Verkehrswege. Die Naturalwirtschaft der deutschen Frühe hatte wenig Bedürfnis nach Warenaustausch. Vielleicht stand Deutschland zudem mehr in dieser Hinsicht im Verkehr mit Byzanz, der die Donau abwärts führte. Doch schon zu allen Zeiten ging die Mehrzahl der Kaiserzüge über den Brenner.

Der Aufschwung beginnt mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts mit dem Übergang von autarker Naturalwirtschaft zur nunmehr aufblühenden Geldwirtschaft, aufs engste verknüpft mit dem Aufschwung Venedigs. Es entsteht ein neues Handels- und Warenbedürfnis, eine Verkehrsspannung zwischen Nord und Süd. Der Verkehr wendet sich nun über die Alpen, in denen die beiden Tiroler Pässe nicht nur die niedrigsten sind, sondern auch die, die mit weitem Vorland nach Süden ganz in deutschem Sprachgebiet liegen und besonders fest in der Hand deutscher Fürsten sind. Die Verkehrsspannung wuchs und erreichte in der Zeit von 1400—1520 etwa ihre größte Stärke. Wagen auf Wagen fuhren über die Tiroler Straßen, den Warenaustausch des damaligen Weltverkehrs zu vermitteln. Nach Deutschland wurden eingeführt: Gewürze, Pfeffer, Südfrüchte, Johannisbrot, Feigen, Zucker, Seide, Weihrauch, Baumwolle, Samt, Borten, Tücher aus Damaskus, Gold, Silber, Öl, Wein. Im Gegenverkehr gingen Luche vom Rhein, von Aachen, Frankfurt, Tournay, Löwen und England, Felle, Lederwaren, Pelzwerk, Panzer, Radeln, Fingerhüte, Messer, Papier, Kupferdraht, Weißblech und Messing.¹⁴⁰

Zu diesem Verkehr kam die endlose Zahl der Pilger nach Rom und dem Heiligen Land, stießen die Kreuzfahrer, die ebenfalls über die tiroler Pässe gingen.

Der bevorzugte der beiden Wege war immer der Brennerweg. Der Reschenweg war vor allen Dingen der bei weitem längere. Er war häufiger durch die für den Binschgau notorischen Vermurungen unterbrochen. So ist an der oberen Straße nicht die Kette von Städten entstanden, die die Brennerstraße auszeichnet. Die einzige Stadt des Binschgaues, Glurns, die an der Abzweigung des Verkehrs durchs Münstertal ins Engadin und Belslin (Mailand) entstand, verkümmerte schon bald, nachdem die Beziehungen des habsburgischen Tirol zu den Eidgenossen und den reformierten Bündnern abgebrochen waren. Glurns ist heute schon lange eine tote Stadt mit landwirtschaftlicher Lebensweise. Sonst entstanden nur Marktstellen an den Rodstätten und vorzugsweise am Fuße der Stufen: Mals, Schlanders, Latsch, Naturns, überall da wo Vorspann genommen werden mußte, oder die nicht mit eigenen Wagen fahrenden Kaufleute laut Privileg der Rodfuhrleute gezwungen waren, ihre Waren umzuladen. Doch bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts war die Vormachtstellung der Brennerstraße nicht gesichert. An der Verknotung des Brennerweges, der über den Jaufen ging, mit der oberen Straße konnte die Stadt Meran als Landeshauptstadt des ganzen päpstlichen Gebildes entstehen. Im 14. Jahrhundert war der Jaufenverkehr halb so stark wie der von Finstermünz und ein Drittel des Verkehrs der Eisackstraße, also der Meraner Verkehr mindestens ungefähr gleich dem der Eisackstraße.¹³⁷

Grundlegende Änderung trat ein, als im Laufe des 15. Jahrhunderts der Runterweg endgültig für Wagen ausgebaut war, nachdem so die vielleicht durch Jahrhunderte unbenutzt daliegende Römerstraße von neuem in der Talstrecke Klausen-Bozen in Gebrauch für Fuhrwerke genommen werden konnte. Die gesamte Brennerstrecke, die bis dahin teilweise (Ritten, Jaufen) nur mit Saumtieren zu benutzen war, wurde nunmehr für Lastwagen fahrbar. Der Jaufenverkehr ließ nach, die Reschenstraße konnte erst recht nicht mehr mit der Brennerstraße in Wettbewerb treten, und die Stadt Meran verlor mit ihrer wirtschaftlichen Bedeutung auch ihre Stellung als Residenz der Landesfürsten.

Der Saumverkehr durch das Passeiertal ging zwar nicht ganz zugrunde, da die Passierer „Samer“ eine gewisse Bevorzugung bei der Verzollung ihrer Lasten genossen. Zur Versorgung der lokalen Verkehrsinteressen blieb ihnen genügend zu tun, Abfuhr des Burggräfler Weines,

Einfuhr von Salz aus Hall in Tirol. Der Meraner Handel ging noch nicht ganz zugrunde, da die Jaufenstrecke weniger Zollstationen und geringere Abgaben zu verzeichnen hatte als die Eisackstraße. Eine weitere Unterstützung des durch den Runterweg gefährdeten Passierer „Samers“ bedeutete die Versorgung der Schneeberger Gruben. Erst 1830 ging der letzte Säumer über den Jaufen und erst 1911 wurde eine Landstraße über diesen Paß vollendet.¹³⁷

Die Verkehrsgewerbe.

So flutete geraume Zeit der damalige „Weltverkehr“ durch Tirol und brachte dem Lande Reichtum und Einkommen. Es erblühte ein reicher Handel, der zumeist in Bozen konzentriert war. Die Anwohner der Straßen hatten reichen Nutzen. Eigene Gewerbe erwuchsen. Das des Wagenbauers hatte reiche Arbeit in der Herstellung und Reparatur der passierenden Fahrzeuge. Bozen war berühmt wegen der vorzüglichen Lastwagen,¹⁰⁹ die dort hergestellt wurden. Die heutige Dr. Streitergasse war ehemals die Karrnergasse. Besonders stark war dann das Frächter- und Säumergewerbe. Ein besonderes Netz von Anordnungen und Privilegien sorgte dafür, daß, abgesehen von den Zöllen, der Wagenverkehr eine Menge Geld im Lande lassen mußte. Der nicht mit eigenen Wagen fahrende Kaufmann war auf den Transportverband der Rodfuhrleute angewiesen. Der Transport mit eigenem Fuhrwerk war mit besonderen Abgaben belastet. Das Rodprivileg war an bestimmte Höfe mit ausreichender Viehhaltung gebunden. Die in einem Rodorte anwesenden Rodführer hatten die Pflicht und auch das Recht, die Waren der vorüberkommenden Kaufleute zu transportieren. In bestimmtem Turnus ging das Recht unter den Fuhrleuten um. Sie transportierten die Ware von einer Rodstätte zur andern (1½—5 Meilen). Dort wurden die Waren im „Pallhaus“ niedergelegt und dem nächstberechtigten Führer zum Weitertransport gegeben.^{130—132} In verschiedenen Orten Tirols findet man heute noch den Namen Pallhaus erhalten. In Neumarkt mußte er, der über einem stattlichen Gebäude in schönen deutschen Lettern prangte, der stumpfsinnigen Italiensierung weichen.

Der Karrner.

Ein Relikt dieses alten Verkehrsgewerbes hat sich bis heute erhalten. Überall in Tirol begegnet man den sogenannten Karrnern, von den Einheimischen „Laniger“ oder auch „Dörcher“ genannt, eine seltsame Art von deutschen Zigeunern. Ohne je einen festen Wohnsitz zu haben, wandern sie mit ihren oft von Pferden gezogenen Karren umher. Sie ernähren sich und ihre zahlreiche Kinderchar, ähnlich den Zigeunern, mit Korbflechten, Kesselflechten, handelten früher mit Kastanien und Obst, die sie nach Nordtirol und Bayern brachten. Auf dem Rückweg brachten sie dafür Töpferwaren zurück. Der Bettel und das Stehlen vervollständigen das, was solch ein kümmerliches Gewerbe und solch ein primitiver Handel einbringt. Ihre Wege führen sie weit über die Grenzen Tirols hinaus, nach Oberitalien und Kärnten, ja bis Rom kamen sie mit ihren Karren, namentlich dann, wenn sie sich verehelichen wollten, was in ihren Heimatgemeinden wegen ihrer Armut mit Schwierigkeiten verknüpft war. Zuständig sind diese Karrner im Obervinschgau und im Oberinntal. Die Malsfer Heide, Mals, Stills, Prad sind die hauptsächlichsten Heimatgemeinden dieser zigeunernden Tiroler. Wie die Zigeuner sind sie stolz auf ihr freies ungebundenes Leben, nur selten einmal macht sich solch ein Karrner ansässig. Die unstete Lebensweise vererbt sich von den Eltern auf die Kinder. Es handelt sich um alte Karrnerfamilien, die seit Jahrhunderten schon dieses Dasein führen.¹⁰⁰ Vielleicht sind sie Frächterfamilien, entwurzelt durch den Rückgang des Verkehrsgewerbes, der namentlich die obere Straße stark betraf. Der Verkehrsrückgang wurde gerade im an sich schon armen Obervinschgau besonders stark empfunden. Eine gewisse Bodenzerplitterung hätte das ihrige dazu getan, diese Familien nicht wieder sesshaft werden zu lassen.

Die Schifffahrt.

Außer dem Fuhrmannsgewerbe stand auch die Flößerei und eine kleine Schifffahrt im Dienst dieses mittelalterlichen Handelsverkehrs. Die Etschschifffahrt begann unterhalb der Eisackmündung in Branzoll. Wer Sinn für Humor hat kann in Branzoll den ehemaligen

Ausfuhrhafen Bozens, sein Cuxhaven sehen. Die Schiffe waren ungefähr 20 Meter lang und trugen 300 Meterzentner. Etschauwärts wurde getreidelt. Ihre Fracht war die der Bozener Märkte, aufwärts auch Getreide zur Versorgung des Etschlandes. Ebenso wurden die Flöße beladen. Dieses ganze Transportgewerbe zu Wasser lag in den Händen der schon genannten Flößerfamilien in Sacco. Wer heute die Etsch sieht, kann sich nur schwer vorstellen, wie einst auf der ehemals unkanalisierten Etsch Schifffahrt betrieben werden konnte. Sie ist wohl nur verständlich aus den damals sehr schlechten Begeverhältnissen, so daß diese zumal bergauf mühselige Schifffahrt lohnend werden konnte.¹⁵¹

Das Herbergs- und Gastwirtsweesen.

Unter den vielen Gewerben, die der Verkehr stärkte, ragte das Gastwirtsgeerbe besonders hervor. Es steht heute wieder in voller Blüte und geht auf allerälteste Anfänge der Besiedlung zurück. Wir wissen von Besitzungen, welche die in Südtirol begüterten Klöster schon vor 1000 n. Chr. erwarben, die, längs der beiden Verkehrsstraßen verstreut, eine Art von Trappenstationen waren, den Verkehr und den Rücktransport der geernteten Güter zum Hauptfize der Grundherrschaft zu vermitteln. Sie waren gleichzeitig Unterkunftsorte für die zwischen Stammsitz und Südtiroler Weingut verkehrenden Beamten.⁶²

Bald darnach ergab sich die Notwendigkeit, zum Schutz der Pilger nach Rom und Jerusalem Hospize einzurichten, teils geschah dies aus privater, mildtätiger Initiative, teils war dies die Aufgabe geistlicher Orden. Um 1100 wurde in St. Valentin auf der Heide auf der Schneesturmberühmten Kaiser Heide das erste Hospiz gegründet. Auf dem Jaufen folgte bald das Jaufenhaus. Diese Aufgabe, besonders im Sinne des deutschen Pilger- und Kreuzfahrerstromes veranlaßte den Deutschorden, in unserem Lande ausgedehnte Besitzungen zu erwerben. Das erste Pilgerhospiz des Deutschordens wurde 1202 in Bozen gegründet, weitere folgten bald auf dem Ritten in Lengmoos, — das heutige Gasthaus zum Amtmann ist das einstige Deutschordenshaus, — also am Verkehrsweg, der von Klausen her die Etschschlucht umgeht. In Bozen kündigt heute noch der Anfsitz Weggenstein mit großem schwarzen, weißumranderten Kreuz auf seinen Portalen von seiner Deutschordensvergangenheit. In der Deutschordenskirche St. Georg zu Bozen sieht der Besucher daselbe dem Eisernen Kreuz ursprüngliche Zeichen auf den alten Fahnen der Ordensritter. Weitere Ordenshäuser entstanden noch in Lana, in Schlanders, zu St. Leonhard im Passeier und in Sarntal. Der Deutschorden hier bildete gemäß seiner Bedeutung für die Idee des Ordens eine eigene „Ballei an der Etsch und im Gebirge“, die heute noch mit bedeutendem Grundbesitz besteht.¹⁵² Er ist heute ein Orden von Weltgeistlichen. Das schwarze, weiß umranderte Kreuz auf der Brust so manchen deutschen Seelsorgers ist ein Symbol mehr für die reiche deutsche Vergangenheit unseres Landes. (Bild 111)

Je mehr dann die Verkehrsentwicklung anwuchs, entstand ein Gastwirtsstand von großer wirtschaftlicher Bedeutung und hohem Ansehen. Es entwickelten sich an den bedeutsamen Verkehrsstraßen Gastwirtsdynastien, in denen durch Jahrhunderte das Wirtsgewerbe erblich ist. So die Ahwanger am Ausgang des Etschtales gegen den Bozener Boden im Runterweg¹⁵³ und das bekannte Geschlecht der Mair aus Siffian, an der Umgehungsstraße des Runterweges heimisch. Ein Glied der Familie Mair, Peter Mair, Wirt an der Mahr, erwarb sich 1809 nationaldeutschen Ruhm. Direkte Nachkommen Peter Mairs üben heute noch das Wirtsgewerbe aus, darunter der bekannte Figlwirt in Bozen. Eine Reihe der angesehenen Führer der Freiheitskämpfer von 1809 waren Gastwirte. Allen voran Andreas Hofner, der Sandwirt aus dem Passeiertal.

Schöne, große, stattliche Gasthäuser mit großzügiger Raumgestaltung, ausgedehnten Stallungen, prächtigen alten schmiedeeisernen Schildern aus allen Stilperioden sind heute aus keinem der großen Dörfer und Städte an den Straßen über Brenner und Reschen hinwegzudenken, wenn auch hier wieder die Etschstraße reicher ist an solchen schönen Zeugen der einstigen Verkehrsbedeutung des Landes. Es gab Herbergen für arme Pilger und einfache Fuhrleute, es gab solche für reiche Handelsherren. Sicher ist damals schon ein gut Teil des Überschusses der landwirtschaftlichen Erzeugung und nicht zum wenigsten des Weines im Lande selbst verzehrt worden, so daß die Wirkungen dieses reichen Verkehrs bis in die hintersten

Zalwinkel zu spüren waren, vielleicht auch im Sinne einer dichteren Besiedlung, die später nicht mehr zu halten war (die hohe Siedlungsgrenze des 14. Jahrhunderts).

Der Verkehrsüdgang.

Mit der Verlegung der Verkehrsspannung zur Obersee im Zeitalter der Entdeckungen hörte die Aufwärtsentwicklung des tiroler Verkehrs auf. Ganz wurde er nie eingestellt, da doch ein gewisses Verkehrsbedürfnis selbstverständlich bestehen blieb. Der Ausbau der Schweizer Pässe brach trotz ihrer größeren Höhe das Monopol der Tiroler Pässe, weil sie günstiger in der Rheintal-Mailand-Verkehrssache liegen. Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts klagten die Stände über die schnelle Abnahme des Handels und des Zolles. Überdies machte sich nach dem Ausbau des Hafens von Triest als Ausfuhrhafen Österreichs das Bestreben geltend, den Außenhandel statt über Bozen-Venedig nach dort hinzuleiten. Es mehren sich aus jener Zeit Klagen der Bozener über diese Bevorzugung Triests gegenüber dem alteingesessenen, heimischen Handel Tirols.^{154, 155} Es darf über diese Bevorzugung Triests vor Bozen und dem Brennerweg nicht der Ausbau der Brennerstraße unter Maria Theresia hinwegtäuschen. Es hatte diese Maßnahme eher strategische Ziele, unter anderem hatte sie auch die Indienststellung der Brennerstraße in den West-Ost-Binnenverkehr Pustertal-Inntal zur innerstaatlichen Verbindung mit den österreichischen Vorlanden in Schwaben usw. im Sinne, da Salzburg damals eigenstaatliche Selbständigkeit besaß und die der nördlichen Längstalfucht entsprechende Verkehrslinie unterbrach.¹⁵⁶ An eine Förderung des Tiroler Handels war gewiß dabei nicht gedacht. In dieselbe Richtung gingen damals auch die Klagen der Kaufmannschaft gegen die künstliche Züchtung einer Industrie aus merkantilistischen Rücksichten, die dem Außenhandel abträglich war.⁶⁸

So hatte unser Land in diesem Handelsverkehr durch die Jahrhunderte einen wichtigen Erwerbszweig. Der Handel wurde zwar nur in Bozen und mit gewissen Einschränkungen auch in Meran selbständig betrieben. Doch die übrigen Ortschaften waren alle mehr oder minder das, als was Innsbruck bezeichnet wurde: „Fuhrmannsorte“,¹⁵⁷ die aber einen, gemessen an ihrer Größe, guten Nutzen aus dieser Tatsache zogen, so wenig sie aktiv an diesem Handel beteiligt waren.

Die Bahnbauten.

Hierin trat ein katastrophaler Wandel ein mit der Erbauung der Brennerbahn. Noch 1860 gingen 25.000 Fuhrwerke über den Brenner.¹⁵¹ Heute noch wissen die alten Leute in den Ortschaften des Binschgaues vom alten Fuhrverkehr zu erzählen! Wie noch in den 60er Jahren die Reihen der Fuhrwerke in den Gassen von Schlanders oder Latsch standen zum Abtransport des heimischen Roggens oder der Weinprodukte des Etschlandes. War der große Transitverkehr auch gering geworden, so gab es doch noch einen starken inner-tirolischen Verkehr, der auf benachbarte Grenzlande: Vorarlberg, Schwaben übergreif. Bei allem Rückgang gegenüber früheren Blütezeiten erhielt er doch immer noch eine stattliche Menschenzahl mit Gastwirten, Vorpann, Wagenbauern u. dgl.

Der Bau der Bahn zerstörte mit einem Male ohne Übergang sämtliche bis dahin mit dem Transit und dem Lokalverkehr verbundenen Möglichkeiten. Die Gasthöfe verödeten und mit ihnen die Menge der an ihre Gäste geknüpften Berufe. Die Schifffahrt auf der Etsch wurde ebenfalls eingestellt. Die Flößerei hielt sich noch eine Zeitlang: 1913 ging das letzte Floß von Branzoll ab.¹⁵¹ Da bisher schon bis auf Bozen der Anteil am Handel ein durchaus passiver war, brachte der neue Eisenbahnverkehr dem Lande keinen Gewinn. Der nunmehr bei weitem stärkere Verkehr durchflutete das Land ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen, nicht einmal in Bozen. Selbst der lokale inner-tirolische Verkehr wurde zu einem großen Teil auf die Bahn verwiesen. Die Bedeutung Tirols in der europäischen Wirtschaft war bis auf die Tatsache, daß es ein eiliger Schienenstrang durchzieht, dahin.

Es waren düstere Jahre, die Tirol und unser engeres Land in den beiden ersten Jahrzehnten nach der Erbauung der Brennerbahn durchzumachen hatte. Die Getreide- und Viehpreise sanken bedenklich, der Dienstoffmangel begann mit der Abwanderung in die Industrie.¹⁵⁸ Zahlreiche Bauernhöfe kamen unter den Hammer. Nichts konnte mehr die Bedeu-

tung des Handels beweisen als die grundauffstürzenden Folgen, die die Verkehrsumwälzung dem Lande brachte.

Die Befundung kam auf neuer Grundlage, zum Teil an alte Möglichkeiten anknüpfend, dann wieder gerade mit Hilfe der Bahnen, die die Katastrophen verursacht hatten. Sie, die alte Absatzmöglichkeiten für Vieh und Roggen zerstört hatten, altes Verkehrsgewerbe vernichtet hatten, führten nach bösen Jahren des Überganges dem Lande neue Absatzmöglichkeiten zu für eine Landwirtschaft, die jetzt erst, intensiv betrieben, die Möglichkeiten auszuschnöpfen begann, die die reiche Ausstattung des Landes bietet (Obst-, Weinbau). Sie schufen mit neuer Begründung ein neues Verkehrsgewerbe, das an alte Traditionen anknüpfen konnte, den Fremdenverkehr. Er brachte neue Notwendigkeit zur Beherbergung von Zehntausenden von Fremden, ein neues Transportgewerbe, nämlich des Transportes schaulustiger Fremder, zuerst im Landauer und Fiaker, später im Auto und in der Bergbahn, dann auch des „Transportes am Seil“ auf die Bergspitzen durch den Bergführer. Alle bisher dagewesenen Verkehrsmöglichkeiten und mit ihnen verknüpfte Einnahmequellen wurden bei weitem überboten.

Das lokale Straßennetz.

Schon zu allen Zeiten besaß unser Land ein Straßennetz zur Befriedigung der inneren Verkehrsbedürfnisse für den heimischen Marktverkehr. Im allgemeinen ist ja in einem Gebirgsland das Straßennetz dieser Art vorgeschrieben. Die Straßen, Wege und Saumpfade folgen den Tiefenlinien. Wie die Gewässer sammelt sich der Verkehr von den Nebentälern im Haupttal, wird von dort talauf oder talab zum nächsten Markt oder Städtchen geleitet. Zu klein sind die Nebentäler des Vinschgau, als daß sie an ihrer Mündung Anlaß sein könnten zur Bildung von Marktflecken, hier war der mittelalterliche Transit bei weitem der stärkere und maßgebende Gesichtspunkt für die Bildung von größeren Plätzen. (Über könnte man schon bei Lana an einen Einfluß des Ultentales denken, doch war sicher hier das so nahe liegende Meran immer der stärker anziehende Markt).

Doch gibt es Abweichungen von dieser Regel. Ein gut Teil der Wirtschaftsbeziehungen im Obervinschgau folgte nicht der Tiefenlinie des Eischtales. Der Obervinschgau war auf das Oberinntal mit seinem Markt Landeck eingestellt, wie denn das Gericht Sturns lange Zeit nicht zum Kreis an der Etsch sondern bis zur Neuorganisation im 19. Jahrhundert mit dem Oberinntal zu einem besonderen Kreise zusammengeschlossen war.¹⁰⁰ Eine Straße von Sturns durchs Münlertal ins Engadin, vermittelte alte Beziehungen zwischen Graubünden und dem Vinschgau, die aber seit der Reformation so gut wie abgeschnitten sind. Das Stillsferjoch mit 2760 m war nie eine eigentliche Verkehrsstraße. Die Straße, die bei Spondinig-Prad nach Bormio abzweigt, hatte rein strategische Absichten zu der Zeit, da die Lombardei und Mailand österreichisch waren. Erst jetzt, in der Zeit des Fremdenverkehrs gewinnt die auch heute noch höchste Fahrstraße Europas neue Bedeutung. Dadurch, daß die politische Grenze, die über die Paßhöhe führte, 1918 gefallen ist, wird sie noch gesteigert. Über die vereisten Nieder- und Hochjocher im hintersten Schnals führen Übergänge ins Östtal, die vom Viehtrieb benutzt werden, zumal die Almen im oberen Benter Tal im Besitz der Schnalser sind. Größer ist die Bedeutung des Zimmelsjoches. Zu allen Zeiten sah es einen regen Verkehr zwischen Östtal und Passiertal und ließ starke wirtschaftliche wie familiäre Beziehungen zwischen beiden Tälern entstehen.⁹⁵ Sing so an mehreren Stellen ein starker Lokalverkehr hinüber über die Östaler Alpen, so ist entsprechendes vom Kamm der Ortler Alpen nicht zu berichten. Sehr fremd stehen sich die Talschaften nördlich und südlich des Ortlers gegenüber. Erst im Ultental gibt es einen bemerkenswerten Übergang nach Süden: über das Hofmahljoch, das von St. Pankraz hinüber in den Nonsberg führt und dort zu deutscher Besiedlung seiner obersten Teile Anlaß gab. Dieser Jochweg führt hinüber in die Deutschen Gemeinden Laurein und Proveis. So sehr diese wirtschaftlich nach dem welschen Nonsberg zielen müssen, dem sie auch verwaltungstechnisch angegliedert sind, so stark sind doch wieder die Beziehungen zum Eischtal, nach Meran hin besonders, das auch heute noch in Anspruch genommen wird, wenn man des Arztes, der Schulen und anderer geistiger Einrichtungen bedarf. Stamm doch Franz Faver Ritterer, einer der Gründer des Schulvereins und damit auch des Vereins für das Deutschtum im Auslande aus Proveis. Das gleiche gilt vom Sumpen-

paß, der von Eisens oder Böllan in die Gemeinden Unsere Liebe Frau und St. Felix hinüberleitete.¹⁰⁰ Auch dieser Paß leitet einen guten Teil der Verkehrsbeziehungen der Gemeinden entgegen dem Wasserscheidenprinzip ins Eischtal. Wie so mancher andere Paß hatte er im Mittelalter größere Bedeutung, da u. a. aus Gründen der Zollumgehung der Verkehr nicht wie heute auf wenigen Hochstraßen sich bewegte. Von seiner Bedeutung erzählt das Hospiz, das an der Paßhöhe einst notwendig wurde. Ein dritter Paß, der für den Lokalverkehr zum Nonsberg wichtig ist, ist die Mendelscharte (1360 m), die von Kaltern nach Fondo hinüberleitet. 1895 erhielt der Paß von Eppan aus eine Fahrstraße, die neben dem Ziel des wirtschaftlichen Anschlusses des Nonsberges, strategische im Sinne einer kürzeren Verbindung Bozens mit dem Tonalepaß verfolgte. Dem Mendelpaß gegenüber liegt der Sattel von Kaltenbrunn 1109 m, über den seit alters die Beziehungen vom Fleimstal zum deutschen Eischtal gehen. Über diesen Sattel hatten das Fleimstal und Fassa eine leichtere Verbindung zur Hauptverkehrsstraße als längs des gewundenen, engpaßreichen Avisiotales, das erst in Lavis ins Eischtal mündet. An der Einmündung dieser für den Holzabfuhr des waldbreichen Fleimstals wichtigen Straße liegt Neumarkt. Im Kriege erhielt dieser Paß eine Eisenbahn. Eine neue Verbindung ins obere Avisiotal, ins Fassatal stellt die 1908 fertiggestellte Straße über den Karerpaß dar. Auch sie hatte zunächst strategische Bedeutung und ist heute eine wichtige, im Dienst des Fremdenverkehrs stehende Autostraße. Vom hinteren Sarntal führen Pässe von heute untergeordneter Bedeutung ins Eischtal. Doch die Besitzungen, die der Deutsch-Orden mit seiner verkehrsgebundenen Aufgabe heute noch bei Sarntal inne hat, lassen auch hier stärkere, ehemalige Benutzung des Penfer-Joches vermuten. Endlich schließt sich mit der im Jahre 1911 fertiggestellten Landstraße über den Jaufen der Ring, der über die hydrographischen Linien hinwegreisenden Verkehrsbeziehungen des Landes.

In dieses Verkehrssystem örtlicher Bedeutung fügte sich im Jahre 1859 die Bahn Verona-Bozen, 1867 die Brennerstrecke, 1881 die Strecke Bozen-Meran, 1906 Meran-Mals. So weit ein großer durchgehender Zug von Verkehr auf den Straßen vorhanden war, verloren sie diesen — erst in der neuesten Zeit des Automobils gewinnen diese Straßen wieder größzügigere Bedeutung — und leisten mehr oder weniger starke Zubringerdienste zu den Eisenbahnen, deren wichtigster Bahnhof Bozen ist. Zu ihm hin zielen alle lokalen wirtschaftlichen Fäden unseres engeren Gebietes. Demgegenüber ist der große Transitverkehr Deutschland-Italien, in dem übrigens der Brenner heute nicht mehr den ersten Rang einnimmt wie früher, von verschwindender Bedeutung für das Land. Die mehr als anderthalb Millionen Sonnen Fracht, die alljährlich über den Brenner gehen, lassen kaum eine Spur im Lande zurück. Sie spielen keine Rolle gegenüber der großen Bedeutung einer neuen Erschließung des Landes durch die mit dem Bahnbau geschaffenen Absatzmöglichkeiten und der Öffnung des Landes für den Fremdenverkehr.

Anfänge des Fremdenverkehrs.

Das tiroler Fremdenverkehrs- und Sommerfrischwesen kann auf alte Tradition zurücksehen. Schon frühzeitig gehörte es zu den Notwendigkeiten der Bozener Bürger, den ungesunden Verhältnissen ihrer Stadt zu entfliehen: dem schlechten Sommerklima, der drückenden Schwüle und den in der Nähe der Stadt liegenden Sümpfen. Felix Faber erzählt in seinem Bericht seiner Reise, die 1484 durch Bozen führte, daß das Fieber (die Malaria?) eine alltägliche Erscheinung in Bozen sei, daß die Leute auch im Hochsommer in Mänteln über die Straße gingen. Die angeesehenen und auch einigermaßen wohlhabenden Bozener Familien erwarben sich im Mittelgebirge über der Stadt auf dem Ritten Bauernhöfe, die sie im Geschmack des 16. und 17. Jahrhunderts umbauten. Oder sie errichteten dort auch völlige Neubauten. Hier verbrachte der Bozener mit seiner Familie schon vor Jahrhunderten den Sommer. Es entstanden neue, völlig auf den Sommerfrischbetrieb aufgebaute Siedlungen. Oberbozen, das schon in seinem Namen die innige Beziehung zur Stadt zu erkennen gibt, und Klobenstein sind fast zur Gänze solche locker gebaute Villensiedlungen, die in schönsten Baumgruppen und geschmackvollen Gärten gelegen, von edler Bauart mit heiter lebensfrohem Äußeren die Lebenskunst und die Lebensart des früheren, ganz im Handel reich gewordenen Bozener Bürgers wiederpiegeln. In ähnlicher Weise haben andere Orte der Niederung ihre Sommer-

frischhäuser, in denen sich die Bewohner für die gefährliche Zeit des Sommers, soweit es eben anging, dem ungesunden Klima des Tales entzogen. Wo der Reichtum nicht vorhanden war, sich ein eigenes Haus zu bauen, das auf dem Ritten zu besitzen dem Bozener auch heute noch eine Seligkeit ist, mietete man sich beim Bauern ein.^{100, 101} So gehen die Bewohner von Margreid und Kurtasch auf die Terrasse von Braun, die von Neumarkt und Auer nach Montan, Albein und Kadein, die von Meran nach St. Georgen, Schenna im Außerpasseier. Schon damals bedeutete dieser ertschländische innere Fremdenverkehr den Bergerbauern eine immerhin nicht unbedeutende Einnahmequelle. Auf dem Ritten war die Bedeutung der Sommerfrische eine recht große und sehr geeignet, die an sich dürftigen Lebensverhältnisse des trockenen Mittelgebirges zu verbessern. Es dürfte diese ertschländische, vor allem Rittener Sommerfrische, die älteste Europas sein seit der Römerzeit. Die Rittener Sommerfrischler haben eine eigene Tracht, weiße Mäntel mit roten Aufschlägen, die sich bis heute noch erhalten hat. Von hier aus verbreitete sich das Wort und der Begriff „Sommerfrische“ über ganz Deutschland.

Waren diese Sommerfrischen zur Hauptsache solche der Städter oder doch von Bevölkerungsschichten städtischer Haltung und Lebensweise, so ist eine andere Art von urtümlicher Erholungsreise auch den Bauern eigen. Seit alters gehört es zum tiroler Brauch, im Sommer eines der vielen „Bauernbadeln“ zu besuchen, deren wir im Lande an die vierzig besitzen. Eine Reihe sind ganz bestimmt von medizinisch anerkannter Wirkung. Es gibt Schwefelbäder in der Etschniederung, die reich ist an schwefelwasserstoffhaltigen Quellen, ferner Eisenquellen, Bitterwässer und andere in reicher Auswahl, deren Heilwirkung die Volks- und auch die alte Schulmedizin schon lange erkannt hatte. Als Kuriosität erwähnenswert sind noch die Heubadeln von Joach Grimm und Albein, in denen sich die Bauern in Schwitzbädern von frischem Heu von ihren Gebrechen zu befreien versuchen, oft nicht ohne Erfolg. Eine andere weniger medizinische Einteilung dieser balneologischen Orte richtet sich nach den Bedürfnissen der Bewohner: Bauernbadeln, „Fressbadeln“ für reiche Leute, und „Lotterbadeln“, die primitiv eingerichtet, es dem Besucher überlassen, für sich selbst zu kochen und zu sorgen. Hier oben in den verschiedenen Badegasthäusern entwickelt sich bei Kartenspiel und Tanz, bei Klatsch und Sang ein Stück eigenartigen Tiroler Volkslebens, das sich bis in die heutige Zeit erhalten hat und ebenso wie das Sommerfrischwesen einen gewissen Wohlstand voraussetzt, dessen Wurzeln uns ja bekannt sind.¹⁰²

Eine ähnliche Aufgabe wie die Badeln für das Wohl des Körpers erfüllen dann für die Therapie der Seele zwei in ganz Tirol berühmte Wallfahrtsorte: Maria Weifenstein bei Deutschneuen und Maria Lourdes auf dem Gadriaeschüttel. Letzterer wird besonders gern

Zu den Bildern:

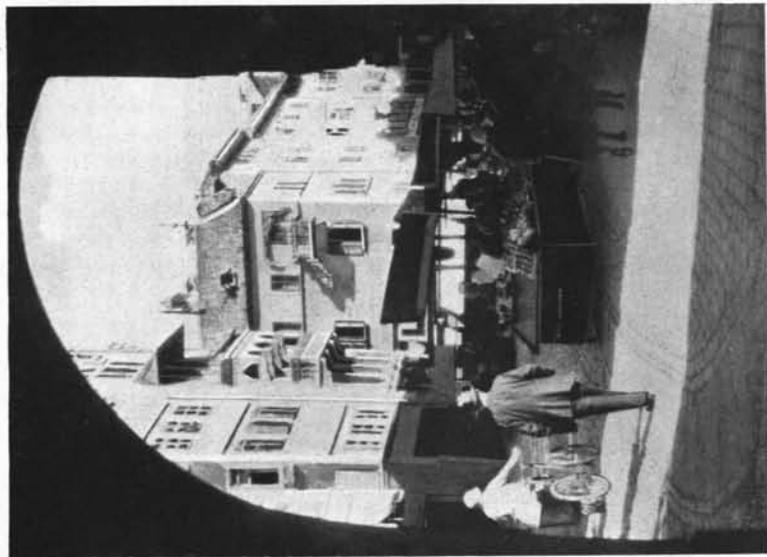
77. Die Häuser stehen mit dem Giebel zur Straße. Die schon früh ihrer Bedeutung beraubte Stadt erfährt keinerlei Änderungen und Umbauten und hat bis heute den Zustand einer Tiroler Stadt aus dem 15. Jahrhundert treu bewahrt.

78. (Zum Vergleich). Wie wenig der frappante Unterschied zwischen deutscher und welscher Stadt zwischen Bozen und Trient etwa durch die Tatsache bedingt ist, daß Trient vielleicht seine Gestalt durch einen Fürstbischof erhielt, wie wenig der Einwand gilt, der Unterschied sei kein nationaler, sondern aus lokalen Besonderheiten erwachsen, das zeigt einmal die Betrachtung des benachbarten Rovereto, das nicht Sitz eines Fürsten war und dieselbe Gestalt hat wie Trient, das zeigt auch die Betrachtung des ebenfalls fürstliche Residenz darstellende Brigen, das genau wie Bozen weitaus überwiegend vom Bürgertum im Stadtbild beherrscht ist, dessen Laubengassen und Bürgerhäuser im wesentlichen die gleiche Gestalt besitzen wie die Bozens und Merans. Der Unterschied zwischen deutscher und welscher Stadt in Tirol, zwischen Bozen und Trient ist ausschließlich in den nationalen und sozialen Wesenszügen verschiedener Völker begründet.

79. (Zum Vergleich). Eine der Hauptstraßen Trients. Verschwunden ist das Giebelwerk südtiroler Bürgergassen, das Spiel von Erlern und Etdürmen. Es herrschen die ernstesten Pallazzo-fronten, zwischen denen das Bürgerhaus kein starkes Sonderleben zu führen vermag.

80. Der Obstmarkt ist der Mittelpunkt der Stadt und gehört mit seinem ständigen Reichtum an herrlichsten Früchten, in seiner kaum durch moderne Bauten gestörten malerischen Gestalt, auch zum Hauptanziehungspunkt für die vielen Fremden.

Das städtische Straßenbild



80. Obstmarkt in Bozen



78. In Brigen



79. In Trient (Wesfchitrol)

77. Gurnus. Bild durchs Waller Tot



von den graubündner Rätomanen, soweit sie katholisch sind, besucht. Auch sie bringen seit alten Zeiten eine beträchtliche Zahl von Menschen in Bewegung. Mit den Babeln tragen sie ihren Teil dazu bei, die Abgeschlossenheit manches tiroler Menschenschlages, der in irgend-einem entlegenen Tal haust, zu mildern und ihm Menschenkenntnis und eine gewisse Welt-erfahrung zu sichern.

Der Form des heutigen Fremdenverkehrs kommt in anderer Hinsicht schon näher die Bedeutung des Edelhauses, oder wie man in Tirol sagt, des „Anhauses“. Vor allem im Oberetsch finden sich zahllose solcher Anhäuser, wie sie Steub beschreibt: „Ein Mittelglied zwischen Ritterburg und Landhaus, ein nicht ganz altes, aber auch nicht gar junges, ansehnliches Gebäude mit hohen Toren, eisernvergitterten Fenstern, vorspringenden Erkertürmen und ragendem Dach, welches selten einsam, meist in den Dörfern und Flecken, in der nächsten Umgebung einer Stadt sich findet, einen eigenen stolzen Namen und über dem Tor ein feineres Wappen führt und weiland von einem adeligen Geschlecht erbaut worden ist, was allerdings oft nicht hindern kann, daß es jetzt oft einem Bauern gehört“. Namentlich Eppan, aber auch die Umgebung Merans, Mais sind reich an solchen Edelhäusern, die, zum Teil einst erwachsen aus dem bodenständigen niederen Adel, mit dessen Verfall oft genug im 17. und 18. Jahrhundert eine neue Zweckbestimmung erhielten, ehe sie endgültig in den Besitz des Bauernturns übergingen. Es gab Zeiten, wo in Eppan allein 12 Grafen, 6 Barone und 62 Edelfamilien, im ganzen also 80 adlige Familien hausten.¹⁰³ Es ist klar, daß eine adelige Bevölkerung von schätzungsweise 300—400 Köpfen in dieser Gemeinde von damals rund 2000 Einwohnern keine standesgemäße Erwerbsmöglichkeit besaß. Was sie hier suchten, war etwas anderes als Lebensmöglichkeit. Eine eigentümliche Bevölkerung hauste hier, um Ruhe, schönes Land und guten Wein zu genießen, die um des Lebens harten Kampf sich nicht mehr zu bekümmern brauchte. „Alte Soldaten aus den Türkenkriegen, verdiente Offiziere aus den spanischen Niederlanden, Geheimräte mit dem Goldenen Bliesse, gesandtschaftsmüde Hofsekretäre und Kanzler aus den vorderösterreichischen Ländern ruhten hier von ihren Arbeiten, Wunden und Ordensbändern aus.“¹⁰⁶ Es hatten das Oberetsch und andere Teile des Etschlandes die Aufgabe, die in der späteren Monarchie Graz, das „Pensionopolis“ der Vorkriegszeit erfüllte. Ganz hat das Land diese Aufgabe eigentlich nie aufgegeben. Noch heute, aber unter den trostlosen Verhältnissen der politischen Gegenwart in schnell schwindendem Maße, begegnet man in Bozen und Meran in ihrer nahen und weiten Umgebung Leuten, die „vor dreißig, vierzig Jahren ins Land kamen in der Absicht drei, vier Wochen dort zu bleiben, und heute immer noch da sind“, Offizieren und Beamten der Monarchie, Rentnern und solchen Menschen, die auf anderer Grundlage die Möglichkeit haben, einen langen Lebensabend in Ruhe und Sorglosigkeit zu verbringen, eine Bevölkerungsschicht, die jedenfalls zu allen Zeiten nicht unwesentlich am inneren Konsum der köstlichen Weine des Landes beteiligt war. Die Blütezeit dieser ersten Form von Fremdenzustrom ins Land war das 18. Jahrhundert, eine Zeit, die schöne Spuren im Landschaftsbilde des Etschlandes zurückgelassen hat. Reizvolle Bauwerke im Zwielficht deutsch-welschen Bauempfindens, mit Madonnenbildern und Altären, Kokoschnitzereien sind hineingesetzt in eine unsagbar sanfte, weinselige Landschaft. „Einst ging, was in Bozen oder Meran, in Kaltern oder Fondo eine frohe Stunde haben wollte nach Eppan, wo es nie an Lust und lustigen Leuten fehlte.“¹⁰³ Heute geben diese hübschen, oft verfallenen, zahlreichen Bauten, von Efeu, Wein und Rosen umrankt, von elegischen Zypressen umstanden, der ganzen Landschaft etwas unsagbar Behmutsvolles und Trauriges einen Zug von der Romantik des Verfalles und des Todes, der sich kaum jemand zu entziehen vermag, angesichts dieser Zeugen einer lebensfrohen, reichen Welt, von der wir wissen, daß sie wie ein Spuk verjagt, verdorben und gestorben ist.

Jedenfalls wurde also schon vor langer Zeit, vor zwei und drei Jahrhunderten aus allen Teilen Mitteleuropas das Land um seiner Schönheiten und Vorzüge willen aufgesucht. Es

Zu den Bildern:

81—83. Die Enge der mittelalterlichen Stadt zwang häufig zur Gewinnung von Raum durch Überbauung der Straßen. Die drei Bilder zeigen, wie dieses Bauproblem deutsch in Südtirol (bald mehr romantisch — in Bozen — bald mehr idyllisch — in Meran —) und italienisch in Belschtal gelöst wurde.



wurde im Lande Geld verzehrt, das außer Landes erworben wurde. Aber noch fehlte das letzte Kennzeichen des Fremdenverkehrs, eben das Fließende, Saisonmäßige eines kurzen Aufenthaltes einer großen Zahl Erholung und Freude suchender Menschen.

Der moderne Fremdenverkehr.

Erst die Verkehrs erleichterung durch die Bahnen konnte eine gedeihliche Fremdenindustrie entstehen lassen. Es ist das Verdienst verschiedener weitblickender Männer, allen voran des einzigen Ludwig Steub, durch Wort und Schrift den Boden bereitet zu haben, auf dem dann schließlich die Fremdenwerbung einsetzte. Neben der Schweiz gelegen, die schon lange von Reisenden besucht wurde, hatte Tirol doch vor den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts keinen echten Fremdenverkehr aufzuweisen. Der Klerus stellte sich oft genug hemmend einer solchen Fremdenindustrie entgegen, die entfittlichend wirken und den Unglauben in die Täler bringen sollte. Es ist das Verdienst Steubs und von im gleichen Sinn kämpfenden Männern, rechtzeitig erkannt zu haben, daß hier ein Mittel vorlag, die Schäden, welche die neue Zeit dem Lande gebracht hatte, zum Nutzen zu wenden.

In den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen in Meran die ersten Kurgäste des ganzen Landes.¹⁶⁹ 170 Jahre hindurch verblieb der Fremdenverkehr in sehr bescheidenen Grenzen und war allein auf Meran beschränkt. Mit der Fertigstellung der Brennerbahn setzt dann der von Jahr zu Jahr wachsende Fremdenstrom ein, der unmittelbar vor dem Kriege zu gewaltigen Zahlen kam.¹⁶⁹ 170

Es zeugt von dem geographischen Reichtum des Landes, auf welchem mannigfaltiger Grundlage der Fremdenverkehr begründet ist. Das milde Herbst-, Winter- und Frühlingklima, das in den Gärten von Bozen und Meran die Vertreter einer subtropischen Vegetation zu halten gestattet, bietet die Möglichkeit eines ausgesprochen ganzjährigen Kurbetriebes. Er erhält im Frühjahr eine Förderung durch den unbeschreiblichen Blütenflor, der das ganze Eisland in einen blühenden Garten verwandelt und im Herbst durch die Traubentur, die ein wirksames Mittel im Kampf gegen alle Stoffwechselkrankheiten darstellt. Ferner suchen alle Kranke, die der Sonne im Winter bedürfen, Lungenkranke, Nervenkrankte, Herzkrankte und Konvaleszente Linderung in den unvergleichlich sonnigen Wintern Bozens und Merans. Sie haben hier alle Vorzüge, die ihnen der eigentliche Süden bieten kann, und dazu die Möglichkeit, in deutscher Umwelt und in deutscher Lebensart, vor allem aber in Hotels mit deutscher Wohnungskultur, die man in Italien so sehr entbehrt, ihre Heilung suchen zu können. Auf dieser Grundlage eines ausgesprochenen Kurbetriebes begann der Eisländer Fremdenverkehr. Mit dem Anwachsen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins kam der breite, stetig anschwellende Strom der Touristen ins Land und trug den Fremdenverkehr bis in die hintersten Talgründe.¹⁷⁰ In dieser Form ist er ein ausgesprochener Sommerverkehr, häufig in Verbindung mit einem Sommerfrischenaufenthalt. Rosengarten, Latemar, die Dolomiten, die Ortlergruppe, die Ötztal und Stubai bieten für den Bergwanderer wie für den Kletterer der Möglichkeiten so viele, daß sich Südtirol in steigendem Maße der Beliebtheit der Deutschen erfreute, die oft genug zu einer Verwurzelung in diesem schönen Land geworden ist, die ihm heute, da es seit seiner Annexion das Bitterste leiden muß, jene erstaunliche Anteilnahme sichert, die dieses Land im ganzen Reiche und in Österreich genießt. Zu viele Deutsche haben in Vor- und Nachkriegszeit dem Lande köstliche Ferientage in Bergeshöhe und Tälern, in traumhaften deutschen Dörfern und Städten, reich an deutsch-mittelalterlicher Stadtkultur zu verdanken. Tage, die ihnen unvergeßlich sind, haben das Gefühl der Verbundenheit erzeugt, das deutlich wird, wenn bei jeder schändlichen Italienisierungsmaßnahme es wie ein Aufschrei geht durch die ganze gebildete Welt Deutschlands.

Es ist natürlich schwer, den ideellen Wert, die seelische Ursache der Anziehungskraft des Landes zu beschreiben, die im Schönheitswert der geographischen Ausstattung des Landes begründet liegt und solche große wirtschaftliche, seit dem Weltkriege auch moralische Bedeutung für das Land besitzt. Es gibt in Deutschland eine große Südtirolgemeinde, welcher der deutsche Süden mehr bedeutet als eine Sommerfrische oder ein mehr oder weniger wirksamer Kurbehelf. Der im Abendrot glühende Rosengarten, die breite Majestät des Ortlers und die Kühnheit der Königspitze, die Erhabenheit des Hochgebirges und in unmittelbarer Nähe

traumhaft sanfte, stille Landschaft am Ritten und Schöggelberg und die weinselige, lichte Landschaft des Überetsch mit seinen Edelweizen und Burgen, darin die traute Bürgerlichkeit Bozens und Merans, ein knorriges, stolzes und markiges Bauerntum in stolzen Höfen, verbunden mit so manchen baulichen wie natürlichen Vorbildern des vom Deutschen so sehr geliebten Südens schaffen in der Seele des Deutschen ein Bild, das in seiner Gegenseitigkeit und Harmonie ihn immer wieder von neuem ergreift und ins Land zieht. In neuester Zeit ist zu den alten Anziehungskräften noch der Schilau hin zugekommen, der in den sanften Altreliefs der Porphyrlandschaft, aber auch der Ortlergruppe und der Dolomiten herrliche Felder seiner Tätigkeit besitzt. Bisher konnte jedoch dieser Zweig des Fremdenverkehrs, der in manchen Teilen Nordtirols heute den Sommerverkehr übertrifft, noch nicht so recht zur Entfaltung kommen wegen der Paßstranken, die bis vor kurzem im Wege standen.

Es entstanden in Bozen und Meran jene Viertel von Kurhäusern und Hotels, die für jeden Kurort von europäischer Geltung charakteristisch sind. Zwei gewaltige Hotels wurden sehr wenig zum Wohle der landschaftlichen Schönheit im obersten Eggenal am Karerpaß und im Suldenal errichtet. Jener Stamm eingeseffener Gastwirte mit ihren alten landschaftsgebundenen Wirtshäusern, die leicht den Übergang in die neue Zeit fanden, war noch im Lande und stellte sich auf den Fremdenverkehr neuer Art um. Eine Reihe der bekanntesten Hotels in Bozen: der Mondschein und der Fagl, in Meran der Raffl, sind alte Gasthöfe, die auf Jahrhunderte alte Tradition zurückschauen können. Darüber hinaus baute der Deutsche und Österreichische Alpenverein über 100 Hütten in den Hochgebirgstälern des Landes, baute eine eigene Straße von Somagoi nach Sulden. Er erwarb sich Verdienste um die Ausgestaltung des Wegenezes und des Bergführerwesens.¹⁷⁰ Es wurden Bergbahnen gebaut, 5 allein in der Umgebung Bozens. Automobillinien wurden eingerichtet und viele neue Erwerbszweige für die Bevölkerung geschaffen.

In den letzten Jahren vor dem Kriege waren jährlich durchschnittlich 400 000 Fremde in Südtirol. Allein 150 000 fielen auf den SB. Bozen, wovon Bozen allein 100 000 hatte. Bozen ist der Ausgangspunkt für die Dolomiten, für die beliebte Sommerfrische auf dem Ritten, Durchgangsbahnhof für die Kletterer in den Gruppen der Zentralalpen, Ortler und Ötztal, in der Brenta. Der Bezirk Meran hatte 65 000 Fremde, wovon 40 000 auf die Stadt selbst entfielen. Der Bezirk Schlanders hatte 30 000 Besucher. Der Nationalität nach standen vor dem Kriege von Anfang an die Reichsdeutschen unbestritten an der Spitze der Besucherzahl mit rund 50 Prozent. Mit ebenfalls hoher Beteiligungsziffer folgten die Österreicher, in weitem Abstände dann, als zahlungskräftige Gäste besonders geschätzt, die Russen, die Skandinavier und die Holländer. Italiener waren kaum mit 2 Prozent an diesem Verkehr beteiligt.¹⁶⁹ 171

In ganz Tirol, das 1911 einen Fremdenbesuch von mehr als einer Million erreichte, waren 320 Millionen Kronen in Fremdenverkehrseinrichtungen investiert, also in Hotels, Transportgewerbe, Kurpromenaden, Bergbahnen usw. Etwa die Hälfte davon entfällt auf unser engeres Gebiet.¹⁶⁹ An der Spitze steht der Bezirk Meran mit 98,75 Millionen. Es folgen Bozen-Land mit 34,4 Millionen, Bozen-Stadt mit 12 Millionen, Bez. Schlanders einschließlich der Binschgaubahn, die aber wohl nur zum kleineren Teil auf die Rechnung des Fremdenverkehrs zu setzen ist, mit 26,1 Millionen Kronen. Der Fremdenverkehr trug mit dazu bei, daß Tirol ein Aktivland innerhalb der Monarchie wurde. Innerhalb von zehn Jahren steigt das Bruttoeinkommen Tirols (1898—1908) um 69,5 Prozent. Hervorragenden Anteil hat hieran unser Land einmal durch seinen Fremdenverkehr und dann auch die beständige Steigerung seiner landwirtschaftlichen Erzeugung, die selbst wieder zum Teil in innigem Zusammenhang steht mit dem Fremdenwesen des Landes. Meran hat in seinen Hotels zur Zeit rund 5000 Betten und könnte jährlich 1,8 Millionen Aufenthaltstage erzielen. Die 1 074 000 Aufenthaltstage des Jahres 1932 ergaben einen Umsatz von schätzungsweise 52 Millionen Lire oder 12 Millionen Mark.

Der Krieg und die Nachkriegszeit brachten auch hier wieder dem Lande empfindlich zu spürende Einbußen. Paßschwierigkeiten, Inflation in den beiden die meisten Fremden stellenden Ländern, die psychologischen Wirkungen der neuen Grenze mit ihren Schikanen aller möglichen Art, die Enteignung der einst dem Alpenverein gehörigen Hütten, die dem Club Alpino Italiano überwiesen wurden, der aber seinen Aufgaben nicht im geringsten gerecht

wird, bewirken einen Rückgang des Fremdenverkehrs sehr zum Schaden des Landes. Auf einen vorübergehenden Aufschwung von 1924—27 ging die Zahl der Fremden mit der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage Deutschlands wieder sehr zurück. Im 11. Jahre nach Friedensschluß (1930) blieb die Zahl der Fremden in Südtirol mit 240 000 weit hinter der Vorkriegszahl zurück.

Von sehr zu empfindender Wirksamkeit ist die Umschichtung in der Nationalität der Besucher. Die zahlungskräftigen Russen blieben ganz aus. Die Reichsdeutschen blieben zwar an der Spitze der Besucherzahl, hatten aber nicht im entferntesten die Vorkriegszahl und das Übergewicht der Vorkriegszeit erreicht. Die Österreicher, die sonst mit Besuchern vorwiegend deutscher Nationalität an 2. Stelle standen, werden von den Italienern, die früher ganz zuletzt in der Statistik standen, verdrängt. 1925, das infolge des Heiligen Jahres sicher ein für den deutschen Besuch günstiges Jahr war, stellte sich in Bozen die Verteilung wie folgt: Unter den 117 000 Fremden standen die Reichsdeutschen mit 52 469 an der Spitze, es folgen die Italiener der alten Provinzen mit 37 049, also beinahe einem Drittel der Gesamtbesucherzahl, die Österreicher stehen an dritter Stelle mit 19 913. In weitem Abstand folgen die Holländer und die Skandinavier und die Nordamerikaner mit 1124. Dieses rapide Anwachsen der Italiener hat zwei böse Folgen. Zwar läßt deren Anzahl, die übrigens infolge nationalistischer Propaganda in den letzten Jahren noch weiter gewachsen ist, den Verlust an Besuchern nicht so groß erscheinen. Aber der Wert dieses italienischen Besuches ist in mehr als einer Hinsicht geringer als der anderer Fremder. Einmal war vor dem Kriege die Zahl der Fremden über das ganze Jahr verteilt. Frühjahr und Herbst und Winter in Bozen und Meran, im Sommer im Hochgebirge. Der Besuch der Italiener ist fast vollständig auf den August zusammengedrängt. Nichts kennzeichnet besser den relativen Wert des Landes als die Tatsache, daß das Land für den Italiener eine kühle Sommerfrische ist, in die er der Hitze seiner Heimat entflieht, und für den Deutschen dagegen ein warmes Winterparadies bedeutet. Also wird der wirtschaftlich wertvollste Teil des Fremdenbesuches, der Kurverkehr in Meran und Bozen, viel stärker gemindert als der erste Anblick der Zahlen vermuten lassen kann. Das Drittel Italiener fällt für diesen Kurbetrieb nahezu vollständig aus, da solcher Kurort die Italiener genug im Lande haben. Andererseits verdrängt die hohe italienische Besucherzahl im August die Deutschen aus dem Sommerfrischenbetrieb. Einem Monat Hochbetrieb folgen und gehen voraus Monate, in denen der Besuch gering ist. Eine noch weit schlimmere Folge des hohen Anteils italienischer Besucher ist die mindere Verdienstmöglichkeit, die der Italiener bietet. Waren die deutschen und österreichischen Besucher, die früher die Hauptmasse der Fremden stellten, Leute der gut bis bestgestellten Kreise, die anerkannt gern in ihren Ferien gut lebten und viel Geld ausgaben, so hat der heutige Hotel- und Gasthofbesitzer bei den Italienern mit ganz anderen sozialen Schichten und anderen Gewohnheiten zu rechnen. Einmal stellen ausgesprochen kleinbürgerliche Kreise den Hauptteil der Besucher. Von den zahlreichen Propagandaonderzügen, voll von fast mittellosen Leuten aus den alten Provinzen, die oft von den Stadtverwaltungen verpflegt werden und der deutschen Bevölkerung nur zur Last fallen, dafür aber in der Statistik des Fremdenverkehrs erscheinen, soll geschwiegen sein. Selbst die finanziell gut gestellten Schichten haben nicht die Lebensart der deutschen Fremden, auf die doch das ganze Fremdenwesen in Südtirol eingestellt ist. Der Italiener spart in der Sommerfrische, bringt viele Kinder mit, füllt die Zimmer, aber nicht die Kassen des Wirtes. Er stellt Ansprüche, die im Bewußtsein seines „Sieges“ und im Gefühl, im eroberten „Alto Adige“ zu sein, recht hochgestellt und übertrieben sind. Die neue Grenze hat auch hier wieder Schäden gebracht, da die nationale Umschichtung zugleich auch eine soziale ist, die wirtschaftlich sehr fühlbar wird. Am stärksten leidet das Bergführertum, da die Italiener zwar die Deutschen in den Hotels verdrängen, aber keine Hochtouren zu unternehmen pflegen. Auf den hochalpinen Hütten und Gipfeln sind die Deutschen aller Staatsangehörigkeiten durchaus unter sich.

Es ist dieses Verhältnis deutscher zu italienischen Besuchern seit 1925 sicher noch schlechter geworden. Hat doch infolge der deutschen Wirtschaftsnot die Reiselust ins Ausland bei uns sehr abgenommen. Zu den wirtschaftlichen Schwankungen, denen ein Fremdenverkehrsland wie jedes Land mit Luxusindustrie besonders empfindlich folgt, treten Veränderungen der politischen Lage, die abermals dazu beitragen, die wirtschaftliche Unbeständigkeit zu erhöhen.

Sie läßt jenachdem die Besucherzahlen an- oder abschwellen und vermag sogar die Einflüsse der Wirtschaftslage auszugleichen oder aufzuheben. Das Jahr 1930 hat hohe Besucherzahl aus dem Reich und aus Österreich gebracht bei sonst allgemein schlechtem Besuch der übrigen deutschen Sommerfrischen. Die Entspannung zwischen Deutschland und Österreich einerseits und Italien andererseits, (Schoberreise) spornten die Reiselust an, indem sie zahlreiche bisher durch die Jahre hindurch wirksam gewesene Hemmungen psychologischer Art mit einem Male aufhob. Das Jahr 1933 mit der Tausendmarksperrre und den Auslandsreiseverboten für reichsdeutsche Beamten, die sich beide in Südtirol sehr bemerkbar machten, zeigte abermals, auf welch unsicherem Boden die Fremdenindustrie Südtirols im italienischen Staatsverband steht.

Der Handel und die Etschaler Stadt

Der Handel ist fast vollkommen in den Städten, also in Bozen und Meran, konzentriert. Nur der Viehhandel spielt sich auf den verschiedenen Märkten des Winschgaues und der Seitentäler ab. Ein großer Teil des Holzhandels ist außerdem in Neumarkt und Auer im Unterland, an der Einmündung der Fleimstalbahn und Straße ins Etschtal, lokalisiert. Der übrige blühende Handel, der sich in Bozen und Meran abspielt, ist in der wirtschaftlich reicheren Erzeugung des dicht bevölkerten, viel Wein und Obst hervorbringenden Hinterlandes dieser Städte begründet. Von hier aus kommt der größere Teil der Erzeugung zum Export, wird der große Eigenbedarf der zahlreichen ländlichen, auf die Erzeugung weniger Produkte spezialisierter Bevölkerung, vor allem der Bedarf an Getreide, Käse und Butter, die im Etschland nicht oder nur ungenügend erzeugt werden, eingebracht. Der Fremdenverkehr steigert diesen Bedarf. Diesen Warenaustausch mit Nordtirol und außertirolichen Ländern vermittelt der Handel Bozens und Merans, der noch gesteigert wird durch einen Binnenhandel, der namentlich bei der großen wirtschaftlichen Verschiedenheit zwischen Etschland und den hochgelegenen Tälern nicht zu unterschätzen ist. Bozen und Meran sind so vor allem Städte des Weinhandels und des Handels mit Obst. Die Lebensgrundlage Bozens ruht heute nur mehr im engeren Hinterlande. Der deutsch-italienische Transit mit 3 Millionen Tonnen geht spurlos durch das Land.

Bozens Lage.

Auf dem Schuttkegel von Falser und Eisack im Winkel zwischen beiden Flüssen liegt Bozen. An der Vereinigung der oberen Straße mit der Eisackstraße lebt die seit alters berühmte Messe- und Handelsstadt, die gerade dieser überaus günstigen Lage ihre Stärke und unverwundliche Kraft verdankt. Schon die Römer hatten in dieser Gegend einen besfestigten Lager, das jedoch kaum auf dem Boden der heutigen Stadt lag.^{141, 173} Das vielumkämpfte — in der Heimatforschung nämlich — Pons Drusi lag wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Sigmundskron am Übergang der Überetscher Straße und des alten Römerweges über die Etsch¹³⁹ oder in der Gegend des heutigen Kentsch, kurz östlich von Bozen. Im jetzigen Stadtgebiet sind kaum nennenswerte Funde römischer Herkunft gemacht worden, welche die Annahme eines römischen Ursprunges der Stadt rechtfertigen könnten. Das Bauranum, die alte Form des Ortsnamens geht vielleicht auf einen Baudius zurück, der hier ein Weingut besaß. Analog dem Appianum — Eppan, Cornelianum — Gurlan, den Besitzungen des Appius und des Cornelius im Überetsch, wäre dann aus einem Baudianum ein Bozen geworden, wenn nicht ganz andere Deutung in Frage kommt.¹⁷⁷ Für das Jahr 680 wird es als Sitz eines bairischen Grafen genannt.^{88, 109} Dann verschwindet es für lange Zeit aus unserem Gesichtskreise.

Wahrscheinlich ist das heutige Bozen eine planmäßige Neugründung des 12. Jahrhunderts, also des Beginnes eines stärkeren Einflusses des transalpinen Verkehrs. Der heute noch außerhalb der eigentlichen Stadt liegende Stadtteil „Im Dorf“ wäre das ursprüngliche Bozen.¹⁷⁸

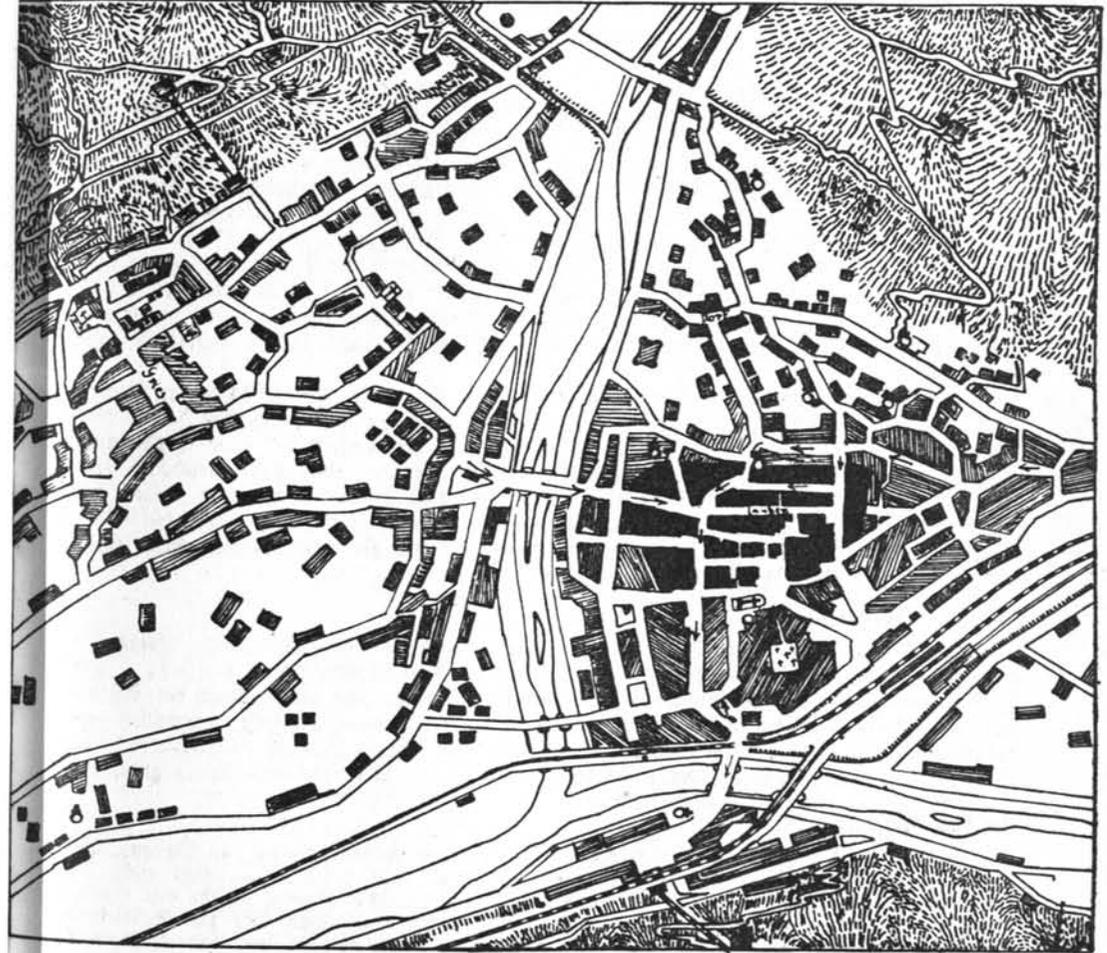
Bozens Geschichte ist die seiner Messen und Märkte. 1202 werden sie zuerst urkundlich erwähnt, sie sind aber sicher noch älter. Aber zunächst war Bozens Monopolstellung im Südtiroler Messewesen nicht gesichert. In Meran, Sries, Trient wurden damals ebenfalls noch Messen abgehalten. Erst die Fahrbarmachung des Kuntersweges verließ Bozen das Übergewicht gegen Meran. Und erst der von Kaiser Karl IV. der Stadt verliehene Straßenzwang, der eine Umgehung Bozens über Nals—Andrian—Eppan unmöglich machte und endgültig Obere und Brennerstraße in seinem Stadtgebiet verknotete, dazu verschiedene Niederlagsrechte, die um dieselbe Zeit verliehen wurden, verschafften Bozen, dank einer landesherrlichen Protektion, die Vormachtstellung unter den Märkten Tirols. Diesen besonderen landesherrlichen Schutz zu erhalten, bedurfte es der Sicherung der alleinigen Rechte der Tiroler Grafen über die Stadt gegenüber den Fürstbischöfen von Trient, die zunächst mit den Grafen die Macht gemeinsam ausübten. Diese Sicherung der Alleinherrschaft erfolgte zu Beginn des 14. Jahrhunderts und fand ihren lebhaften Ausdruck in der Verlegung des landesherrlichen Grieser Marktes nach Bozen. Aus den zwei Märkten zu Beginn der Entwicklung waren um 1500 4 je 14 Tage dauernde Märkte geworden.

So bedurfte es verschiedener historischer Voraussetzungen, die überaus günstige geographische Situation des Etschlandes als der Sammelader der beiden Hauptverkehrswege über die Alpen innerhalb des tiroler Raumes gerade in der besonderen topographischen Lage der Stadt Bozen zu konzentrieren. Bozen wurde so erst der Vorplatz des Venezianer Handels.

Die vier Märkte in Bozen waren die Lebensgrundlage der Stadt zu ihrem Wohlstand, der sich heute noch in wesentlichen Zügen des Stadtbildes kundtut. Einmal waren sie die Voraussetzungen eines ansehnlichen selbständigen Handels, den Bozener mit Luchen, Geweben aller Art, Papier, Wein und Südfrüchten trieben. Hinzu kamen Erzeugnisse des eigenen Landes: Wein, Holz, Getreide. Beim Fehlen eines bodenständigen Gewerbes war natürlich dieser im eigenen Lande wurzelnde Handel geringer als in manchen süddeutschen Städten. Die Hauptbedeutung Bozens lag im Meßgeschäft der ausländischen Kaufleute aus Augsburg und den süddeutschen Handelsstädten, aus Venedig und Italien, die in Bozen ihre Warenlager errichteten, ja ganze Häuser zu diesem Zweck erwarben. Die Bozener Kaufleute waren zur Hauptsache an diesem Geschäft als Kommissionäre beteiligt. Für die Bedürfnisse der italienischen und deutschen Kaufleute wurde in Bozen ein Merkantilmagistrat nach italienischem Vorbild eingerichtet, eine Standesorganisation der fremden Besucher der Märkte mit einem eigenen Gericht, das vorbildlich wurde für viele deutsche Städte, ebenso wie die von der Erzherzogin Claudia für Bozen erlassene Wechselordnung. Auch über die Verkehrskrise des 16. Jahrhunderts hinaus hielt sich die Bedeutung der Bozener Messen. Seit dem 16. Jahrhundert wurde Bozen auch Geldmarkt. Eine gewisse Verkehrsspannung blieb überdies immer erhalten. Noch 1708—1727 konnte das stattliche Gebäude des Merkantilmagistrats unter den Bozener Lauben in schwerer oberitalienischer Pallazaform gebaut werden. Doch stammen aus derselben Zeit die Klagen der Bozener Kaufleute über die Konkurrenz Triests und der Bevorzugung dieses Hafens durch amtliche Maßnahmen, vor allem durch die Zollpolitik. Etwas später führte die Angliederung Venetiens zu einer empfindlichen Konkurrenz des im Vorlande gelegene Verona. Das endgültige Erlöschen des Bozener Messerverkehrs und Außenhandels fand seinen Ausdruck in der Auflösung des Merkantilmagistrates im Jahre 1850, an dessen Stelle wenig später eine ganz provinziell eingestellte Handelskammer trat, wie sie nunmehr den Bedürfnissen des Landes entspricht.¹⁵⁴

Lange Zeit hindurch ist Bozen, wenn auch nicht die Residenzstadt, so doch die wirtschaftliche Hauptstadt Tirols gewesen, „gleichsam das fürnehmste Hauptstück, dadurch der gewerb und hantierung im Land erhalten werden“. Diese Stellung hat es sich nach dem Tiefstand um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert dank der Gunst seines überaus fruchtbaren Hinterlandes im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, zum Teil auf anderer Grundlage, wieder erobern können. In Bozen wuchs ein gediegenes, selbstbewusstes, auf alter Tradition ruhendes Bürgertum auf mit reicher deutsch-bürgerlicher Kultur, ohne daß es je recht zu einer Ausbildung eines eigentlichen Patriziertumes, das über die andern Schichten des

Volkes herrschend, hinausgeragt hätte, gekommen wäre. Es gab schon früh einen bürgerlichen, handeltreibenden Adel, der sich jedoch kaum von den anderen Bürgern abhob. Im übrigen Tirol sind die Bozener bekannt wegen ihres stolzen, exklusiven Wesens, das eine Folge des Bewußtseins ihrer Stellung im Lande gewesen sein mag. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhundert bemerkte die Landesbeschreibung des J. J. Staffler vom Wesen des Bozeners, daß er Fremden gegenüber gern seine Superiorität geltend mache. Auch heute ist das wenig anders geworden. Wenn der Bürger der Kaiserstadt den Bestrebungen der Italiener sein einfaches „I bin a Bozener“ entgegensetzt, so klingt das genau so selbstsicher, wie wenn der Berliner sagt: „Mir kann keener!“ Ein Selbstbewußtsein, das aber, so sehr es die nationale Haltung des Bozeners ehrt, doch zu leicht geeignet ist, die Befahren zu unterschätzen.



Stadtplan von Bozen. (Schwarz: das mittelalterliche Bozen.)

Der Stadtplan.

Die alte Handelsbedeutung spricht den Besucher, der mit Aufmerksamkeit die Stadt durchgeht, auf Schritt und Tritt aus deren Aussehen an. Zunächst im Grundriß der Stadt. Auch heute noch ist die Lebensader Bozens die Laubengasse, die alte Ausstellungsstraße der Stadt. An den beiden Enden der Lauben liegen zwei Märkte, der Dreifaltigkeitsplatz und der Obstmarkt. In zwei südliche Parallelstraßen sind ebenfalls zwei Märkte eingefügt, der Kornplatz und der Musterplatz. Dagegen ist der Walthersplatz, die heute größte Plazanlage, nicht alten Ursprunges, sondern erst in der Bayernzeit (1805—1809) entstanden. Vier Marktplätze und eine große, dem Meßverkehr dienende Laubengasse sprechen von der Handelsarbeit der früheren Stadt. Anders als in anderen an der Brennerstraße gelegenen Städten ist die Laubengasse nicht die einfache, durch die Stadt geführte Landstraße. Vielmehr endete in Bozen die Laubengasse nach Osten zur Eisackstraße hin blind. Der heutige Durchbruch ist jungen Datums. Die Einführung der Brennerstraße in die Stadt ist recht wenig eindrücklich in deren Straßenbild zu erkennen. Das Ostende der Laubengasse, die die allerälteste Stadt darstellt, ähnlich dem heutigen Rattenberg oder Sterzing, wurde durch die im 13. Jahrhundert erfolgte Stadterweiterung der Herren von Wangen mit einer rechtwinklig vorgelegten Gasse, der Binderergasse, zugebaut. Wahrscheinlich drückt sich darin die Tatsache aus, daß die Anlage der Stadt fertiggestellt war zu einer Zeit, da über die Eisackstraße nur der geringe Saumverkehr des Rittens kam, der sich allerdings bei der ursprünglichen Anlage der Stadt, kaum genügend geltend machen konnte. Als dann die Brennerstraße als Fahrstraße ausgebildet war, war der Grundriß der Stadt festgelegt und kein Grund vorhanden, die mittlerweile als Ausstellungs- und Messestraße spezialisierte Laubengasse mit dem Verkehr besonders zu belasten. Wahrscheinlich ist die Bintlergasse—Franziskanergasse—Obstmarkt, in geringerem Maße auch Binderergasse—Dr. Streitergasse, früher Karrnergasse (Abstellstraße für Wagen?) die Verkehrsumleitung gewesen. Dagegen führt von Bries her über die heutige Falscherbrücke, durch die heutige Museumstraße deutlich die Einmündung des Etschtaler—Meraner—Verkehrs zum Obstmarkt und von diesem eigentlichen Zentrum der Stadt biegt deutlich der nun vereinigte Verkehrsstrang über Goethestraße, Kapuzinergasse zur Stadt hinaus über die Eisackbrücke, von wo er längs der linken Falschanke durchs Unterland nach Trient ging.

Schon im 13. Jahrhundert war dieser Raum von etwa einer Parallelstraße im Norden der Laubengasse, zwei bis drei im Süden bis zur Pfarrkirche (ausschließlich), von der Binder Weintraubengasse im Osten bis kurz vor die Falscherbrücke im Westen mit einer Stadtmauer umgeben worden.¹⁷³ In den Streitigkeiten zwischen Bischof und Landesfürst wurde sie früh wieder zerstört und nie wieder aufgebaut. Allein die Tore blieben bestehen.¹⁴³ Gegen die Naturgewalten kommt dann noch eine fast ebenso alte Mauer zum Schutz gegen die Überschwemmungen der Falscher, die sogenannte Wassermauer, die bis zum heutigen Tage ihren Zweck erfüllt und eine herrliche Promenade trägt.

Bozens Bürgerhaus.

Dieser recht enge Grundriß der Stadt machte beim späteren Anwachsen infolge der günstigen kommerziellen Entwicklung eine Erweiterung des Wohnraumes notwendig. Die Stadtgrenzen konnten nicht überschritten werden, so blieb nur eine Überbauung der Gärten und eine Aufstockung der vorhandenen Häuser. Drei bis vier Stockwerke, namentlich an der Laubengasse, sind bei den Häusern der Altstadt die Regel. Wie oft in mittelalterlichen Städten, sind die Grundstücke der einzelnen Häuser schmal. Als man nun daran ging, die

Zu den Bildern:

84 u. 85. Die Lauben sind auch heute noch die Hauptstraßen Bozens und Merans. Die Merans, der früh in ihrer Entwicklung gehemmten Stadt, mit Häusern, die nicht mehr als zwei Stockwerke besitzen, ist deshalb freundlicher und heller als die Bozens, welche den Hauptanteil des Messebetriebes zu beherbergen hatte. Hier mußte man schon früh zur Aufstockung der Häuser schreiten bis zu drei und vier Stockwerken insgesamt, so daß das Gesamtbild düsterer, ernster ist als in Meran.

86. Die Lauben eines kleinen Markttortes mit stark städtischem Gepräge.

Die Laubengasse

85. In Bozen





Erker und Balkonfenster

88. In Neumarkt



89. In Hall (Nordtirol)



90. Das Balkonfenster fremder Prägung (Caluso)

hinter den einzelnen Häusern gelegenen Gärten zu bebauen, hatte man Schwierigkeiten mit der Beschaffung des notwendigen Lichtes. Es entstanden die für Bozen kennzeichnenden Lichthöfe mit ihren aufgesetzten Lichthauben, die nach Süden offen, Licht und Sonne in den kleinen Lichthof leiten. Zum Lichthof öffnen sich die einzelnen Wohnräume unmittelbar.¹⁸⁰ Manchmal ist an den Häusern der Laubengasse die Notwendigkeit von zwei, ja drei solchen Lichthöfen gegeben, die in späterer Umgestaltung mit Balustraden, Renaissance- und Renaissancebögen auf zierlichen Säulen, schönen Malereien, Kreuzfixen einen besonderen, eigenartigen Schmuck des Bozener Hauses bilden.

Im allgemeinen ist jedoch der Ausbau der Stadt, von Umbauten abgesehen, um die Mitte des 16. Jahrhunderts vollendet. Die Aufwärtsentwicklung hörte auf; wenn der Handel auch zunächst noch nicht sehr stark abnahm, so war doch die Notwendigkeit von Stadterweiterungen nicht gegeben. Außerhalb des alten Stadtkerns, im Gewirr von lauschigen Weinbergen, in weiter lockerer Anordnung entstand eine Anzahl von Pallazzi, Edelhöfen inmitten großer Grundstücke.

Die Weiterentwicklung der Stadt setzte erst wieder ein mit dem neuen Aufschwung im 19. Jahrhundert. Es entstanden rund um die Stadt neue Stadtviertel mit Mietkasernen, und im weiteren Umkreis, besonders im Norden zum Rittener Berg hin und jenseits der Talfer setzten sich zwischen die Edelhöfe und Burgen die Villen der wieder wohlhabender gewordenen Bozener Bürger, in die sie der Finsternis ihrer Laubenhäuser entflohen. Gries wuchs innerhalb einer kurzen Zeit aus einer ländlichen Gemeinde von meist Einzelhöfen mit (1847) 1600 Einwohnern zu einem stattlichen Ort von 7500 Einwohnern heran, der 1925 mit Bozen zur Stadt Bozen-Gries vereinigt wurde, mit rund 35.000 Einwohnern. Gries ist die Kurstadt Bozens mit vielen Sanatorien in großen Gärten üppigen, erotischen Pflanzenwuchses und stillem, ruhigem Leben, im klimatischen Schutz des Sünschnaberges gelegen. Bozen dagegen ist die immer lebhaftere Stadt des Handels, der Touristen, der Markttort der umwohnenden Bauern mit stets lebendigem, buntem Straßenverkehr, vielen Gasthöfen, Wein- und Obsthandlungen. Sie war einst die Stadt des Frohsinns und eines heiter lebensfrohen Daseins, zu dem nicht wenig die aus Bayern zumeist kommenden Fremden beitrugen, die zumal im Frühjahr Bozen zur Vorstadt Münchens machten, zum „Ostermünchen“. Nicht wenig Größen des deutschen Geisteslebens (siehe das Fremdenbuch des Bazenhäusls!) haben hier Erholung, Wein und Freude gesucht, haben versucht ein Verlangen zu erfüllen, dem die Bozener, selbst bajuvarischen Stammes, also des lebensfrohesten unter allen deutschen, gerne entgegenkamen. Heute ist es still geworden im einst so langesfreudigen, weinseligen Bozen. Wie eine düstere Wolke liegt das wirtschaftliche und kulturelle Verhängnis der italienischen Gegenwart über der Stadt.

Meran.

An der Stelle, wo sich vor Erbauung des Runtersweges die obere Straße mit dem Hauptbrennervverkehr vereinigte, liegt an der Mündung des Passiertales die andere bedeutende Stadt unseres Landes auf den Schuttkegeln von Passer und Raifbach: Meran. Im Machtbereich der Burg Tirol wurde sie die Landeshauptstadt Tirols. Sie hatte bis ins 15. Jahrhundert gut besuchte Märkte, die denen Bozens an Ruf kaum nachstanden. Die Erbauung der unteren Eisackstraße zum fahrbaren Weg bedeutete den Verlust der günstigen Verkehrslage am Knoten der das Land beherrschenden Straßen. Er hatte nicht nur die Einbuße des Handels zur Folge, sondern auch der Stellung als Landeshauptstadt, die nunmehr Innsbruck übernahm. Als gelegentliche Residenz des Landesfürsten und als Tagungsort der Landstände erhielt es sich noch eine zeitlang einige Bedeutung, bis schließlich der letzte Rest einer einstigen Machtstellung dahinsank, als Tirol keine eigenen Landesfürsten mehr hatte und selbst Innsbruck nur mehr Verwaltungshauptstadt war.¹⁸⁶

Durch lange Jahrhunderte hindurch führte Meran nur mehr ein Schattendasein. Schon im 16. Jahrhundert war es eine Stadt mit ländlicher Lebensweise. Wohl versuchte es seine Stellung zu heben, indem es in seinen Mauern ein Gymnasium und das Institut der Englischen Fräulein einrichtete, die von den Söhnen und Töchtern des umwohnenden Adels gut besucht wurden. Aber diese Versuche konnten nicht hindern, daß Meran doch das „Ruhstadt“ blieb. In den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen die ersten Kurgäste und rissen

180 Öbrrenhaus, Das deutsche Land an der Etsch

das Städtchen aus seinem Dornröschenschlaf und wiesen ihm Möglichkeiten zu neuem Leben. Als in den 70er Jahren der Kaiserliche Hof in Meran einen Winteraufenthalt nahm, war die Stellung Merans gefestigt, und es entwickelte sich unaufhaltsam zum ersten Kurort der Südalpen.

Anders als in Bozen ist die Beziehung der Stadt zum Fluß des Verkehrs in allen Zeilen gut im Stadtgrundriß zu erkennen. Die alte Stadt, die 1317 Stadtrecht und Stadtmauern erhielt, besteht im wesentlichen aus zwei aufeinander senkrecht stehenden Straßen: der Laubengasse, die vom Zenoberg als die Passierer-Jausenstraße herunterführt, und dem senkrecht zu ihr stehenden Kennweg am unteren Ende der Lauben, in den westlich durchs Binschger Tor die obere Straße einmündet und die östlich nur den Ausgang durch das frühere Ultener Tor zum Ultental mit mehr örtlicher Bedeutung hatte. Das Bozener Tor, der Auslaß ins Etschland und nach Bozen, befindet sich in der Höhe der Pfarrkirche am oberen Ende der Lauben. Die Mauern fielen dem Aufblühen und Raumbedürfnis der Stadt in den siebziger Jahren zum Opfer.

Dem frühen Erlöschen der Verkehrsbedeutung der Stadt und damit ihres Anwachsens entspricht es, daß hier, anders als in Bozen die Häuser nur mehr zwei Stockwerke haben, daß die Notwendigkeit der Schaffung von Lichthöfen, die das Charakteristikum des Bozener Hauses sind, in Meran weit seltener war. Fast alle Häuser haben Gärten hinter sich. Ähnlich wie bei Bozen fehlt mit dem frühzeitig gebotenen Stillstand der Bautätigkeit das Bürgerhaus des 16.—18. Jahrhunderts, also Bauten des Barock und des Rokoko, die beispielsweise in Innsbruck eine große Rolle spielen. Umbauten und Veränderungen der Fassade im Geiste dieser Zeiten, die allerdings in Bozen die Regel sind, sind in Meran kaum vorhanden. Auch hier umgibt ein Kranz von Edelsitzen, Burgen und Pallazzi die Stadt, die dann allerdings im Stile späterer Zeiten erbaut wurden. (Bild 84, 98)

Die Bautätigkeit setzte wieder ein mit dem Beginn des Fremdenverkehrs und der Notwendigkeit der Errichtung neuer Stadtteile mit Häusern meist villenartigen Charakters. Eingeklemmt zwischen Segenbühl und Passer bestand die fast einzige Ausdehnungsmöglichkeit nach Süden hin, wo dann im Anschluß an den Bahnhof und in Anlehnung an den Rückelberg ein neuer Stadtteil hinzuwuchs, während längs der Passer die Kurpromenaden und ein großes Kurhaus entstanden. Ähnlich wie in Bozen griff der Bevölkerungszuwachs auf benachbarte Gemeinden über. Vor allem Mais, jenseits der Passer, eine ursprünglich ländliche Gemeinde, wurde in den Kurbezirk einbezogen, später auch Stratsch und Algund im Westen der Stadt. Heute liegt Meran in einem weiten Kranz von Villen, Landhäusern, Sanatorien, Anstalten, in einem einzigen Park von exotischen Koniferen, Zedern, Sequoien, Wellingtonien. Ihr dunkles Grün im Gegensatz zur hellen Farbe der Landhäuser macht eine heutige Eigenart von Meran-Mais aus. Meran-Mais wurde ebenfalls in italienischer Zeit zu einer Stadtgemeinde von etwa 20.000 Einwohnern vereinigt, wovon etwa die Hälfte auf die alte Stadt entfällt.

Mehr noch als Bozen-Gries ist Meran-Mais Kurstadt. Gewiß ist der Wein, mehr noch der Obsthandel, nicht unbedeutend; auch als lokaler Markt für das Burggrafenamt spielt es eine Rolle. Doch liegt die Lebensgrundlage der Stadt im Fremdenverkehr, und zwar hier nicht so sehr im Touristenverkehr als einem recht mondänen Kurbetrieb, dessen Saison Mitte September beginnt und bis Anfang Mai dauert. Gleich Bozen-Gries besitzt Meran-Mais die Vorzüge des Etschlandes in gesteigerter Form. Geringe Kälte im Winter, — neuere Messungen geben als Temperatur des Januar im Mittel der Jahre 1896—1924 1,7 Grad⁵¹ gegen 0,1 Grad der früheren Messungen an, — offene Lage gegen die Sonne nach Süden hin, Anlehnung an den Segenbühl, der wie ein Spiegel die Wärme in die Stadt reflektiert, Schutz vor Nordwinden zusammen mit dem fast immer klaren Winterhimmel bedingen die Kurbedeutung Merans.

So ist das Leben in Meran, das weniger als Bozen Handelsstadt ist, ruhiger und stiller. Nur an Sonn- und Markttagen, wenn die Bauern des Burggrafenamtes in ihrer malerischen Tracht mit dem grünen Brustlaß und den brennendroten Aufschlägen auf dem Rock das Straßenbild beleben, kommt Lebhaftigkeit und Buntheit in das Straßenleben. Es mischt sich eigenartig das Bild knorrigen, erdverwurzelten, verhalten schwerblütigen Bauerntums mit dem Anblick der mondänen Vertreter von Nordeuropas Großstädten.

Den Gipfel ihres Reizes erhalten das geschäftige Bozen und das stille Meran zur Zeit der Obsterte und der Weinlese. Dann schlägt der Duft köstlichen Obstes und würzigen Weines durch die Gassen, in denen sich in dichter Folge die Ochsenkarren mit eigenartig hochgeschwungenen Deichseln, beladen mit Obstkörben und Weinbottichen durch die engen malerischen Gassen rappend bewegen.

Glurns und kleinere Siedlungen städtischen Charakters.

Außer diesen beiden Städten besitzt das Land keine eigentliche städtische Siedlung mehr. Wohl hat Glurns im Obervinschgau die Bezeichnung Stadt und ist mit einer schönen, vollständig erhaltenen Stadtmauer umgeben und von prächtigen Tortürmen umstanden. Aber der Verkehr, der einst von der oberen Straße ins Engadin nach Mailand abzweigte und der mit Marktrechten reich begabten Stadt im Mittelalter einige Bedeutung gab, ist früh abgestorben; und noch früher als die Passerstadt und ohne je die Bedeutung Merans gekannt zu haben, sank Glurns zum „Ruhstättl“ herab, und bis heute ist noch kein Prinz gekommen, dieses Dornröschchen aufzuwecken. Vielleicht, daß die Bahn durchs Münstertal und das Engadin, die Westtirol besser mit der Schweiz verbinden soll und die man schon in Erwägung zog, später einmal Glurns zu einigem neuen Leben erwachen läßt. Vielleicht auch gelangt die Ortler-Fernbahn zur Ausführung, die sich Italien im Friedensvertrag ausbedungen hat und die eine kürzere Verbindung Mailands mit Augsburg bringen soll, vielleicht ebenfalls mit der Wirkung einer Neubelebung der Stadt. Einstweilen — abseits vom Verkehr gelegen, Mals an der Reichsstraße über den Reschen hat Glurns längst überholt — ist Glurns ein unsagbar „stilles Nest“ mit köstlichen Miniaturlauben, kleinen, engen Bürgerhäusern, das uns das Bild einer Stadt aus dem Ende des Mittelalters fast ganz unverändert überliefert. Sonst sind noch einige Markttorte vorhanden, die in Bauart und Lebensweise manchen städtischen Zug haben, ohne jedoch den vorherrschenden Charakter einer landwirtschaftlichen Siedlung je zu verlieren. Schlanders im Mittelvinschgau ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft. Im Etschland mit seiner dichteren Bevölkerung ist die Zahl der Orte, die Anspruch auf einigen städtischen Charakter haben, größer. Meist haben sie einen örtlichen Wein- und Obst- sowie Holzhandel, sind oft Verwaltungsmittelpunkte eines kleineren Bezirkes, eines Gerichtsbezirkes und besitzen ein größeres auf die Landwirtschaft eingestelltes Gewerbe. Sie tragen hier und da auch im Bild der Siedlung ein mehr städtisches Gepräge, wenn auch hier in der Nähe italienischer Siedlungsweise, dieses wenig Rückschluß auf den wirtschaftlichen Charakter des Ortes zuläßt. Lana, am Ausgang des Ultentales besteht zwar meist aus locker verstreuten Einzelhöfen und Hofgruppen. Aber in Oberlana besitzt es einen engebauten Kern. Eine Holzpappfabrik, einige Werkstätten zur Herstellung von Emballage zum Obstversand, Sägemerke, Obst- und Holzhandel gehen über die bäuerliche Lebensweise hinaus. Kaltern mit einem großen laubengeschmückten Marktplatz, Neumarkt mit einer ausgesprochenen Laubengasse und Tramin, das einmal mit seinen Märkten Bozen Konkurrenz machen sollte, zeigen bei enger Bauweise auch manchen Zug städtischen Charakters. Im Unterland tragen vor allem Weinhandel und die mit dem Wein verbundenen Gewerbe, in Neumarkt noch der Holzhandel, städtisches Wesen in die Ortschaften. (Bild 86, 97)

Vom Geist der Südtiroler Stadt.

Der ideale Anspruch des Italienerturns auf unser Land begründet sich nicht zum wenigsten auf die Behauptung, die Südtiroler Stadt sei italienisch. War es schon unhaltbar, dem bäuerlichen Lande seinen deutschen Charakter, der sich in Siedlungsweise (Einzelhof), sozialer Gestaltung (Anerbentrecht, Hausbau, keine Bodenzerpflitterung), Wirtschaftsweise (keine Mischkultur, Hochwald statt Niederwald) deutlich im Landschaftsbilde geltend macht, abzusprechen, so sollte man vielleicht vermuten können, daß eher schon das Städtewesen italienischen Charakter annehmen könnte. Ist auf dem Lande die Grenze gegen das Italienerturn so scharf, weil der deutschen bäuerlichen Besitzung jenseits der Sprachgrenze eine auch in Siedlungsform und sozialer Gestaltung verstärkte ländliche Kultur gegenübersteht, mit der dem deutschen Bauern eine Verständigung nur schwer möglich ist, so sollte gerade bei dem früh entwickelten, naheliegenden italienischen Städtewesen der Poebene und bei der Durchflutung unseres Landes

mit einem Verkehr, der gerade in den für die Entwicklung der Etschländer Stadt wichtigen Jahren der Weltverkehr war, eine starke Beeinflussung von Süden her zu erwarten sein.

Der vielseitige Verkehr brachte dem Lande nicht nur politische Bedeutung und Wohlstand, es erblühte ein deutsches Geistesleben, das sonst nur zu leicht unterschätzt wird.^{181, 182} Die deutsche Heldensage ist in den bekanntesten ihrer Gestalten im Etschtal beheimatet: Dietrich von Bern, Laurins Rosengarten. Im Etschtal wurden später die wertvollsten dieser Sagen aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert. Die jetzige Berliner Handschrift des Nibelungenliedes wurde auf der Burg Montani im Binschgau gefunden. Kaiser Max ließ durch Hans Ried in Bozen die gerade im Etschtal so überaus lebendig gebliebenen Sagen aufzeichnen. So ist uns die einzige überhaupt überlieferte Fassung des Sudrunstoffes vom Etschtal her überkommen. 1931 wurde noch eine unbekannte Handschrift einer Dichtung W. v. Eschenbachs aufgefunden. Im Etschtal lebte eine große Zahl von Minnesängern deutscher Haltung.

Wie diese geistige Bedeutung des Landes, die mit der wirtschaftlichen und politischen gewachsen war, schon rein deutscher Art war, so ist die aus derselben Begründung aufwachsende Etschländer Stadt in Haltung und Aussehen deutschen Gepräges. Gewiß ist bei der Nähe Italiens manches fremde Motiv in sie eingedrungen. Wir haben den in Renaissanceformen gehaltenen bogengeschmückten Lichthof schon kennen gelernt. Wir sehen in der Etschländer Stadt die Freitreppe, das vergitterte Fenster, das sich in Verteilung und Formung durchaus in Renaissanceformen hält. In der Etschtaler Stadt mit Ausnahme von Glurns steht das Haus nur selten mit der Siebelseite zur Straße, so daß ein wesentlicher Zug der deutschen mittelalterlichen Stadt, das malerisch bewegte Siebelwerk oft verloren ist. Aber diese Formeneinzelheiten, die dazu meist nur späteren Umbauten und Überformungen entstammen, können den wesentlich deutschen Charakter der Südtiroler Stadt nicht verwischen.

Überall hat der deutsche Mensch es verstanden, diese fremden Motive zu meistern und mit seinem Geiste zu befehlen und zu durchwärmen. Der Geist unserer Städte, d. i. die Einheit der kulturellen, geistigen und seelischen Zustände, deren Ausdruck auch die Architektur ist, dieser Geist ist kein italienischer. Auf den Geist kommt es an, nicht auf eine mehr oder minder große Summe von Formeneinzelheiten fremder Herkunft. Wie sollte deren der südtiroler Bürger nicht eine ganze Anzahl übernommen haben! Der Geist, der uns in Bozen umfängt in der Lauben- und in der Dr. Streitergasse, der uns in Meran begegnet und überall dort, wo deutsche Menschen städtischer Haltung uns begegnen, das ist der Geist des deutschen Bürgertums. Was das heißt, lehrt ein Besuch im benachbarten Trient, der nächsten Stadt jenseits der Sprachgrenze. Ist in Bozen, wie überall sonst in Deutschland, das Bürgerhaus das Element, welches das Straßenbild bestimmt, so selbstverständlich, daß wir uns dessen kaum bewußt werden, so zeigt die erste italienische Stadt an der Brennerstraße, wie sehr das anders sein kann. Prägt in Bozen und Meran der Bürger das Bild der Stadt, so gibt in Trient der Adel der Stadt den Charakter. Bürgerhaus und Pallazzo sind die Stein gewordenen Sinnbilder der verschiedenen geistigen wie sozialen Struktur zweier Völker, die in Tirol schroff nebeneinander stehen. Es sind zwei Welten, die erkereschmückten, malerischen, schmalen Bürgerhäuser Bozens und Merans, ihre lebhaft ansprechenden, malerisch mit Licht und Schatten spielenden romantischen Fassaden und jene anderen feierlich repräsentierenden Fassaden weltlicher Pallazzi, denen gegenüber die anderen Baulichkeiten der Bevölkerung in den Hintergrund treten. Es sind zwei Welten, die gotische, bürgerlich enge und doch wieder zugleich tiefe und reiche, die romanische Deutschlands, die sich in Bozen und Meran zum letzten Mal nach Süden hin entfaltet und die klassische Italiens, die uns gleich in Trient so glaubhaft lehrt, wie sehr unser geliebtes Bozen eine deutsche Stadt ist. (Bild 74—80)

Mit nationalen Unterschieden verbinden sich solche der geistigen Haltung und der sozialen Struktur, die unverwischbar sind. Man kann diese oder jene Formeneinzelheit übernehmen, aber nicht die Seele und deren Ausdruck, die Baugesinnung des anderen Volkes. Die allerdings prächtigeren Pallazzi Trients und Roveretos haben ihr für unser Gefühl so trauriges Gegenbild in den verwahrlosten Mietkasernen der Pächter und Zwerggrundbesitzer auf dem Lande, dem eine gesunde bäuerliche Mittelschicht fehlt. Aus den Bürgerhäusern Bozens, unter denen ein echtes Patrizierhaus im Raum der alten Stadt nicht zu finden ist, spricht die

mehr ausgeglichene soziale Schichtung des deutschen Volkes, denn wir wissen, daß ihnen draußen auf dem Lande die schönen Bauernhäuser und Höfe eines selbständigen Bauernstandes entsprechen. Es konnte die italienische Bauart, vor allem eben die italienische Renaissance nur in Einzelheiten in Bozen Eingang finden. Für die Übernahme der Gesamtheit dieser unbürgerlichen Kultur- und Baugesinnung mußte dem Bozener und Meraner Bürger das Verständnis fehlen. So ist denn die Eigenart der Etschländer und tiroler kunstgeschichtlichen Entwicklung, daß nämlich die Gotik so lange im Lande ausgehalten¹⁸³ hat, verständlich. Man hat diese allgemein in den Alpenländern und in Österreich vorkommende Erscheinung, daß dort die Stilperioden so lange über die sonst übliche Zeit hinaus aushalten und dabei auch später einsetzen, mit der Abgeschlossenheit der Alpenländer erklärt, in deren Tälern gleichsam erst spät die Wogen neuer Kulturperioden hineinfluten konnten. Im verkehrsdurchfluteten Etschtal kann man mit dieser Erklärung auf keinen Fall auskommen. Hier an der innigsten spätmittelalterlichen Berührungsstelle von Deutschland und Italien hätte sich fremdes Wesen am frühesten geltend machen müssen. Aber tatsächlich sehen wir, wie deutsche Spätgotik bis weit ins 16. Jahrhundert hinein aushält, ja um 1600 noch im Lande Bauwerke, Kirchtürme in gotischen Bauformen, da allerdings schon sehr vergrößert und verdorrt, errichtet werden.

Draußen jenseits der Sprachgrenze entstanden herrliche Pallazzi und Renaissancekirchen als glühende Äußerungen italienischen Geistes, während zur selben Zeit gleich in der ersten Stadt diesseits der Sprachgrenze noch der schöne Turm der Bozener Pfarrkirche in den Jahren 1501—1519 als wohl süblichstes Beispiel einer deutschen Dombaukunst in herrlichen, schwäbischen Vorbildern entlehnten Formen errichtet wurde. Dieses Beispiel deutscher, später Gotik ist nicht vereinzelt. Aus derselben Zeit stammt das landesfürstliche Amtshaus, die Gotik der Kapuziner- und Franziskaner-Klöster, die ja unter wesentlicher Mitbestimmung des Bürgertums gebaut wurden. Hierher gehört die gotische Pfarrkirche Merans, die erst 1495 eingewölbt wurde, die erst 1473 vollendete Spitalkirche in Obermais mit ihrem prächtigen gotischen Portal. Renaissancebauten wesentlicher Art sind diesen und vielen anderen Beispielen deutschen Festhaltens an der Gotik nicht gegenüberzustellen.¹⁸⁰ Es fehlte eben im Etschtal, das sich die ursprünglich deutsche Verfassung des freien deutschen Bauern- und Bürgertums zu erhalten gewußt hat, die Verständigungsmöglichkeit mit dem Stil und der Haltung der Signori, Patrizier und des grundbesitzenden Adels. (Bild 91—93)

Es folgt darum im Etschtal auf die Gotik, unter Überschlagnung der Renaissance, gleich der Barock. Er brachte das Malerische wieder zur Geltung und fand beim Tiroler Volkstum bavarischen Stammes das Verständnis, das das vorangegangene Zeitalter der unbürgerlichen Strenge nicht finden konnte. Zwar sind die großen Zeugen dieser Barockzeit selten. Es trat im Zusammenhang mit den Umwälzungen des ausgehenden Mittelalters, vor allem im Verkehrswesen, ein Stillstand im Anwachsen des Wohlstandes und damit der Bautätigkeit ein, so daß im großen und ganzen zu Ende des 16. Jahrhunderts der architektonische Ausbau des Landes vollendet ist. In Einzelheiten spielt der Barock eine große Rolle. Die Innenausstattung der Kirchen erfolgte damals, das Tiroler Volksschauspiel erreichte seine größte Blüte, die Bauentrachten stammen aus jener Zeit. Wo der tiroler Bauer und Bürger sein Haus bemalt, da bedient er sich auch heute noch naiv und unbekümmert der barocken Stilformen als der ihm gemäßen Ausdrucksweise wie nur je im 17. Jahrhundert.

Wie in solcher Weise der Barock, so ist in noch viel stärkerer Ausdrucksform die Gotik in der Architektur lebendig geblieben. Vor allem der Erker, ein ursprünglich gotisches Motiv, kam so sehr der Tiroler Lebensart entgegen, daß aus dem einst dem Zeitgeist einer Stilperiode entstammenden Gebilde eine zeitlose Eigenart einer Landschaft wurde. So weit der Raum des Tiroler Volkstums reicht, gerade auch im Etschtal, so weit ist der Erker verbreitet in den Städten und, von diesen übernommen, auch auf dem Lande. Er reicht als wesentliches Merkmal des Dorfbildes hinunter bis in die letzten Gemeinden des Etschlandes und verschwindet jenseits der Sprachgrenze vollständig. Der Italiener kennt dieses so überaus malerische Motiv nicht, allenfalls die so ganz anders geartete, auch klimatisch unter anderen Voraussetzungen stehende Dekoration des Balkonfensters. Der Italiener als Angehöriger des Mittelmeerischen Kulturkreises kann ihn nicht kennen, weil ihm, dem Südländer, das Haus etwas anderes bedeutet als die Wohnung des Nord- und Mitteleuropäers. Des Südländers

Leben spielt sich im Freien ab. Er ist wie der alte Grieche „marktgeboren“. Man gehe nach Trient, Rovereto, Riva und Arco im benachbarten Welschtirol und beobachte dort das Straßenleben und man wird viel Wertvolles zur Erkenntnis der deutschen Stadt des Etschlandes mit nach Hause nehmen können. In den Gasthöfen, in den offenen Läden befindet man sich frei auf der Straße ohne Abtrennung. Die Segenstücke dazu, Bozen und Merans Eigenart, sind gerade die gemütlichen Bogenhäusel und Lorgelstuben, die, warm getäfelt, auf dem ersten Stock zumeist zu finden sind. Der Italiener erledigt alles auf der Straße, seine geschäftlichen Unternehmungen und die Angelegenheiten des Familienlebens. Das Haus sucht er nur auf, wenn er muß: zum Schlafen. Der Begriff des Wohnens in unserem Sinne war ihm bis in die jüngste Vergangenheit unbekannt, bis die nivellierende europäisch-amerikanische Zivilisation auch hierin Wandel schaffte. Seine Stuben sind kalt und kahl, nur mit dem notwendigsten hergerichtet. Er braucht den Erker nicht; denn der Erker ist die nach außen sichtbare Form des liebevoll gepflegten Wohnraumes. Er ist das Zeichen einer Wohnungskultur, die nur aus dem Norden mit seinen so ganz anders gearteten Lebensgewohnheiten und Notwendigkeiten kommen kann. Die rebenumrankten, blumengeschmückten Erker des deutschen Südens im Spiel von Licht und Schatten einer Sonne, die hier mehr Kraft hat als sonst in irgendeinem anderen deutschen Land, wecken die Erinnerung an das Wort eines Stendhal, der, selbst ein Romane, die deutsche Stadt beschrieb: „In Deutschland bieten die kleinsten Städte entzückende Bilder. Sie haben einen ganz eigentümlichen Schmuck, der den besten Baukünstler neidisch machen könnte, nämlich nicht durch Mauer und Bauwerk, sondern einfach durch Sonnenlicht und Baumwerk: die Deutschen haben Gemüt.“ (Bild 78, 87—90 u. a. m.)

Die Laubengasse gibt Bozen und Meran, Glurns und Neumarkt so gut wie irgend einer anderen deutschen tiroler Stadt einen eigentümlichen Reiz. Gewiß ist sie von Süden her hereingekommen. Sie entsprach den klimatischen Bedürfnissen so gut wie dem Bedürfnis nach guten Handels- und Mesräumen. Sie wurde ein Glied des deutsch-bürgerlichen Wohnhauses und entsprach so sehr dem Verlangen nach malerisch lebhafter Gestaltung des Straßensbildes, daß der Deutschtiroler dieses eingebürgerte und organisch ins Bild der deutschen Stadt eingefügte Element auch dann noch behielt, als mit dem Beginn der Renaissance drüben in der italienischen Stadt dieses der abweisenden Beschlossenheit der Pallazofront widersprechende Motiv zurückgedrängt wurde. So ist es eigenartig, daß diese ursprünglich italienische Laubengasse, verbürgerlicht und aller großen Repräsentation und klassischen Großzügigkeit und Strenge beraubt, in der etschländer deutschen Stadt viel bestimmender wirkt als drüben in Trient, wo sie auf eine unwesentliche Seitengasse zurückgedrängt ist, oder in irgendeiner anderen welschtiroler Stadt. (Bild 84—86, 88)

Die Kirche.

Alle diese besonders deutschen Züge im Bilde der etschländer Stadt, lange Erhaltung der Gotik, Verständnislosigkeit für die italienische Renaissance, die bis auf einige Umbauten völlig übergangen wird, die Freude am malerisch lebhaften Gestalten ist dann auch dem Dorfbilde eigen oder von der Stadt her übernommen worden. Der Erker ist vom Dorfbild der Bauernhäuser so wenig wegzudenken wie vom Bürgerhaus. Gotisch ist dann noch vor allem die Dorfkirche. Sie trägt in ganz Tirol die meist unglaublich spizen Turmhelme oder da, wo der gotische Turm nicht vollendet wurde, oft die barocke Zwiebelhaube. Sie und der nadelspitze Kirchturm bestimmen wesentlich das Bild des Dorfes. Keine Renaissancekirchen, wie gleich jenseits der Sprachgrenze, sind selten. Selbst in ihrer unmittelbaren Nähe im Unterland, im Überetsch, wo sich manches fremde Motiv ins Bild der sonst deutschen Landschaft eingefügt hat, ist das Gotteshaus fast immer deutsch. Die Kirchen von St. Pauls, von St. Nikolaus und St. Anton, von Altenburg, Bill, Pinzon und Neumarkt, die Türme von Kaltern und Margreid sind überraschend deutsch und betonen besonders hier eindringlich das Deutschtum des Landes. Genau wie bei der städtischen Gotik wurde auch hier gotisch gebaut bis weit ins 16. Jahrhundert hinein, zu einer Zeit noch, da man im benachbarten Welschtirol, in den Dörfern und Märkten ein, zwei Stunden talabwärts den Höhepunkt des Renaissancekirchenbaues schon erreicht hatte. Der schönste von allen gotischen Pfarrtürmen Tirols nach dem Bozener Domturm, der von Tramin, wurde von Hans Feur 1492¹⁹³ voll-

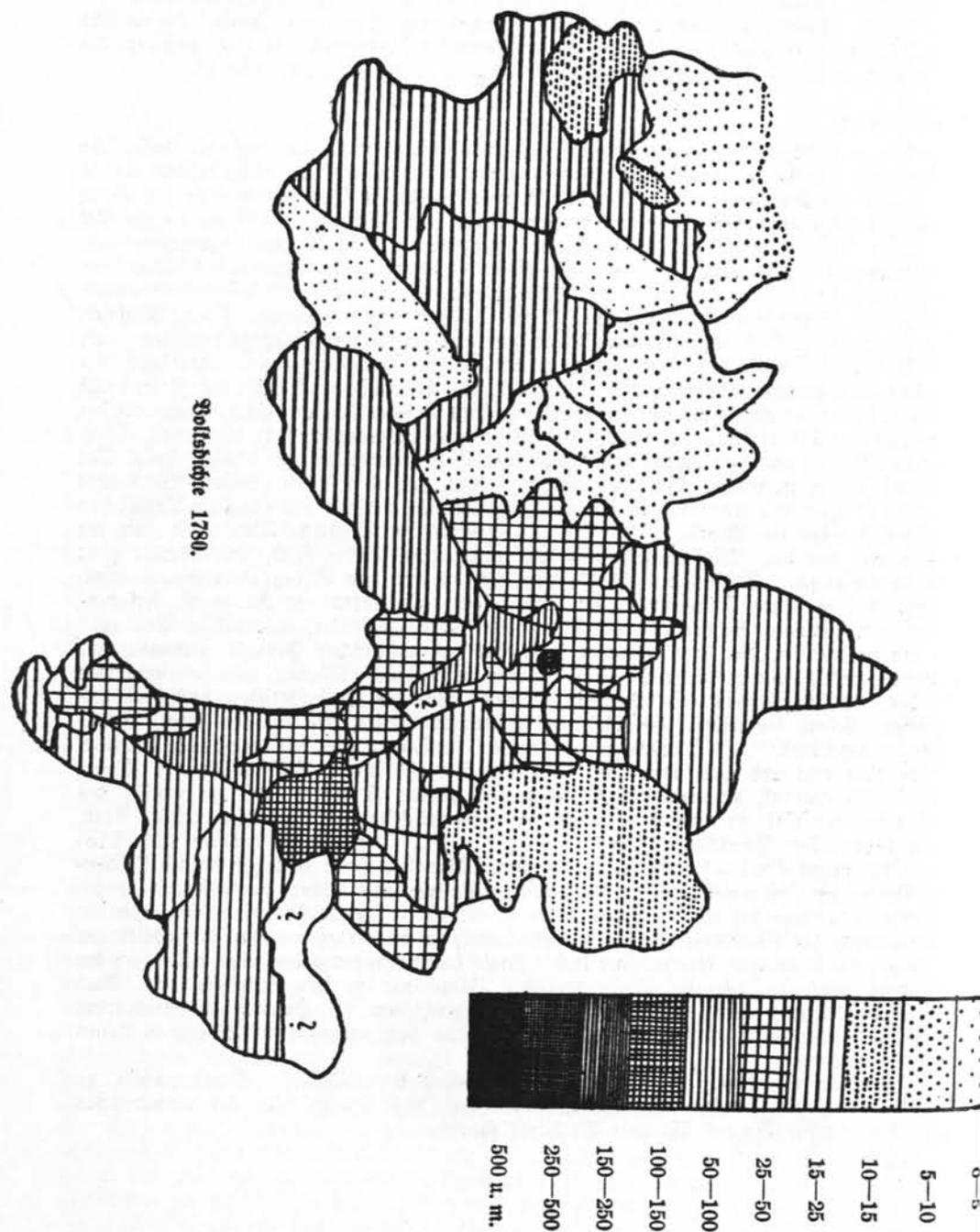
endet. Der von St. Pauls wurde in seinen gotischen Zeilen gar erst 1545 fertiggestellt. Die so ganz anders empfundenen Kirchen der welschtiroler Dörfer, die freistehenden Campanile und offenen Blockenstühle reichen bis an die Sprachgrenze. Dann aber herrscht die gotische oder deutsch-barocke Pfarrkirche als das Symbol deutscher Religiosität und einer geistigen und sozialen Haltung, wie sie durchaus der des Bürgertums in den Städten entspricht.

Der Edelstiz.

Es wäre jedoch nicht ganz richtig, wenn man behaupten wollte, daß die italienische Renaissance und die welsche Baugesinnung in unserem Landschaftsbilde völlig fehlten. Es ist bezeichnend für den Geist unseres Landes, in welchen sozialen Schichten nur sie sich einige Geltung verschaffen konnte. Es entspricht dem Wesen der Renaissance, daß die welsche Art im tiroler Adel einigen Boden finden konnte. Zwar ist der Bau der mittelalterlichen Burg noch rein deutsch. Ihre Entstehung liegt ja meist noch vor dem ersten Ansturm des italienischen Wesens auf das Land. Die Burg als Wehrbau, sich den Formen des Geländes anpassend, aus der Landschaft zweckhaft erwachsen, ist mit ihr natürlich rein deutsch. Tirol, Maratsch, Barth, Werberg, Korb, Enn und wie sie alle heißen mögen im burgentreichsten deutschen Land, sind in ihrer landschaftlichen Erscheinung, in der innigen Verknüpfung von Natur und Architektur, von gotischem Bauwerk und Baumwerk, mit ihren lustigen Türmen und Erkern und Giebeln, in der romantisch-malerischen Gestaltung ihres Äußeren deutsche Burgen. Erst als der Wehrzweck zurücktrat hinter der Absicht des Ruhe- und Erholungssitzes der Beamten, Würdenträger Tirols und Österreichs, wurde aus dem Verteidigungsbau der adelige Anstiz. Mit ihm erst bekam italienische Bauweise einigen Zutritt zum Etschländer Boden. Es wurden die alten Burgen teils umgebaut, teils wurde neugebaut. Es entstand jene erwähnte Unzahl von adeligen Anstizen im Vinschgau, bei Meran, besonders im Überetsch. Aber selbst hier, wo fremde Art aus dem Süden soziologisch den fruchtbarsten Boden fand, sind Bauten ganz rein im italienischen Geiste selten. Meist findet sich die aus dem Süden übernommene regelmäßige Anlage, deren Mittelpunkt „der Saal“, ein großer gewölbter Raum ist. Arkadenhallen, von zierlichen Säulen getragen, gekoppelte Rundbogenfenster, regelmäßige Verteilung der übrigen Fenster, die klare, vornehm kühle Art des italienischen Palazzo, verbunden mit deutschen Erkern, romantisch-malerischen Türmen, Ecken und Winkeln und der unruhigen Art des deutschen Wesens — diese seltsame Verbindung des Gegensätzlichen, nordischen und südlichen Wesens kennzeichnet den Geist des überetscher Stiles, wie ihn eine lokale Kunstgeschichte bezeichnet.¹⁹⁴ Er ist auch hier wieder ein Beispiel dafür, wie wurzelhaft deutsches Wesen nicht ruht und nicht rastet, bis es fremde Art mit seinem Geist erfüllt hat. Eingehüllt in Weingerank, umgeben von Zypressen und Cedern ist gerade solch ein Edelstiz des Etschlandes der Ort, an dem der Deutsche am eindringlichsten die Vorstellung erleben kann, die er liebt: „Der Deutschen Süden.“ (Bild 102—113)

Ohne diesen Edelstiz, der mit seinen vornehmen Bewohnern dem reich gewordenen Bürgertum Bozens ein Ziel gesellschaftlich erstrebenswerter Haltung und Allüren wurde, sind die vielen südlichen Einzelzüge der Stadt Bozen kaum zu verstehen. Hierher stammt die eigentümliche Ausgestaltung des Lichthofes, der Edelstiz war Vorbild bei den vielen baulichen Umgestaltungen in Bozen, die so manchen fremden Zug in die Stadt hineingetragen haben, ohne daß jedoch der Grundzug ihres Wesens, eine Stadt deutschen Bürgertums zu sein, verwischt wäre. Auch der soziale Ehrgeiz eines aufwärtsstrebenden Bürgers, dem die Haltung des etschländer Adels nachahmenswert erschien, konnte in Bozen aus dem vorhandenen Bürgerbau keinen Palazzo machen.

Jedenfalls ist es für die Erkenntnis des Wesens der Südtiroler Stadt wichtig, zu bedenken, daß alle fremden Baueigenarten erst auf dem Umweg über den einheimischen Adel Eingang ins Bozener, Meraner Stadtbild fanden.



Bevölkerungszahl und Bevölkerungsbewegung

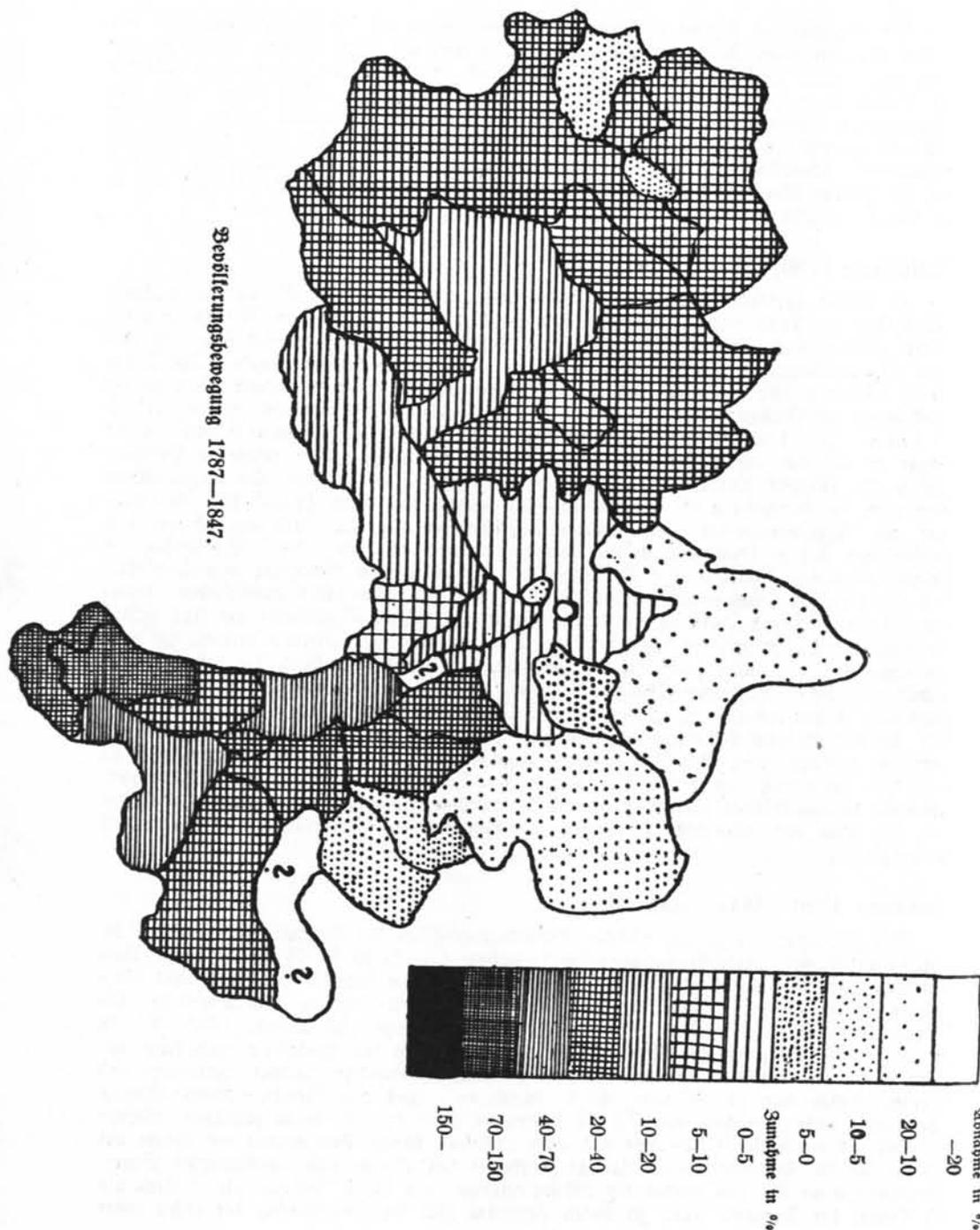
Die Kenntnis des Landes in seinem natürlichen Inhalt und die Überformung durch den in ihm wirtschaftenden Menschen bajuwarischen Stammes und ganz bestimmt umrissener geistiger wie sozialer Haltung gibt uns die Möglichkeit an Hand, das zahlenmäßige Werden der Bewohner in seinem Auf und Ab zu verstehen. Für unser Land liegen außer den österreichischen Volkszählungen, die seit 1880 gemeindeweise veröffentlicht wurden, und den Zählungsangaben des Topographen J. J. Staffler, der aus dem Jahre 1847 ebenfalls noch gemeindeweise Bevölkerungszahlen gibt, für ältere Zeiten nur eine etwas lückenhafte Zählung vor, die Maria Theresia im Jahre 1780 vornehmen ließ, die aber die Bevölkerung nur in den Bezirksbezirken der damaligen recht ungleichen Größe zahlenmäßig erfaßt.

Volksdichte 1780. (Siehe Karte.)

Zu Maria Theresiens Zeiten ist die Bevölkerung von rund 85 000 Seelen relativ gleichmäßig über das Land verteilt. Abgesehen von der Umgebung Bozens und Merans liegt die Dichte zwischen 5 im Tale Matsch und 53 im Bericht Kaltern. Ein scharfer Gegensatz zwischen dichtbevölkerter Talsohle und dünn besiedeltem Hochland ist kaum vorhanden. Die Dichte 30 in Margreit und Kurtatsch und 23 in Salurn und Unterfen vermitteln leicht zu der Volksdichte des Schöggelberges und Ultens und Passeiers, die sich durchaus zwischen 20 und 25 bewegt. Ja, es erreicht die Sommerfrischgemeinde Ritten eine Volksdichte von 44, die größer ist als die von Eppan und ungefähr gleich der des im Tal gelegenen Berichtes Zerlan und Neuhaus. Die Größe der Berichte im Binschgau, die von den stark vergletscherten Gemeinden im Hochgebirge bis hinunter ins Tal reichen, das durch Höhen- und Verkehrs-lage gute Möglichkeiten bot, läßt genauere Unterscheidung nicht zu. Doch läßt sich aus den vorhandenen Zahlen schätzen, daß den Gebirgsgemeinden von etwa 5—7 Volksdichte, die Talgemeinden mit 25 im oberen Binschgau und 35 im unteren Binschgau gegenüberstehen, daß also diese sich kaum wesentlich von den Gemeinden des Etschlandes unterscheiden. Jedenfalls ist die durch den Weinbau etwa zu ermöglichende stärkere Volksdichte nur sehr gering. Noch stehen im Etschland den intensiv nutzbaren Ländereien weite Strecken versumpften Landes gegenüber, die außer durch die Tatsache ihres Daseins noch durch die gesundheitliche Schädigung der Bevölkerung (Malaria, Tod von Leifers) die Dichte herabdrücken. Wo letzteres nicht so sehr der Fall ist, in den Berichten Niederlana und Marling, Stein unter Leobenberg, die zum größeren Teil durch die vereinigten Schuttkegel von Etsch, Passer und Falschauer über den versumpfenden Grundwasserspiegel gehoben sind, haben wir Volksdichten von 82 und 100. Abgesehen von diesen Ausnahmen, die kommende Veränderungen vorausdeuten, schwankt die Volksdichte ziemlich stetig um die mittlere Volksdichte des gesamten Gebietes von 21, ohne daß allzugroße Schwankungen über ein im Gebirgslande normales Maß hinausgingen.

Zunahme 1780—1847. (Siehe Karte.)

Im Zeitraume bis zu den nächsten Bevölkerungsziffern des Jahres 1847 tritt fast im ganzen Lande eine erhebliche Zunahme der Bewohner ein. Selbst im Binschgau ist sie überraschend groß. Abnehmend sind nur das Passeiertal, Sarntal und der allerdings stark übersiedelte Ritten. Doch ist diese Abnahme in den Hochtälern nicht zu verallgemeinern. Die beträchtliche Zunahme im Tale Matsch (32%), in Mörter und Martell (38,5%), in Ulten (15%) zeigt, daß die Abnahme der Bevölkerung in den Hochtälern noch keine allgemeine ist. Im Gegenteil, die mehr auf das Haupttal beschränkten Berichte Schlanders und Meran, haben nur 14% bzw. 4% Zunahmen. Nur das Bericht Schlinig-Schleiß scheint mit einer Abnahme von 7,5% kommende Entwicklungen vorauszunehmen. Gebiete mittlerer bis beträchtlicher Zunahme sind auch noch das übrige Porphyrland um Bozen mit 20 bis 25% Zunahme, ebenso das große Gebiet des Stadt- und Landgerichtes Bozen. Deutlich zeichnet sich das Gebiet der Etschniederungen von Nals, Vilpian bis Salurn als ein Gebiet der Zunahme aus. In diesen Zeitraum fällt die Wirksamkeit der ersten unter



Maria Theresia vorgenommenen Etschregulierung und Entschumpfung: 54 % Zunahme in Terlan-Neubaus, rund 85 % in Margreit-Kurtatsch, 62 % in Altenburg-Eppan; das schon stark besiedelte Kaltern bleibt mit 37 % zurück. Erstaunlich ist die große Zunahme in Eppan, das auf der Terrasse des Überetsch gelegen, so sehr nicht Nutzen aus den Regulierungen gezogen haben kann, wenn es auch sicher mittelbar durch die Verbesserung des Klimas manchen Vorteil davon gehabt haben mag. Noch 1847 gilt es nicht als in allen Zeilen fieberfrei. Bemerkenswert bleibt für diesen Zeitabschnitt von 1780 bis 1847 die große Bevölkerungszunahme in den Gebirgstälern und Hochländern, deren wirtschaftlicher Hintergrund nicht recht erschichtlich ist. Vielleicht konnte sie nur mit Hilfe großer Bodenzerteilungen vor sich gehen. An einen letzten Ausbau des Rodungswerkes ist wohl kaum zu denken. Wichtig und für die Folgezeit bedeutsam bleibt das Beginnen der Verdichtung im Etschland.

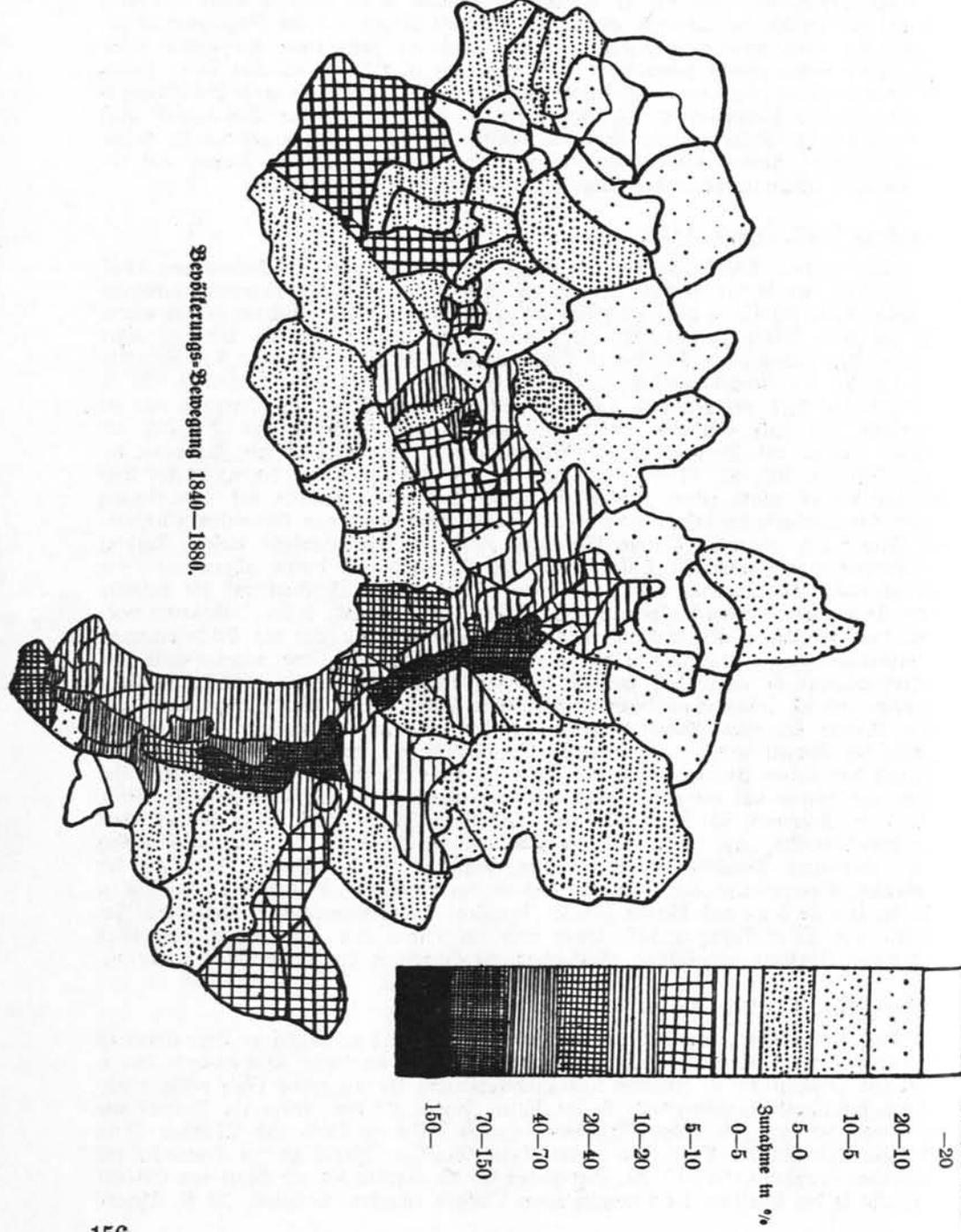
Zunahme 1847—1880. (Siehe Karte).

Eine radikale Umwälzung der Verhältnisse setzt im folgenden Zeitabschnitt von 1847 bis 1880 ein. Es ist der Zeitraum, in den die Bahnbauten fallen, die allgemeine landwirtschaftliche Krise sich bis in diese Hochtäler und gerade hier besonders wirksam geltend macht. Fast der ganze Vinschgau und seine Seitentäler, Ulten, Passeier, Sarntal und der größte Teil des Porphyryhochlandes sind Gebiete starker absoluter Volksverminderung. Nur im Etschland setzt sich die Vermehrung der Bevölkerung fort. In verlangsamtem Tempo, 16—20 % in den bisher stark angewachsenen Gebieten, günstiger dagegen auf den Terrassen und im Unterland. Die linke Etschseite, bisher meist äußerst gering besiedelt, von Burgstall bis Bilsplan, Leifers und Branzoll in der Niederung, wird nunmehr stark mit Zunahmen bedacht (140, 93, 102, 95, 91 %) Zunahmen, die zum Teil auf Kosten der nationalen Einheit des Landes gehen, indem nämlich ein großer Teil dieser Zunahme auf Zuwanderung italienischer Landarbeiter und Pächter beruht. Außer diesen genannten Gemeinden allerstärkster Vermehrung zeigen die übrigen Gemeinden links der Etsch ebenfalls dieselbe Tendenz zur Bevölkerungszunahme mit Hilfe landfremder Elemente. Von diesem allgemeinen Bild gibt es einige Abweichungen und Besonderheiten, auf die mit Rücksicht auf die anschließende Entwicklung hingewiesen werden muß. Außer dem Etschland, dessen Aufwärtsentwicklung, trotz des allgemeinen sonstigen Rückganges, dem Bahnbau und der Etschregulierung zu verdanken ist, die beide gerade hier neue Erwerbsmöglichkeiten und neuen Lebensraum schufen, während sie anderwärts zunächst krisenhaft katastrophal in die ursprüngliche Lage eingriffen und die Lebensmöglichkeiten verschlechterten, außer dem Etschlande zeigen dann noch einige kleinere Teilgebiete Bevölkerungszuwachs, der schon erstes Umstellen auf die Erfordernisse der Neuzeit andeutet. Zunehmende Bevölkerung hat immer noch der Untervinschgau und das äußere Passeier, in die die Welle der neuen Obstkultur schon hineinreicht. Bei Bozen und Meran setzt mit aller Gewalt der Fremdenverkehr ein. 73 % Zunahme in Gries, 140 % in Untermais, 92 % in Obermais, 122 % in Meran selbst. Vielleicht auch schon dem Fremdenverkehr zuzuschreiben sind die Zunahmen in Stills 7.5 %, inmitten eines Gebietes allgemeiner Abnahme (Ortler, Stillsfer Jochstraße, Trafoi, Sulden, Abtretung der Lombardei, Grenzsolbaten und Zollwache) und in den Gemeinden Welschnofen, Tiers, Karneid, die ja beide heute noch Gebiete stärksten Touristen- und Sommerfrischlerverkehrs sind. Im Mittel- und Ober-Vinschgau fällt ferner noch ein Gebiet von Zunahme inmitten eines solchen von Abnahme auf: Gölfan, Schlanders, die Gemeinden der Laaser Marmorindustrie.

1880—1921.¹⁸⁶ (Siehe Karte).

Der hier an verschiedenen Stellen angedeutete Aufschwung zu günstigerer Entwicklung ist im folgenden Abschnitt bis zur letzten Zählung 1921 trotz der hohen Kriegsverluste (33 je 1000 sind gefallen) gut zu erkennen. Die Etschregulierung ist zum ersten Male völlig durchgeführt, der Fremdenverkehr erreicht in den letzten Jahren vor dem Kriege ein Ausmaß wie nie wieder, der durch die guten Verkehrsbedingungen geförderte Obst- und Weinbau ist in blühender Aufwärtsentwicklung. Bis in den oberen Vinschgau hinauf gibt es Gemeinden mit beachtlichen Zunahmen (10—13 %). Hier finden sich die stärksten bis zur Stufe von Schlanders, also in den Gebieten, die klimatisch einen Obstbau erlauben, Kastelbell 20 %, Fichars

Bevölkerungs-Bewegung 1840—1880.



Die Gemeinden des deutschen Landes an der Elbe

1. Reichen, 2. Braun, 3. Langtaufers, 4. St. Valentin auf der Saib, 5. Burgeis, 6. Plabenn, 7. Planell, 8. Schling, 9. Nals, 10. Tarfch, 11. Naisch, 12. Schleis, 13. Laafsch, 14. Sturns, 15. Schinderns, 16. Taufers, 17. Eichtenberg, 18. Stiffs, 19. Prab, 20. Tannas, 21. Erps, 22. Tschengls, 23. Allf, 24. Laas, 25. Sonnenberg, 26. Korfisch, 27. Nöbersberg, 28. Wöflan, 29. Schlanders, 30. Bergan, 31. Goldrain, 32. Morier, 33. St. Martin am Vorberg, 35. Lafsch, 35. Tarfch, 36. Freilshinig, 37. Kasteibell, 38. Gallsaun, 39. Freiberg, 40. Tshars, 41. Tomberg, 42. Tabland, 43. Staben, 44. Martell, 45. Untere Frau in Schnals, 46. St. Katharina in Schnals, 47. Karthaus, 48. Naturns, 49. Plaus, 50. Achbach, 51. Parfischins, 52. Mgund, 53. Grafisch, 54. Meran, 56. Trol, 56. Ruens, 57. Riffian, 58. Schwenna, 59. Nais, 60. Paffing, 61. Bergan, 62. Burgstall, 63. Wagon, 64. Korf, 65. Maraling, 66. Tshermis, 67. Lana, 68. Wöllan, 69. Wten, 70. Tjens, 71. Nais, 72. Anbrian, 73. St. Martin in Poffeier, 74. St. Leonhard in Paffeier, 75. Moos, 76. Platt, 77. Rabenstein in Paffeier, 78. Mollten, 79. Klaas, 80. Jeneffen, 81. Terlan, 82. Gries, 83. Bogen, 84. Zwöfmalgreien, 85. Wiesmann, 86. Wangan, 87. Riffen, 88. Karbaun, 89. Tiers, 90. Weifchnofen, 91. Deufchnofen, 92. Leifers, 93. Brangoll, 94. Auer, 95. Montan, 96. Neumarkt, 97. Laag, 98. Gfrill, 99. Salurn, 100. Albein, 101. Eppan, 102. Kastern, 103. Pfatten, 104. Tramin, 105. Kurlatfch, 106. Margreib, 107. Kurltining, 108. Fenberg, 109. Sarnital, 110. Proveys, 111. Laurein, 112. Untere liebe Frau, 113. St. Feliz, 114. Truden, 115. Altrei.

Abnahme in %

-20

20-10

10-5

5-0

Zunahme in %

0-5

5-10

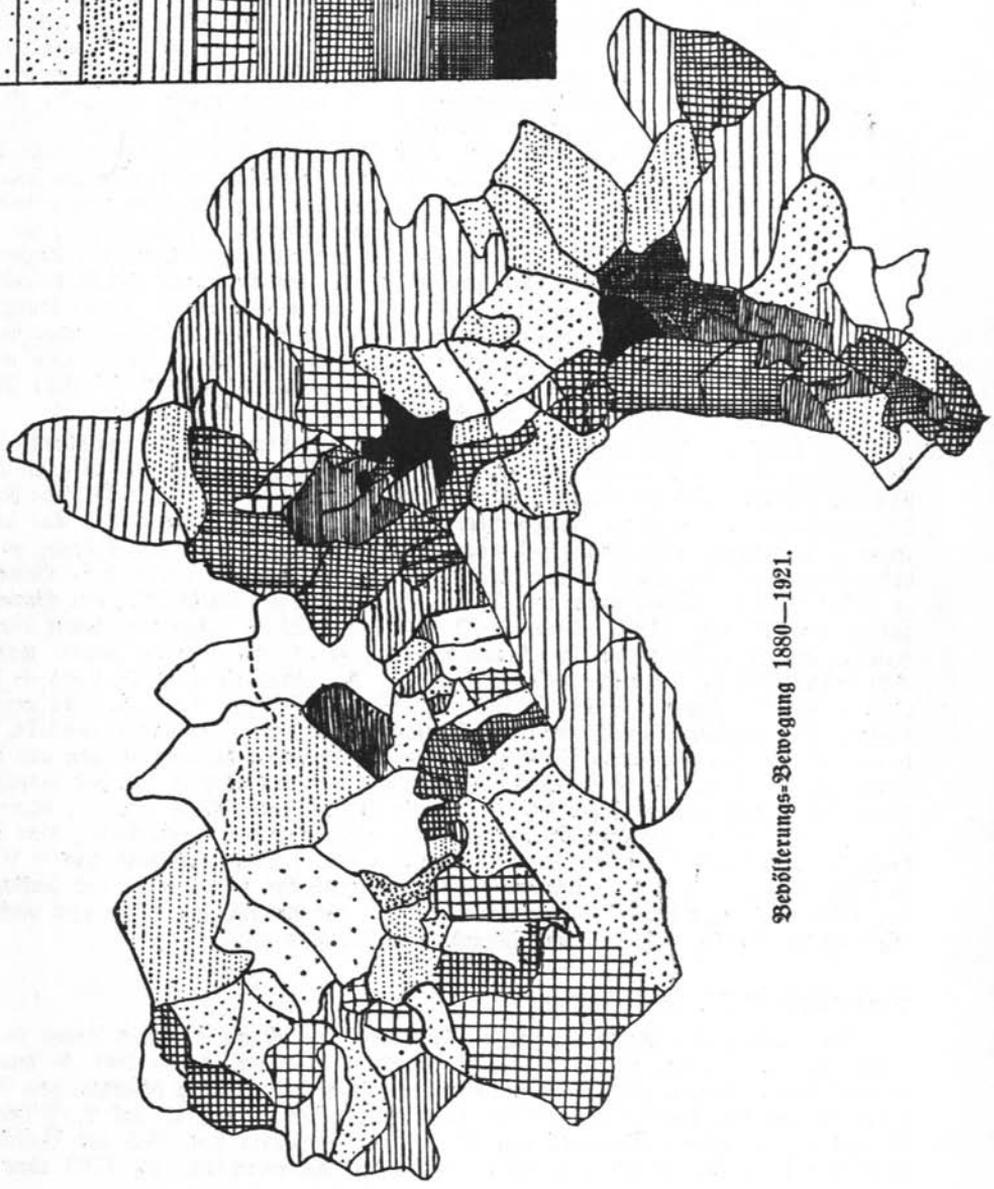
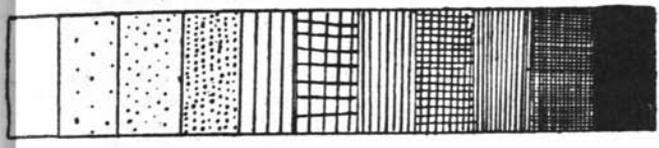
10-20

20-40

40-70

70-150

150-



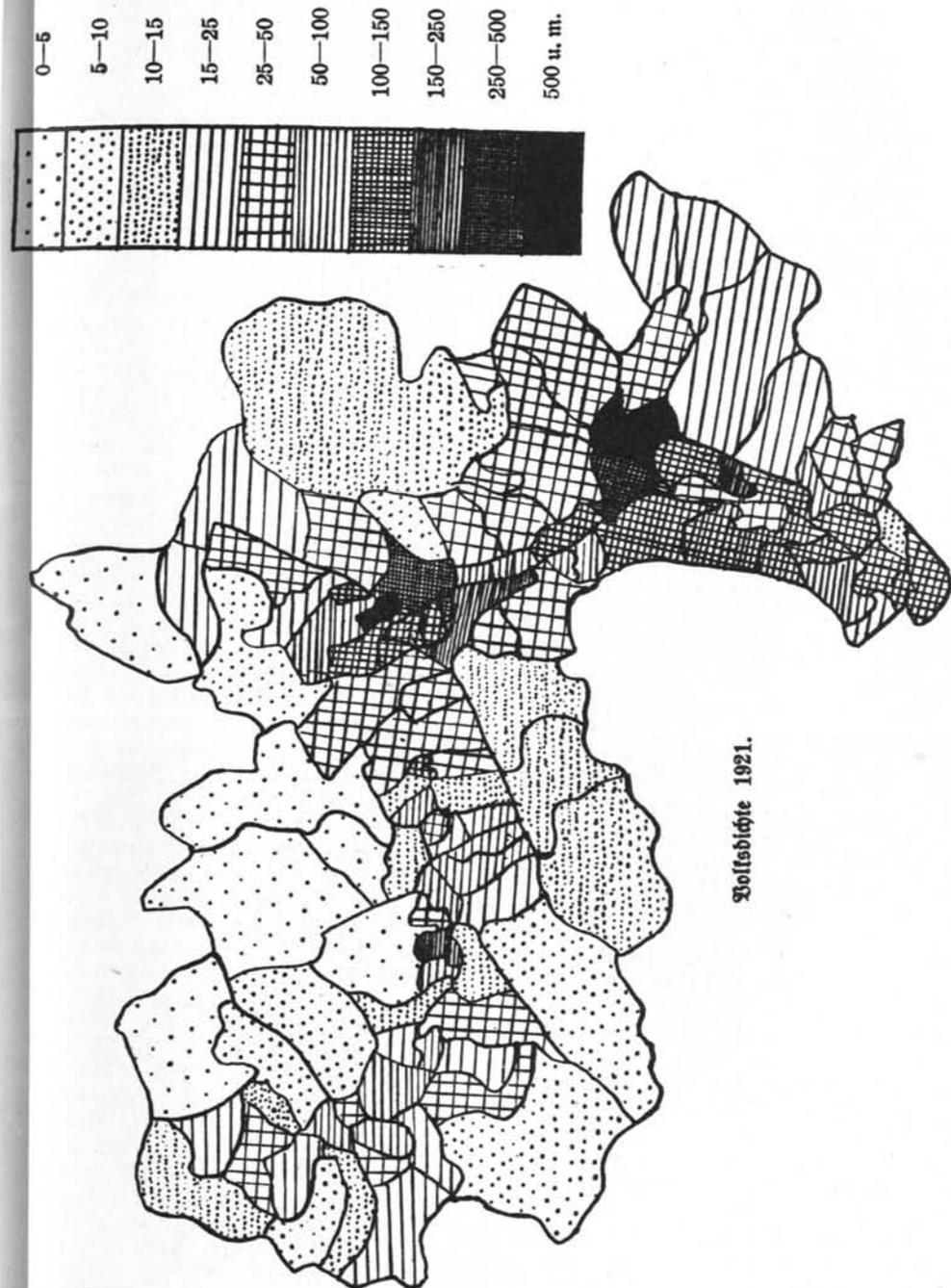
Bevölkerungs-Bewegung 1880—1921.

11.5 %, Bezzen 38 %, Goldrain 27 %, Latsch 33 %, Schlanders, das Sitz eines Bezirkshauptmannes wurde, 22.5 %. Die hohe Zunahme von Reschen 34 % ist wohl eine Folge der neuen Grenze (Soldaten, Finanzer und Miliz). Aber es sind noch immer weite Gebiete des Gebirges, vor allem der Südbastall der Östaler in starkem Abnehmen begriffen, ebenso das Martelltal: Kartharinaberg —30 %, Unser Frau in Schnals —3 %, Matsch —15 %, Planail —18 %. Aber auch im Tale selbst befinden sich bedenkliche Bevölkerungsverluste: Ischengls —12 %, Schleis —10 %, Braun —12 %, der stark Roggen bauende Schlanderfer Sonnenberg —33.5 %, Lannberg —18.5 % und Trumsberg —19 %. Stills ist im Abnehmen begriffen (—7.8 %), ebenso Ulten (—4 %). Passeier und Sarntal, die seit den Zeiten Maria Theresias im Abnehmen begriffen waren, haben zum ersten Male wieder aufstrebende Bevölkerungszahlen. Mit Ausnahme von Deutschhofen, Tiers, Welschnofen, ist das ganze Porphyrhochland mehr oder minder stark zurückgehend, auch da wo bisher Zunahmen zu verzeichnen waren. Trotz einiger günstiger Entwicklung läßt sich doch sagen, daß in den Nebentälern im Obervinschgau und Porphyrgebiet die Entwicklung zumeist rückläufig ist, daß uns wahrscheinlich nur vorübergehende Aufbesserungen in anderen Nebentälern nicht darüber hinweg täuschen dürfen, daß wir hier Landschaften der Entvölkerung vor uns sehen. Sicher wird ihr unter den heutigen ungünstigen politischen Verhältnissen, ungünstigen Zoll- und Paßgrenzen — namentlich am Südrande der Östaler hatte sich die Bevölkerung sehr auf den Touristenverkehr eingestellt, der nunmehr völlig unmöglich gemacht wurde — kaum Einhalt geboten werden können. Wir haben es überdies hier mit einer allgemeinen Erscheinung in den Alpen zu tun, daß sich unter den heutigen, für die deutsche Landwirtschaft krisenhaften Zeiten die Höfe in den Berggemeinden nicht mehr rentieren. Trotz der Entschuldung, die die Bauernhöfe in der Nachkriegszeit (Inflation) vornahmen, sind sie heute wieder im Gebirge tief verschuldet. Wir wissen von einer Menge aufgelassener Berghöfe. Sie werden in den letzten 30 Jahren auf etwa 70 in ganz Südtirol veranschlagt.^{184, 185} Eine Menge von Höfen stehen zur Zeit unter Zwangsverwaltung und finden keine Käufer.

Eine besondere Rolle spielt das nunmehr soweit wie möglich sanierte Etschland. Seine Bevölkerung ist bis auf wenige Ausnahmen in schneller Zunahme begriffen. Nur in Burgstall und Sargazon sind nicht unerhebliche Abnahmen bis —2 % und —23.5 %. Hier hat die Etschregulierung die erwähnte Unmöglichkeit, mit den damaligen Mitteln das Tal ausreichend zu entsumpfen, vorgefunden und nach anfänglichen Erfolgen ist der Zustand, nur um wenig gebessert, der alte geblieben. Wie denn auch die Zunahme der anderen Gemeinden in diesem Raume zwischen Lana und Bozen weit hinter den anderen Etschtaler Gemeinden zurückbleibt. Vilpian +18 %, Terlan +22 %, Nals +23 % stehen weit hinter den Gemeinden des Unterlandes, wo die Regulierung von einem vollen Erfolg gekrönt war, zurück: Leifers +95 %, Branzoll +47 %, Auer +58 %, Neumarkt +37 %, Laag +86 %, Salurn +28 %, Kurtinig +43 %, Margreit +33 %, Pfatten +46 %. Kaltern und Eppan, die weniger Vorteil von den Meliorierungen haben, gewinnen ebenfalls, und zwar allein aus den günstigeren Möglichkeiten seit der Erbauung der Brennerbahn und haben immer noch 31 % und 34 % Zunahme. Bozen nimmt weiterhin zu (138 %), das benachbarte Gries, der Kurort gewinnt sogar 167 %. Ebenso Meran, das 100 % zunimmt, allein aber den Zuwachs, den die günstigen Möglichkeiten der neuen Zeit dem Lande bieten, nicht fassen kann, so daß einen Teil der Bevölkerungszunahme wieder Mais aufnimmt, das +101 % in Obermais und +171 % in Untermais erhält. Es greift der in Kurverkehr und Aufschwung des Obstbaues begründete Bevölkerungszuwachs auf die Gebiete, die bisher noch nicht berührt waren, Bratsch +233 % und Algund +60 %, über.

Volksdichte 1921. (Siehe Karte).

Diese bedeutenden Veränderungen der Volkszahl seit Maria Theresias Zeiten im Zeitraum von 140 Jahren, die im Etschlande um 200, ja manchmal um 400 % anwächst, während die der Berggemeinden stehen blieb, oder sogar noch abnahm (Sarntal von Volksdichte 14 auf 13, Passeier von 20 auf 17, Schlinig-Schleis von 12 auf 9, Ritten von 44 auf 42, Flaas und Campibell von 22 auf 16), verändern das Bild der Volksdichtekarte von 1780 von Grund auf. Ist die Karte der Volksverteilung um 1780 ohne allzu



Volksdichte 1921.

große Gegensätze, die sich leicht aus dem Gebirgscharakter des Landes erklären (von 5—53 BD), so ist nunmehr eine Differenzierung erreicht, die sich bei den rein landwirtschaftlichen Gemeinden in allen Stufen von 3—150 bewegt, ja in Branzoll 198, in Kurtinig 186 erreicht. Interessant ist der Vergleich mit der Karte der Viehdichte; die fast überall die reziproken Werte der Volksdichte zeigt. Das Gebiet der größten Viehdichte, der Südtal der Öztaler zeigt zugleich die geringste Volksdichte 3, 4, 6, und 7. Nur das Sarntal hat bei großer Viehdichte auch etwas größere Volksdichte (13). Das Gebiet mittlerer Viehdichte mit großem Waldnutzen und meist ansehnlichem Getreidebau, Porphyrländ, Ulten, Eisener Mittelgebirge, Außerpasser und manche Vinschgauer Gemeinden sind zugleich Gebiete mittlerer Volksdichte 10—15. Die Gebiete geringer Viehhaltung, die Obst- und Weinbau betreibenden Etschländer und vinschger Gemeinden, erreichen die höchsten Dichtewerte. Die guten Obstbaugemeinden im Vinschgau, Ischars 80, Staben 127, Goldrain 95, Kortisch 93, Latsch 60 erreichen Werte, die leicht zu denen des eigentlichen Etschlandes überleiten. Erstaunlich hoch sind ferner die Dichtezahlen einiger weder durch Industrie noch durch Obstbau oder Fremdenverkehr sonderlich begünstigter obervinschgauer Gemeinden. Glurns 55, Mals 78, Schluderns 53, Latsch 50, Ehrs 54, Prad 40, die vielleicht nur deutbar sind, wenn man die Bodenzersplitterung des Gebietes in Rücksicht zieht. Das eigentliche Etschland mit seinen dichtesten Bevölkerungsziffern, die durchweg über 100 liegen, wird in 2 Teile untergeteilt, in deren Zwischenraum, jenen unvollständig meliorierten Talstreifen Lana bis Terlan, sich die Dichte unter 100 hält. Der obere kleinere Abschnitt im Meraner Kessel mit mehr Obst- als Weinbau hat die dichteste Bevölkerung um Meran und Lana; es kommt hier zur landwirtschaftlichen Begünstigung der Kurbetrieb hinzu: Gratsch 530, Obermais 381, Untermais 471 und im geringeren Maße auch Lana 162. Die übrigen Gemeinden Algund, Kuens, Marling und Fichermis halten sich zwischen 100 und 150. Der untere bei weitem größere und mehr Wein als Obst bauende Teil des Etschlandes hält sich von Terlan bis Saturn über 100. Abgesehen von Bozen und Gries als Fremdenorten städtischen Charakters gibt es nur 2 Gemeinden, die hiervon eine Ausnahme machen. Pfatten hat auf seinen vorzugsweise feuchten Gründen nur 47 Einwohner je qkm, die ganz in der Au wohnen, und Kurtatsch mit seinem relativ großen Waldbesitz hat eine Dichte von nur 64.

Diese Bevölkerungsentwicklung seit 1780, deutlicher seit 1840: Konzentration der Bevölkerung im Etschland und Untervinschgau, Entvölkerung im Gebirge ist tatsächlich zu einem Teil echte Wanderungsbewegung von der Höhe ins Tal nachgeborener Söhne der Hofbauern, die seit Jahrhunderten im Gange ist, deren Überschuss aber nie zur Verdichtung führen konnte, da außer den wirtschaftlichen Unmöglichkeiten, eine solche zu ertragen, ein Teil dieses Überschusses klimatisch verzehrt wurde, d. h. länger als 3 Generationen hielten es die Familien im Fieberklima unten nicht aus. Es war im politischen Bezirk Schlanders—Meran von 1880 bis 1890 von den 4.4 % Zunahme 2.83 % auf Grund des Wanderungsüberschusses entstanden und nur 1.58 % entstammte dem Geburtenüberschuss. In den nächsten 10 Jahren war der Wanderungsüberschuss mit 7.89 % an dem gesamten Zunehmen von 10.27 % beteiligt, während nur 2.58 % dem Geburtenüberschuss verblieben. Von 1900 an sind die Zahlen von Schlanders und Meran getrennt. In Schlanders also, dem vorzüglich hochgebirgigen Politischen Bezirk ist die Zunahme 7.14 %. Der Geburtenüberschuss ist 7.24 %, und es fand eine Abwanderung von 0.10 % statt, — das zu einer Zeit, die für diesen politischen Bezirk eine des Aufschwunges war. In Meran dagegen ist der Anteil der Wanderbewegung an der gesamten Zunahme von 19.82 % 13.59 %. Im politischen Bezirk Bozen-Land ist der Anteil nicht so groß, den die Wanderung an der Bevölkerungszunahme hat, 1880—1890 findet sogar eine Abwanderung von 1.15 % statt (Etschüberschwemmung), und nur eine auf Geburtenüberschuss beruhende Zunahme von 2.6 % verbleibt. Auch in den beiden folgenden Jahrzehnten ist der Anteil der Wanderungsbewegung nicht sehr groß: 1.53 % von 6.43 % und 2.36 % von 8.88 %. Doch vermögen diese Zahlen allein kein ausreichendes Bild von dieser Wanderungsbewegung von Berg zu Tal zu geben, da sie nur die Zuwanderung von außerhalb des politischen Bezirkes angeben, aber nicht die Binnenwanderung innerhalb dieses Verwaltungsraumes, der sowohl Gebirge wie auch Taltschaft enthält. Überdies ist diese statistisch erfasste Wanderungsbewegung nicht völlig eine solche aus hochgelegenen Gebieten.

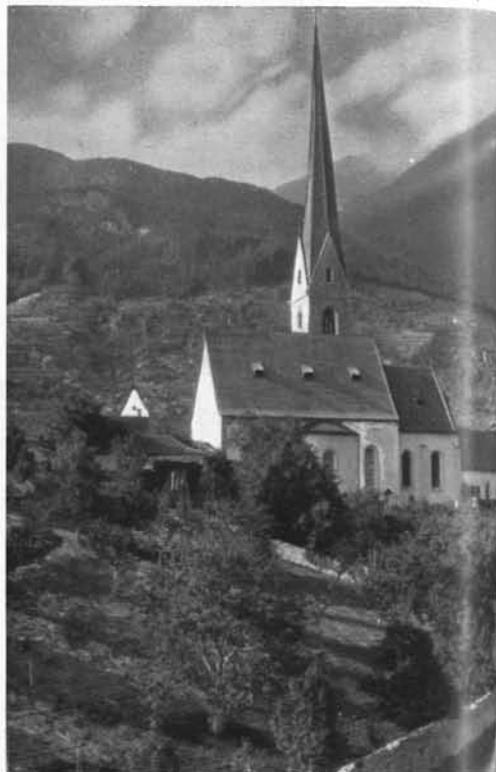


93. Bürgerhaus-Portal in Meran



92. Der Pfarrturm von Bozen

Etschländer Gotik



96. In Unterinn am B



97. In Campo in Judikarien (Welschtirol)

Tiroler Pfarrtürme

Deutsche und Italiener.^{67, 187, 191}

Es fällt auf, daß dieses Etschland allein, also das Gebiet der stärksten Bevölkerungszunahme, größere überhaupt nennenswerte italienische Minderheiten besitzt. Doch nirgends so stark, daß man einen größeren Bezirk als Mischgebiet bezeichnen könnte. Außer dem Gerichtsbezirke Neumarkt, der 1910 14,5 % italienische Bevölkerung besaß, steigt sie sonst in keinem Gerichtsbezirke über 5 % hinaus. Es ist klar, daß bei einem Gebiet deutscher Zunge, das eingekleidet ist in zum Teil stark überbevölkertes italienisches Sprachgebiet, Zuwanderungen aus diesen benachbarten Gebieten des Nonserberges und Fleimstales, über leicht zu überschreitende Pässe hinweg (Mendel und Paß Kaltenbrunn), zu erwarten sind. Es handelt sich zu allen Zeiten um Tagelöhner und Knechte, die zum Teil auch hier ansässig wurden und sich gegenüber der deutschen, von ihnen gern als überlegen anerkannten Kultur des freien, sozial gut gestellten Bauern wenig widerständig erwiesen. Es ist eine alte, überall bestätigte Erfahrung, daß diese welschen Elemente gern und leicht einzudeutschen waren und das Bewußtsein ihrer italienischen Volkszugehörigkeit immer schnell verloren. Hinzu kommt, daß in einzelne ärmere und hochgelegene Ortschaften des Grenzgebietes, Graun, Truden und Altrei deutsche Mädchen des benachbarten reicheren Unterlandes nicht gerne hineinheirateten und darum die Bauern Frauen aus den benachbarten krautwalschen Tälern nahmen. Aber alle diese Einstrahlungen fremden Volkstums, so sehr sie sich vielleicht rassistisch bemerkbar machen, wären für das Etschland niemals eine ernste Gefahr geworden.

Die Gefahrenzone liegt in den schon oft erwähnten tief in der Falsohle gelegenen Gemeinden links der Etsch im Raum von Zerlan bis Mais sowie im linken Bozener Unterland von Leifers an. Hier allein konnte wenigstens bis 1910 der erwähnte Eindeutschungsprozeß nicht Schritt halten mit den Einwanderungen italienischer Volkszugehöriger. Wann diese hier begonnen, ob und wie groß ein Prozentsatz italienischer oder ladinischer Bevölkerung immer vorhanden war, sind Fragen, die mangels genauer älterer statistischer Angaben nicht zu beantworten sind. Jedenfalls scheint eine über das normale Maß hinausgehende Zuwanderung von Italienern erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfolgt zu sein. Wir wissen von den ersten Kultivierungsarbeiten, die unter Maria Theresia einsetzten und damals schon beachtliche Erfolge erzielten. Die Gewinnung neuen Lebensraumes war der Anlaß zur Ansiedlung neuer deutscher Bauernfamilien, die sich jedoch nicht halten konnten. Analog den heutigen Zuständen trat nach der anfänglichen Verbesserung der Verhältnisse, vielleicht auch infolge der kriegerischen Verwicklungen, in die Tirol hineingezogen wurde, bald wieder eine Verschlechterung der Bodenverhältnisse ein, die nunmehr bitter empfunden werden mußte. Das Klima, der Tod von Leifers, forderte seine Opfer, und die deutschen Besitzer verkauften zu unerwartet hohen Preisen ihre Anwesen an welsche Großgrundbesitzer, die ihrerseits wieder italienische genügsame Kolonen ins Land zogen, von denen sie zu billigem Preis, zu dem ein Deutscher nicht arbeiten könnte, die Ländereien bewirtschaften ließen.⁶⁷ Die deutschen Knechte und Mägde wurden ebenfalls mit dem deutschen Bauer verdrängt und so der Anteil italienischer Bevölkerung, die überdies dem Klima besser widerstehen konnte, noch vermehrt. Die Flößerei der in Branzoll wirtschaftenden Holzhändler von Sacco, die entstandenen Seidenspinnereien mit italienischen Facharbeiterinnen, die Überbevölkerung des benachbarten Welschtirol, italienisch-irredentistische Gedanken, 1860 einsetzende Nebenkrankheiten verstärkten den Druck auf diese Gefahrenzone. Später brachten Bahnbauten und Regulierungsarbeiten neuen Zuschub italienischer Arbeiter, die das Land nach Beendigung der Arbeiten nur teilweise verließen. Doch sind die über die ungesunde Falsohle erhobenen Siedlungen des

Zu den Bildern:

94—96. Drei Tiroler Pfarrkirchtürme mit den landesüblichen achteckigen Pyramiden auf quadratischem Unterbau. Schöne, schlanke Bauformen, ohne die wir uns Tiroler Boden nicht denken können und die mit ihm verwachsen, mit ihm eins sind, wie dem Tiroler Glaube und Heimat eins sind. Die Einheit Tirols!

97. (Zum Vergleich). Pfarrkirche eines entlegenen, armen, welschtiroler Dorfes. Fast fensterloses Schiff in Renaissanceformen, freistehender, flach bedachter Campanile mit offenem Glodenstuhl.

¹¹ Wirtshaus, Das deutsche Land an der Etsch

Etschlandes, die übrigens auch abseits von der großen Verkehrslinie lagen, die wohl zu allen Zeiten fremde Elemente ins Land geführt hat, von solcher über das zu allen Zeiten übliche Maß hinausgehender Zuwanderung verschont geblieben. Eppan, Kaltern, Tramin, Nals, Andrian, Gemeinden auch dichter, alter deutscher Besiedlung, haben keine nennenswerte italienische Minderheit besessen.

Aber trotzdem hatten die Italiener bei der ersten Volkszählung, die Deutsche und Welsche getrennt anführt (1880), nur in einer Gemeinde die absolute Mehrheit. In Pfatten waren nur 84 der 437 Einwohner Deutsche. Starke Minderheiten hatten noch Gargazon mit 46.5 % der 574 Einwohner, Burgstall 36.8 % von 585, Salurn an der Sprachgrenze 27.4 % von 1284 Einwohnern, Leifers 23 % von 1284 Einwohnern. Alle übrigen Gemeinden hielten sich noch weit unter 15 %. Das folgende Jahrzehnt der großen Überschwemmung (1882) bringt keine Verbesserung der Lage für die deutschen Grundbesitzer. Die zu Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzende Entwicklungsrichtung bleibt noch unverändert. Die Zählung von 1890 bringt ein allgemeines Anwachsen der italienischen Bevölkerungsanteile. Nur in Gargazon befindet sich schon die italienische Bevölkerung auf dem absteigenden Ast. Sie fällt von 46.5 auf 33.6 %, auch in Burgstall ist ein nennenswerter Zuwachs des fremden Elementes nicht zu verzeichnen, ebenso fällt der an sich schon geringe Anteil in Terlan. Pfatten nimmt weiter zu, in Branzoll schreitet die Italienisierung bedrohlich fort, steigt von 38 auf 78 % und in Leifers vollends wird die absolute Mehrheit italienisch. Salurn, Neumarkt und Auer nehmen weiter zu an italienischem Bevölkerungsanteil. Die allgemeine Italienisierungswelle schlägt auch auf die von Italienern bisher freien Gemeinden Eppan, Tramin und Kaltern, ohne jedoch Werte zu erzielen, die über 7.5 % lägen.

Eine radikale Umkehr der gesamten Entwicklungstendenz setzt im folgenden Jahrzehnt ein und dauert bis Kriegsende an. 1892 ist die Etschregulierung beendet, der Grund zur Zurückdrängung der noch ansässigen Deutschen entfallen. Der welsche Nachschub hört auf; der normale zu allen Zeiten vorhandene Prozeß der Einfügung in das allgemeine Bild der deutschen Landschaft kann wieder stärker werden als der Zuzug: In allen Gemeinden, bis auf die kleine Sfrill, in unmittelbarer Nachbarschaft italienischer Orte, hat eine ganz gewaltige Reduzierung des italienischen Bevölkerungsanteiles stattgefunden. Der Tod von Leifers ist gebannt und die Deutschen haben wieder einen Geburtenüberschuß, aus dem sich ein großer Teil der allgemeinen Bevölkerungszunahme rekrutiert. Leifers hat 1910 seine absolute Mehrheit längst verloren (nur mehr 12.2 % Italiener). Branzoll ist nahe daran, sie zu verlieren (54 %). Salurn, das immer großen Wert auf sein Deutschtum gelegt hatte, hat nur mehr 13.5 % Italiener. Im ganzen gibt es 1910 nur 3 Gemeinden, die über 16 % liegen. Pfatten (55 %), Branzoll und Burgstall (28 %). Wichtig ist noch die nationale Entwicklung Bozens. Der italienische Bevölkerungsanteil beträgt bei allen 3 Zählungen rund 11 %, 1910 sinkt er gar auf 5.5 %.

Absolut beträgt die Zahl der Staatsangehörigen italienischer und ladinischer Umgangssprache in⁶⁷

Gerichtsbezirk Schlanders	50 (0.2 %)	gegen	24 024 (99.8 %)	Deutsche
Meran	1669 (3.3 %)	gegen	49 168 (96.4 %)	Deutsche
Bozen Stadt und Land	8790 (9.3 %)	gegen	86 053 (90.7 %)	Deutsche
	10509 (6.6 %)	gegen	159 245 (93.4 %)	Deutsche

Die italienische Volkszählung im Jahre 1921 brachte, wie kaum anders zu erwarten war, großen Zuwachs italienisch gezählter Bevölkerung. Wie in jedem Grenzgebiet gibt es auch hier unverwurzelte Elemente, die mit der jeweiligen Konjunktur gehen. Es wurden die alten österreichischen Beamten durch italienische ersetzt, und als schließlich die so gefundenen Zahlen noch immer unbefriedigend waren, wurden sie von den Italienern einer „Prüfung“ unterzogen. Doch vermochten alle diese Maßnahmen den überwiegend deutschen Charakter des Landes nicht zu verwischen. Allerdings gelang es, den bisherigen 2 Gemeinden mit italienischer Mehrheit (Pfatten und Branzoll) statistisch drei weitere hinzuzufügen. Salurn 59.1 % und Neumarkt, die Stadt des italienischen Holzhandels 57 %, sowie Leifers 56.1 %. Über 20 % welsche Bevölkerungsziffer hatten nunmehr Margreid 37.7 %, Auer 35 %, Burgstall 33.2 %, Bozen 26.2 %, Gargazon 21.3 %. In allen übrigen Gemeinden des

Etschlandes ist der Bevölkerungsanteil italienischer Umgangssprache unter 20 %. Im übrigen Binschgau, in den Nebentälern, im Porphyryhochland bleibt er unter 5 %.

Für die einzelnen Bezirke ergeben sich folgende Gesamtzahlen im Jahre 1921:⁷³

P.B. Schlanders	875 (3.6 %)	ital. od. lad. u.	23 466 (96.4 %)	deutsch Sprechende
P.B. Meran	3 704 (8.5 %)	ital. od. lad. u.	39 991 (91.5 %)	deutsch Sprechende
Bozen Stadt u. Land	22 030 (23.8 %)	ital. od. lad. u.	70 694 (76.2 %)	deutsch Sprechende
	26 609 (19.8 %)	ital. od. lad. u.	134 151 (80.2 %)	deutsch Sprechende

Der Prozentsatz der Italiener hat sich genau verdreifacht. Zu beachten ist bei diesen Ziffern des Jahres 1921, wenn man sie mit denen von 1910 vergleicht, die Rolle der Staatsfremden, die zu beiden Zeiten bei der Umgangssprachenerhebung nicht mitgeführt wurden. Waren vor dem Kriege gerade in Bozen und Meran nicht wenig Reichsdeutsche, so fallen diese, meist ausgewiesen, 1921 völlig aus. Wichtiger ist aber noch der völlig geänderte Inhalt des Begriffs staatsfremd. Die in Südtirol ansässigen Deutsch-Österreicher waren nun mit einem Male Staatsfremde geworden und wurden bei der Sprachenerhebung nicht mitgezählt, während die Reichsitaliener nun plötzlich als Einwohner erscheinen. So steigt mit einem Male von 1910 bis 1921 die Zahl der Staatsfremden in Meran von 8.3 auf 17.2 %, in Bozen Stadt und Land von 3.1 auf 9.4 %. Diese Ausländer meist deutscher Volkszugehörigkeit, oft schon Jahrzehnte ansässig, in Nordtirol oder sonst in Österreich zuständig, verstärken das deutsche Element des Landes.

Wichtig zur Beurteilung des italienischen Bevölkerungsanteiles im Etschland ist die Kenntnis seiner sozialen Stellung. Es handelt sich bei ihnen kaum um bodenständige Elemente. Abgesehen von einigen Großgrundbesitzern sind es Kolonen, bestenfalls Bauleute, Landarbeiter im Dienste des Großgrundbesitzes. Die selbständige Bauernbevölkerung des Etschlandes ist deutsch. Hinzu kommen Arbeiter aller Art im Straßenbau, in den Steinbruchbetrieben, in der Baumwollspinnerei zu Bozen. Als Kleinhändler, Straßenhändler (Eisverkäufer, Maronibrater) machen sie mit den Beamten den großen Anteil an städtischer italienischer Bevölkerung aus. Größere wirtschaftlich selbständige Stellung besitzen sie nur im Holzhandel.

In der Gegend zwischen Meran-Mais und Burgstall wurde der Versuch gemacht, auch in Anlehnung an die industrielle Bevölkerung des Stieffwerkes in Sinich italienische Bauern anzusiedeln. Reichsdeutscher Großbesitz mit 17 Bauernhöfen in Erbpacht wurde enteignet. Mit allen Mitteln der Staatsgewalt wurden weitere Bauern von ihren Höfen vertrieben, bis Platz geschaffen war zur Ansiedlung von 144 venezianischen Bauern, die teils am Berghang unter der Fragsburg, teils in der Etschtaue angesiedelt wurden. Schon nach wenigen Jahren erwies sich die Unfähigkeit dieser oberitalienischen Bauern, die sich den südtiroler Verhältnissen weder anpassen wollten noch konnten. Wie auch bei verschiedenen einzelnen verstreuten neitalienischen Ansiedlungen im Binschgau war die Unkenntnis des Bewässerungsgeschäftes in hohem Maße an diesem Mißerfolg beteiligt. Die meisten dieser Höfe stehen heute schon wieder zum Verkauf, ohne daß sich für die völlig heruntergewirtschafteten Anwesen bisher genügend Käufer gefunden hätten. Die Venezianer sind jedoch als Landarbeiter im Land geblieben. Der Plan, einen geschlossenen Block von mehr als tausend landwirtschaftlich und industriell beschäftigten Italienern im Herzen Tirols zu schaffen, ist wenigstens für den bäuerlichen Teil gescheitert.

Die Volkszählung von 1931 ergab nach amtlicher Angabe für die Provinz Bozen ohne die Staatsfremden 195 177 deutschsprechende Bewohner, 66 508 Italiener und 1885 Slaven. Detaillierte Angaben über das Verhältnis der Nationen in den Gemeinden oder in kleineren lokalen Bezirken wurden nicht gemacht. Überdies deckt sich der Umfang der Provinz Bozen weder mit dem Begriff Südtirol noch mit dem engeren unseres deutschen Landes an der Etsch. Es lassen sich also im Vergleich mit der Volkszählung des Jahres 1921 nur die allgemeinen Tendenzen der Entwicklung erkennen, die wahrscheinlich auch für das gesamte Deutschtum in Südtirol gelten.

Deutsch	1921: 180.957	1931: 195.177	Zunahme: + 8.4%
Ladiner	1921: 9.581	1931: 66.508	Zunahme: + 191 %
Italiener	1921: 12.963	1931: 261.885	Zunahme: + 29 %
Gesamtbev.	1921: 202.862		

Der Pfarrturm im Straßenbild

Überaus bemerkenswert ist die Tatsache, daß selbst die italienische Statistik, die bestimmt nicht zugunsten unseres Volkes voreingenommen ist, dem Deutschtum eine Zunahme um 8,5 % der Bevölkerung zubilligt. Während aus allen verlorenen deutschen Gebieten und Sprachinseln die bange Sorge um den Bestand des Volkstums zu hören ist, weil der Geburtenrückgang die zahlenmäßige Stellung der Deutschen von Jahr zu Jahr schwächt, haben wir in Südtirol den wohl einzig dastehenden Fall, daß das Deutschtum in diesen letzten und schweren 10 Jahren eine Zunahme verzeichnet, die sogar noch weit über der durchschnittlichen Bevölkerungszunahme (5,5 %) liegt, die das Deutschtum Südtirols in den vorangehenden 5 Jahrzehnten erfuhr. Das Deutschtum ist also in alter Weise unbeirrt seinen Weg weiter gegangen. Das läßt den Schluß zu, daß trotz aller Verwelschungsversuche, trotz der wirtschaftlichen Notlage, trotz des Ersatzes vieler einheimischer und ehemals österreichischer Beamter durch italienische, trotz gelegentlicher Auswanderungen infolge politischer Verfolgungen das Deutschtum keinen Boden verloren haben kann. Der Boden dieses Bauernlandes muß nach wie vor in deutschen Händen geblieben sein. Eine irgendwie nennenswerte Ansiedlung von Italienern in diesem bis zur Grenze der Besiedlungsmöglichkeit ausgenutzten Lande hätte nur nach Verdrängung der deutschen Bewohner stattfinden können, hätte sich demgemäß in der Statistik bemerkbar machen müssen, ebenso eine gesinnungsmäßige Änderung der Volkszugehörigkeit.

Die ungeheure Zunahme der Italiener von rund 13 000 im Jahre 1921 auf rund 56 000 (nach Abzug der schätzungsweise Anzahl der Ladinern), die ja auch zugleich die Ursache ist für die schon auf den ersten Blick unnatürliche Vermehrung der Gesamtbevölkerung um 29 % in zehn Jahren, kann sich nicht in der bodenständigen bäuerlichen Bevölkerung vollzogen haben. Es kann nur die in öffentlichen Diensten stehende, die gewerbliche und industrielle Bevölkerung betroffen sein. Beamte, Militär, Miliz und Finanzieri werden sicher den größten Teil dieses Zuwachses ausmachen. Die schon vor dem Kriege namentlich bei der italienischen Minderheit Bozens mit Sorge beobachtete größere Fruchtbarkeit der welschen Familien spielt gewiß hierin etwa mit, kann aber selbstverständlich das Gesamtbild nicht verändern.

Die Zunahme der Italiener von rund 3 % vor dem Kriege auf 6,3 % im Jahre 1921 und auf 21 % im Jahre 1931 ist eine künstliche, anorganische. Der Zunahme der Italiener entspricht keine Abnahme der Deutschen. Das Gefüge des Deutsch-Südtiroler Volkes steht trotz allem heute noch unerschüttert da. Seine Bevölkerungsentwicklung geht in durchaus normaler Weise weiter. Die Zunahme der Italiener bedeutet im wesentlichen nur eine gewalttätige Über- und Unterschichtung mit Beamten, Militär, Saisonarbeitern, also mit Elementen, die in den Verhältnissen des Landes keine wirtschaftliche und kulturelle Berechtigung noch soziale Verwurzelung besitzen.

Zu den Bildern:

99. Aber die geschlossene Häuserzeile des Marktes Kaltern erhebt sich der gotische Kirchturm mit seinem nach südalpiner Art steinernem Turmhelm.

100. Auch hier die geschlossene Häuserzeile des Straßendorfes, genauer Marktes. Auch hier der spätgotische, aus den üblichen bäuerlichen Formen des Landes entwickelte Kirchturm mit dem steinernen Turmhelm, das Werk eines begabten Baumeisters von Ramen.

98. Meran



100. Ramen



101. Calliano (Welschtirol)

Der Mensch, seine Rasse und seine Haltung

Der romanische, italienische und ladinische (krautwalsche) Blutsanteil im Bozener Unterland, der sich in einer ganzen Anzahl von nichtdeutschen Familiennamen äußert, hat selbstverständlich nichts mit der nationalen Einstellung und dem deutschen Volksbewußtsein zu tun. Gerade im Bozener Unterland erweist es sich, wie wenig es angeht, Volkszugehörigkeit als eine Sache des Blutes im biologischen Sinne zu erklären. Sie ist vielmehr eine Sache der Befinnung und des Bewußtseins einer Schicksalgemeinschaft. Wie könnten sonst gerade so manche deutsche Unterländer, die in der Abwehrbewegung gegen die Italienisierungsversuche, in der Arbeit für die deutsche Notsschule und deutsche Zukunft des Landes in vorderster Linie stehen, Träger italienischer Namen sein! Sie sind längst eingedeutscht und fühlen sich nach Befinnung und Haltung längst als Deutsche. Selbst da, wo die Eindeutschung noch nicht vollständig vollzogen ist, ist die Verbekraft des als überlegen anerkannten Deutschtums selbst in italienischer Zeit noch groß. Wünschten doch selbst die italienischen Eltern der ersten Nachkriegszeit für ihre Kinder die deutsche Schule, so daß die italienische Schule in verschiedenen Unterländer Gemeinden noch bis 1921 einen entschiedenen Rückgang ihrer Besucher zu verzeichnen hatte, bis die Vernichtung der deutschen Schule überhaupt dieses unmöglich machte.

Rassisch ist das Land so wenig einheitlich wie sonst ein anderes deutsches Land. Kätische Unterschicht, arisch und vorarisch, die wahrscheinlich selbst nicht rassisch einheitlichen Bajuwaren, dann die verschiedenen Blutmischungen mit anderen geringeren Mengen fremder Volksbestandteile, unter denen längs der oberen Straße die Alemannen beteiligt sein mögen, dazu Volksplitter aus der Völkerwanderung, Goten um Bozen und Meran, Langobarden im Unterland, dann noch moderne Italiener lassen diese Uneinheitlichkeit begreiflich erscheinen. Vorwiegend ist doch die dinarische Rasse, der gemeinsam mit der alpinen wohl die meisten Bewohner des Landes an der Etsch angehören. Es herrscht Kurzköpfigkeit (Brachy- und Hyperbrachycephalie zwischen 80 und 90 Prozent), dazu langer Gesichtsschädel (leptroprosope Formen).¹⁹⁴ Vorherrschend ist ferner im Gegensatz zu Welschtirol: Helle Hautfarbe (Meraner Bezirk 86.8 Prozent, Bozen-Stadt 84.1 Prozent, Bozen-Land 72.8 Prozent und in Welschtirol vergleichsweise 66.5 Prozent); Lichte Haare 44 Prozent im Bezirk Meran, im Bezirk Bozen — hier machen sich die Blutmischungen bemerkbar — 38.9 Prozent, in Bozen-Stadt 38 Prozent, gegen Welschtirol 32.9 Prozent.¹⁹⁸ Die Körpergröße nimmt einer allgemeinen tirolischen Erscheinung folgend, (Unterschied von West- und Osttirol), von Westen nach Osten hin zu,¹⁹⁹ so daß wir im Vinschgau einen ausgesprochen kleinen Menschenschlag finden, während der Sarntaler und der Bewohner des Porphyrlandes an Körpergröße über dem Durchschnitt steht. Gerade hier in den Bergen um Bozen und Meran wohnt ein eigentümlicher Menschenschlag von großer Gestalt, hell-, fast flachsblond und einer bedeutend größeren Menge von nordischen Langschädeln. Lange Zeit hatte man in diesem ungemein schön gebauten Menschenschlag die Nachkommen der verpörrigten Goten gesehen. Aus dem Studium der Klassiker fand man auch eine merkwürdige Übereinstimmung mit den Beschreibungen der antiken Schriftsteller. Wie es von den Goten beschrieben wurde, hatten auch diese Bauern auffallend kurze

Zu den Bildern:

102. Die Stammburg der Grafen von Tirol. Im Vordergrund das holzgeschnitzte Marterl, das ebensowenig wie der Kirchturm aus der Landschaft des deutschen Tirol fortzudenken ist und wie dieses von der erdverwurzelten Gläubigkeit des Tirolers zeugt.

103. Burg des 13. Jahrhunderts in der zertalten Landschaft der Eisener Terrasse.

104. Eine der wenigen Wasserburgen Tirols, bietet sie mit ihren Ecktürmen, dem stolzen Bergfried, in ihrer lebhaft ansprechenden Gestaltung das Bild einer aus deutsch-tirolischem Bauempfinden geschaffenen Burg. Im Hintergrund der von niederem Buchswald überspannte Abfall des Rittener Berges (Porphyry).

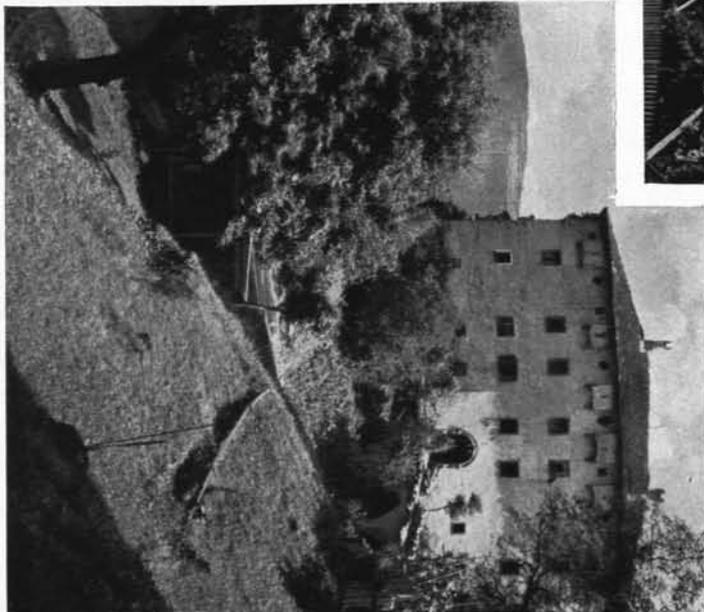
105. Eine der selteneren Wehrbauten die aus stark welschem Baugesühl stammen. Die Burg verdankt ihren Namen den Pechnasen unter dem Dach.

102. Burg Tirol



103. Rerberberg

Erstländer Burg



Beine. Man war stolz auf seine gotische Herkunft und in Bozen gab man den Kindern gotische Namen aus den Romanen Felix Dahns. Bis ein mehr kritischer als romantischer Kopf nachwies, daß diese kurzen Beine keine Eigenschaft der Bozener und Burggräfler sei, sondern einer Angewohnheit der Bauernschneider ihre Erscheinung verdankten, die die Hosen im Schnitt so merkwürdig mit kurzen Hosenbeinen lieferten. Womit allerdings nicht bestritten werden kann, daß dennoch einige Tropfen Votenblut in jedem dieser Bauern vorhanden sein mögen.

Zwei verschiedene, innerlich doch wieder eng verwandte, aus einem Stamm entsprungene Zweige deutscher Lebensart und Charakterformung verflochten sich im Tiroler. Von Natur ist er Bayer, mit einem tüchtigen Schuß rätoromanischen Blutes. Seiner Kultur und historischen Gewordenheit nach ist er Österreicher, so sehr er auch bei genauerer Betrachtung in der österreichischen deutschen Welt eine Sonderstellung einnimmt. Bayrisch ist des Tirolers Verbundenheit mit der Scholle. Der Tiroler auf dem Lande ist Bauer und nur das. Er teilt, wie schon geschildert, mit dem Bayern dessen spontane Abneigung gegen alle Industrie. Er steht mit ihm da in einem bezeichnenden Gegensatz zum Alemannen und Schwaben, deren Uhrenindustrie im Schwarzwald und in der Schweiz, deren Textilindustrie im politisch so eng verbundenen Borsarlberg bei ihm nichts entsprechendes haben, trotz aller sonst ähnlichen Voraussetzungen. Wo wir, selten genug, ein gewisses Hausgewerbe finden, da ist es Kunstgewerbe, Spizentlöppelei, Bildschnitzerei. Es spinnen sich da Fäden innerer Übereinstimmung nach Oberammergau und Mittenwald, dem Dorf der Geigenbauer. Das Kunstgewerbe allein entspricht der spielerischen Freude am heiter Lebensfrohen, am Gestalten und Bilden des Schönen, die den so wenig grüblerischen, unliterarischen und unproblematischen Bayern vor dem geistig so verzwickten Alemannen auszeichnet. Solche komplizierten Zwitterstellungen zu Nation und Staat, wie sie die alemannischen Elsäßer („Hans im Schnakeloch“) und Schweizer kennen, liegen den Bajuwaren, vor allem den Tirolern nicht. Innerdeutsche Zwistigkeiten und Abneigungen in Bergangenheit und Gegenwart (Tiroler und Bayern, der „Saupreiß“) gehen, so sehr auswärtige Mächte sich um sie bemühen, nie Hand in Hand mit Stimmungen, Sympathien zugunsten irgendwelcher fremdnationaler Mächte oder Kulturen. Bajuwarisch ist die „unerhörte Zähigkeit im Abwehren“ (Prof. von Müller), die heute so erschütternd in Wirklichkeit tritt.

Aus diesem lebenbejahenden, freudigen Gestaltungswillen bemalt der Bayer wie der Tiroler sein Haus, schmückt es mit allen möglichen Einzelheiten in Architektur und Plastik. In diesem Zusammenhang gehört des Tirolers Freude am Tanz, gehören die zahlreichen guten Dorf- und Volksmusikanten, die Vorliebe für das Theaterspiel (Oberammergau, Erl, Erl und die überlieferten großartigen Spiele der Barockzeit). Dieser Trieb ist bayrisch!

Österreichisch ist die Form seiner liebenswürdigen, sinnlich-geistreichen Äußerung. Der Tiroler ist auch in allen seinen Betätigungen wesentlich kultivierter, beweglicher, — gewandter der Mann, anmutiger das Weibchen — als der berbe und grobknochige Bayer.

Wie die Bayernjugend stellt die Jungmannschaft des Tiroler Volkes von Freibauern uralte demokratische Gesinnung Kämpfer, die mehr Krieger als Soldaten sind; in unzähligen Kämpfen an der Tiroler Front des Weltkrieges hat sich der nationale Wert gerade auch dieser Tiroler Eigenart erwiesen. Die uralte Wehrverfassung im Standschützenwesen gehört mit zum Charakterbild dieses Bauernvolkes.

Österreichisch sind die Gesamtgeschicke des Landes mit all ihren vielseitigen Einflüssen seit etwa 600 Jahren. Echtes kultiviertes Österreichtum in Lebensart und Form findet sich im gediegenen Bürgertum Tirols. Mit Österreich teilt das Land jenes bedeutame, im Stadt- und Dorfbilde auffallende Vorkommen der späten Gotik und des späten Barock. In den Städten ist begreiflicherweise jener reiche Strom deutschen Kulturlebens, der von Wien ausging, stärker erkennbar als auf dem Lande.

Bei aller Landeseinheitlichkeit Tirols kann man verschiedene Menschenschläge, die sich dem allgemeinen Bild einfügen, unterscheiden. In unserem Lande haben wir es vornehmlich mit dreien zu tun, wenn wir von kleinen Unterschieden in den Fallschaften absehen: Dem Burggräfler, dem Binschgauer und dem Unterländer.

Der Burggräfler.

Die Burggräfler sind die Tiroler an sich. Alle übrigen, Süd- wie Nordtiroler, sind nur Abwandlungen dieses einen Menschenschlages, der hier im Herzen und im Kristallisationspunkt der Grafschaft Tirol wohnt. Dinarischer Rasse meist, von schwerer massiger Leiblichkeit (Andreas Hoser) im Meraner Land, von schlanker, sehniger, stählerner Zähigkeit im Gebirge, haben sie altes deutsches Volkstum am zähesten bewahrt. Sie sind von jenem Konservatismus aus Haltung, der noch jedes echte Bauertum auszeichnet. Sie haben sich die patriarchalischen Lebensformen in Haus und Hof, (Anerbenrecht und Verkehr zwischen Hausvater, Knechten und Mägden) auch in modernen, mit der Industrialisierung des Obstbaues verknüpften Wirtschaftsformen bewahrt. Wenn auf dem Michaelsmarkt in St. Leonhard im Passeier die Bauern zusammenkommen, alte Streitigkeiten des Jahres begraben, dann gilt ein Wort der Übereinkunft wie uralter Vertrag, und es bedarf außer Handschlages keines papiernen Übereinkommens. Sie haben sich die Trachten ihrer Väter in schönen, nicht von irgendwelchem Fremdenrummel verschandelten Formen bewahrt. Und tragen sie heute noch. Es gehört zu den überzeugendsten Bildern echter Bäuerlichkeit, in Meran nach dem Kirchgang auf dem Pfarrplatz die Bauern in ihren grobwoollenen Trachten aus selbstgesponnenem braunem Loden, die Männer in Joppen mit schönen brennendroten Aufschlägen, grünem Brustflaß, dem eigenartigen Strohhut, mit grüner Schnur beim verheirateten Mann, mit roter beim unverheirateten, die Frauen mit hellseidenen Halstrüchern im Gespräch beobachten zu können. Man sieht auch den wohlhabendsten Bauern in Tracht, und seine Tochter, die vielleicht Schweizer Pensionserziehung hat, trägt mit derselben Anmut ihre Burggräfler Tracht am Morgen beim Kirchgang, wie sie nach neuester Pariser Mode gekleidet abends auf der Reunion im Meraner Kurtsaal erscheint. Manche Hemmung, entstanden in der Zeit der Gegenreformation, die Tirol so unheimlich steril und unfruchtbar für lange Jahrhunderte machte, wurde überwunden in der Zeit der neuen Durchflutung des Landes mit Verkehr der verschiedensten Art. (Was hatte es beispielsweise in Meran und auch in Bozen für eine Mühe gekostet, im heiligen Land Tirol eine protestantische Kirche zu bauen!) Aber dieser Konservatismus, nunmehr in überaus begrüßenswerte Bahnen gelenkt, ist heute ein Grundpfeiler des Deutschtums im Lande. Gerade dem Italiener gegenüber besinnt man sich heute des Wertes dieser alten Volkstrachten und Bräuche und hält sie mit einer stillen Zähigkeit fest, zu der nur ein Tiroler fähig ist.

Engverbunden mit dieser grundkonservativen Haltung des Burggräflers ist seine erden-schwere, bäuerliche, demokratische Gesinnung, die ihm von Jahrhunderten her überkommen ist. Nur aus solcher konservativ-demokratischen Haltung konnte der einzige vom Bauertum getragene Volksaufstand und die einzige große bäuerliche Volksbewegung seit den Zeiten, da nach den Bauernkriegen in Deutschland diese Kraft des Landvolkes gebrochen war, erwachsen, jener Volksaufstand von 1809, dessen Zentrum gerade das Burggrafenamt, Andreas Hoser, Sandwirt im Passeiertal, war, der wie ein Fanal den übrigen deutschen Befreiungskriegen voranleuchtete. Auf dieser Demokratie beruht die altüberkommene Wehrverfassung des Landes, die zum letzten Male, in ihrer tragischen Erfolglosigkeit erschütternd, in den Jahren 1915—1918 in Erscheinung trat, als 15jährige Buben und 70jährige Männer der Standschützenbataillone ihr Land gegen die Italiener verteidigten und Tirol die größten Blutopfer unter allen deutschen Stämmen brachte. Jeder zehnte männliche Tiroler ist gefallen. Und nach dem Kriege haben die Anstrengungen der Italiener, die italienischen Verwaltungsmethoden einzuführen, an die Stelle der Gemeindefelbstverwaltung, den Podesta mit unumschränkter Verwaltungsvollmacht von oben her einzusetzen, gerade diese konservativ-demokratische Grundhaltung verlegt. Es stehen hier in den Nationen wieder einmal verschiedene soziale Gesinnungen gegenüber, die unvereinbar sind.

Zu diesem Burggräfler Menschenschlag gehören außer den eigentlichen Bewohnern des Burggrafenamtes, also des Eischtals von Naturns bis Gargazon, Ulten und Passeier: der Sarntaler, — (man denke an den Menschenschlag, der Egger-Lienz zum Modell diente), — der Bewohner des Ischöggelberges und mit gewissen unwesentlichen Einschränkungen der des Ritten und der des Reggelberges, vielleicht auch der Schnalser.

Der Vinschger.

Der Vinschger zeigt von diesem Bilde bemerkenswerte Abweichungen, die er übrigens mit den übrigen Westtirolern, den Oberinntalern teilt, bei denen man nicht recht weiß, ist es das rätische Blut, das sich hier bemerkbar macht, oder ist es die Händlernatur, die sich an der Verkehrsstraße entwickelt hat. Er ist klein von Gestalt, beweglicher und regsamer. Liegt des Burggräflers Stärke im Erdverwurzelten, Trieb- und Bluthaften, in seinen moralischen, ethischen Qualitäten, so ist der Vinschger der Intellektuelle unter den Tirolern. Von den traditionellen Bindungen hat er sich weitgehend, wenigstens für die Tiroler Verhältnisse, gelöst. Er gab gerne das Anerbenrecht um recht nüchterner, geschäftlicher Erwägungen auf, die Volkstracht hat sich nicht erhalten. Seine intellektuelle Begabung läßt ihn in geschäftlichen Angelegenheiten dem übrigen Tiroler überlegen erscheinen, daher das ungünstige Urteil bei ihnen: Sie gelten als lügenhaft: „Du? A Vinschger und nit lüagen? Des gibts doch net!“ „Frau, schau; wem; nur koan Vinschger un koan Böhmi!“ Groß ist sein politisches Interesse. Die verschlungensten Wege der Politik verfolgt er mit Scharfsinn, während er zugleich gerne seine Feste feiert (der Vinschger Karneval hat seinen Ruf) und dem Wirtshause nicht abgeneigt ist, so daß manche Ortschaft des Ober- und Mittelvinschgaues alle Züge des unsterblichen Selbwyla trägt, eine Beobachtung, die dazu verführen möchte, anzunehmen, daß der Schuß alemannischen Blutes, der über die obere Straße ins Land gekommen ist, doch stärker ist als Dialekt und Ueberlieferung vermuten lassen. Es fehlt dem Vinschger die breite Behäbigkeit des Burggräfler Bauern. Die Beweglichkeit des Grundbesitzes und die Loslösung des Menschen von der Scholle, die ihre äußerste Form im Vinschgauer Karrner gefunden hat, führen ihn leicht zu mehr städtischen Berufen, in denen ihm sein Intellekt zu Hilfe kommt. Einen höheren Prozentsatz als üblich stellt der Vinschger unter den Mittelschullehrern und den freien Berufen, den Rechtsanwälten und Ärzten Tirols.

Der Unterländer.

Wieder anders der Unterländer. Hier macht sich vielleicht die Blutmischung am stärksten geltend, vor allem jenes Fließen der Bevölkerung seit den Jahrhunderten. Lebhaftigkeit in Gebärde und Wort wird ihm schon seit langen Zeiten von allen Landesbeschreibungen zugeschrieben. Aber im ganzen hat sich doch der deutsche Grundcharakter in Haltung und Gesinnung durchaus bewahrt. Man darf aber hier im Lande des Weines nicht die Rolle vergessen, die gerade er spielt. Der Bewohner deutschen Nebenlandes ist immer um eine Nuance fröhlicher, leichtlebiger und leichtsinniger als die übrigen Deutschen. Aber vielleicht tut man doch im Unterland oft des Guten zuviel und schätzt den eigenen Tropfen zu sehr. Namentlich der Kalterer, den noch Staffler 1847 als einen nüchternen Menschen schildert, muß seitdem seinen Charakter sehr verändert haben. Es gilt der Ueberetscher im übrigen Land als der beste Kunde seines eigenen Weines. Es hat diese Neigung zur Trunksucht, die im übrigen Lande, bei aller Freude des Burggräflers an seinem Erzeugnis, keine Rolle spielt, doch schon starke Wirkungen, namentlich auf den Nachwuchs. Und man möchte wünschen, daß diese germanische Tugend der Kalterer, die ihn ganz bestimmt von den nüchteren Italienern unterscheidet, um der Zukunft des Landes willen eingeschränkt würde.

Zu den Bildern:

106. Sämtliche auf dem Bild zu sehende Baulichkeiten sind Edelfitze, nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Reichtum der Ansitze des Ueberetsch. Im Hintergrund die Mendelwand und der Gantkofel.

107. Rheinsberg gilt als einer der schönsten der vielen Edelfitze Tirols und zeigt besonders klar die Eigenheiten des Ueberetscher Stiles.

108. Ein Beispiel für die Verbreitung des Edelfitzes und des Ueberetscher Stiles (Edturm) auch im Vinschgau.



106. Bei Eppan



107. Ansig Rheinsberg



109. Das „Rote Schloß“ bei Latsch

108. Schwarzhaus bei Eppan



112. Anfsiz Windegg in Eppan



113. In Schlandorf

Südtirol seit 1918 ^{198—201}

Das Land wurde 1918 von den Italienern besetzt und am 20. Oktober 1920 mit dem übrigen Südtirol italienisches Staatsgebiet. Zuerst zögernd, dann aber nach dem Sieg des Faschismus in voller Kraft setzte jene ungeheuerliche Auseinandersetzung ein zwischen der natürlichen Grenze bei Salurn und der von nationalem Ehrgeiz und Prestige geforderten gewaltigen Grenzziehung auf dem Brenner und dem Reschenpaß. Der deutsche Charakter des Landes soll verwischt und vernichtet werden. Das Deutschtum soll keine Minderheit, sondern nur eine „ethnische Reliquie“ sein.

Südtirol wurde mit Welschtirol zunächst zu einer Provinz Venezia tridentina zusammengefaßt. Aber schon 1922 wurde das Bozener Unterland, das wirtschaftlich ganz auf Bozen eingestellt ist, vom politischen Bezirk Bozen abgetrennt. Der Gerichtsbezirk Neumarkt sowie die Gemeinde Traamin wurden dem politischen Bezirk Cavalese zugeteilt. 1926 errichtete man zur leichteren politischen Durchdringung des Landes die Provinz Trient. Ebenso verblieben bei Trient die schon zu österreichischer Zeit welschtiroler Verwaltungsbezirken zugeteilten Gemeinden des deutschen Nonserberges sowie Truden und Altrei. Die Gemeindefeldverwaltung wurde vernichtet und die italienische Amtssprache eingeführt. In einer geradezu erschütternden Weise wurden die uralten geographischen Ortsnamen verwischt. Ja, man scheute sich nicht, an die Familiennamen heranzugehen und die Namen einer ganzen Reihe von deutschen Familien zu italianisieren. Jede öffentliche deutsche Aufschrift ist verboten, sogar vor dem Grabe hat die Italianisierungspolitik nicht Halt gemacht, da jeder neugesetzte Grabstein nur mehr italienische Aufschrift tragen darf.

Am grausamsten wirkt die Art, wie man versucht, auf dem Wege über die Kinder dem deutschen Land seine nationale Stellung zu rauben. Jeder Unterriecht in der Schule, der Volksschule wie der Mittelschule ist vom ersten Schuljahre an italienisch. Mit allen Mitteln zwingt man die Eltern, ihre Kleinen vom zweiten Lebensjahre an, in die italienischen Kindergärten zu schicken. Jeder Privatunterricht von Kindern ist verboten. Zwar ist ein geheimer Notschulunterricht eingerichtet, doch ist die kulturelle und moralische Schädigung des Nachwuchses sehr gefährlich.

Auf den verschiedensten Gebieten versucht man das geographische Gesicht des Landes im italienischen Sinne zu verändern.

Neben den schon erwähnten Versuchen, mit Hilfe der Einführung der für Oberitalien charakteristischen Seidenraupenzucht das Gesicht der Landschaft zu verändern, gehen solche einher auch das architektonische Gesamtbild des Landes umzuwandeln. Allenthalben entstehen an den Bahnhöfen des Landes schauerliche Kästen von Mietskasernen für die italienischen Bahnbeamten und Bahnarbeiter. Ebenso wird in Bozen, auch in Meran mit der ausdrücklichen Absicht gebaut, das Gesicht der Städte zu verändern. Auch hier entstehen Mietshäuser in italienisch verstandenem Geiste, die das namentlich in Bozen bisher so fein und verständnisvoll auch durch die Jahre des Ungeschmackes behütete Stadtbild böse zu vernichten beginnen.

Hierher gehört das gewaltsame Heranziehen von kinderreichen italienischen Familien, Beamten, Händlern usw.

Wirtschaftlich hat das immer nach Norden orientierte Land unter der Annexion gelitten. In der Landwirtschaft ist eigentlich nur der Obst- und der Weinbau zunächst einigermaßen rentabel geblieben, während Viehzucht, Ackerbau und Holzwirtschaft schwere Krisen durch-

Zu den Bildern:

111. Anfsiz Weggenstein war der Sitz des Deutsch-Ordens, der heute noch in Südtirol besteht und mit großem Grundbesitz große Bedeutung verbindet. Das weiß umränderte schwarze Kreuz des Deutsch-Ordens auf dem Portal des Anfsizes erinnert heute noch an die einstigen Besitzer.

112. Die schöne Verbindung von Renaissancearkade und deutsch empfundenem Erker vermag gerade in diesem Bilde die eigenartigen Wesenszüge der im Überreifer Stil errichteten Anfsize zu verdeutlichen.

machen. Aber auch bei diesen einigermaßen wirtschaftlich gebliebenen Zweigen des Obst- und Weinbaues, die ja beide als Luxusproduktion empfindlich auf jede Schwankung der Wirtschaftslage reagieren, — es kommt vor allem die Deutschlands, der Schweiz und Österreichs in Frage, — hat der Bauer mit Schwankungen der Konjunktur zu rechnen, die durch die neu geschaffenen Zollgrenzen nur vergrößert werden. Gerade die letzten Jahre mit der in Deutschland darniederliegenden Wirtschaft haben sich verheerend in den Südtiroler Absatzverhältnissen ausgewirkt. Trotz selten guter Qualität ist in den letzten Jahren alljährlich ein großer Teil des Weines unverkauft geblieben. Eine ähnliche und ähnlich begründete Empfindlichkeit gegenüber der allgemein wirtschaftlichen Lage zeigt auch der Fremdenverkehr ebenfalls durch die neue Grenze in verstärktem Maße.

Allgemein scharf empfunden wird die Konkurrenz der eingewanderten italienischen Kleinhändler in Manufakturwaren und dergleichen.

Finanziell hat der Bauern- und Bürgerstand sehr gelitten durch den Verlust der Kriegsanleihen, die von der italienischen Regierung nicht oder nur sehr unvollkommen aufgewertet wurden, ein Verlust, der etwa 200 bis 250 Millionen Goldkronen für Südtirol ausmacht, dem auch mehrerer kleinere, aber im Lande wichtige Selbstinstitute zum Opfer gefallen sind. Weiter leidet das Land unter einem unverhältnismäßig hohen Steuerdruck, der seine Ursache darin hat, daß der italienische Staat die Steuerlisten des österreichischen übernahm, deren Aufzeichnungen den durchaus gewissenhaften Angaben der Bauernschaft entsprachen. Das ganze italienische Steuersystem ist dabei aber volkspolychologisch darauf eingestellt, daß die Einschätzungen weit unter dem tatsächlichen Einkommen bleiben, so daß nunmehr eine unverhältnismäßig hohe Belastung der Bevölkerung eintritt.²⁰¹ Im Jahre 1932 bezahlte ein Bauer in der Umgebung Bozens den 26 fachen Betrag an Grundsteuern, den ein ähnlicher landwirtschaftlicher Betrieb nach amtlicher Verlautbarung in Altitalien zu zahlen hat.

Die vorliegende Darstellung hat versucht nachzuweisen, wie sehr gerade an der Südgrenze unseres Volksraumes der Begriff Nation zugleich eine ganz bestimmte soziale Gestalt vorgussetzt. Die Betrachtung von Stadt und Land rundet dem Beobachter ein klares eindeutiges Bild von der wesentlich deutsch geformten Gesellschaft des Südtiroler Lebensraumes, die sich klar und deutlich von der italienischen schon des benachbarten Welschtirol abhebt. So erhält der Nationalitätenkampf in Südtirol, der wie fast alle Minderheitenkämpfe meist nur als Sprachenkampf betrachtet wird, zugleich auch zwangsläufig das Gesicht eines sozialen Kampfes. Schicksalhaft muß diese Auseinandersetzung die Züge eines Kampfes zwischen zwei Völkern tragen, von denen das eine den ersten, höchsten und tiefsten Ausdruck seiner Seele in der bürgerlichen Gotik des 14. und 15. Jahrhunderts fand und das andere seine glühende, bis zum heutigen Tag gültige unbürgerliche Darstellung in der Renaissance, dem Stil, der Haltung und der Kulturgesinnung von Adeligen, Patriziern und Großgrundbesitzern.

Diese beiden sozialen Strukturen sind seit 1918 in einer inneren Auseinandersetzung begriffen, die über der Härte der Sprachenkämpfe meist übersehen wird. Weil die Erkenntnis von der sozialen Bedeutung dieses Nationalitätenkampfes eine so geringe Rolle spielt gegenüber der vollen Erkenntnis der Rolle des Sprachenkampfes in Südtirol, darum ist dieser soziale Kampf zwischen Welschen und Deutschen für die nationale Zukunft des Landes so überaus gefährlich.

So erhalten schicksalhaft Maßnahmen, denen zunächst gar keine Entnationalisierungsabsicht zugrunde zu liegen braucht, dennoch oft genug diese Bedeutung, weil Gesetze und Einrichtungen, die einem sozial völlig andersgebauten Volke durchaus gemäß sind, hier störend wirken müssen. So war zum Beispiel die Einführung der italienischen Volksschule nicht nur deshalb so gefährlich, weil in ihr nur welsch und kein Wort deutsch gelehrt wird. Oft genug hört man die Eltern klagen: „Wenn die Kinder wenigstens noch italienisch lernen würden!“ Aber statt irgendeiner noch so bescheidenen Bildung, die nun einmal zur Lebensfähigkeit dieses sozial selbständigen Bauertums gehört, lernen die Kinder in den Schulen nichts als Singen, Spielen, Zeichnen, patriotische Lieder und Gedichte. Es ist durchaus die Regel, daß Kinder im dritten Schuljahr erst acht bis zehn Buchstaben des Alphabets kennen! Aber darin braucht keine bewußte Absicht zu liegen. Die Kinder des Neapolitaners und Sizilianers und anderer Glieder dieses Volkes lernen auch nicht mehr, weil es selbstverständlich erscheint, daß das Gebotene für das proletarische Landvolk genügt, weil Träger und Nutznießer der

italienischen Bildung von auch heute noch adeliger Gesinnung nur die gehobenen Schichten an der Spitze der gesellschaftlichen Pyramide sind, nicht ein bürgerlich-bäuerlicher Mittelstand.

Eine andere tief in das Leben des Südtiroler deutsch gearteten Volkstums eingreifende Maßnahme ist die Einführung der für ganz Italien geltenden Podestaverfassung. War bisher die Gemeinde, die sich hier wie in anderen Alpenländern viel mehr als soziale, genossenschaftliche Wirtschaftseinheit denn als politisches Wesen fühlend erhalten hat, in freier Selbstverwaltung geführt worden, so wurde mit der Einsetzung der Podesta die Selbstbestimmung der Gemeinden aufgehoben. An ihre Stelle trat die Verwaltung durch einen von oben her eingefesteten Staatsbeamten, der oft genug in völliger Unkenntnis der von alters her üblichen Ordnungen und Rechte Zerstörungsarbeit leistete, die nur schwer wieder gut zu machen sein wird. Der Wald, zu einem großen Teil in Gemeindebesitz, mußte besonders stark daran glauben, jener Wald, den wir als wesentliches Kennzeichen deutscher und südtiroler Landschaft kennen, sehr im Gegensatz zum waldbewaldeten Italien, das jene aus sozialer Sorge und Verpflichtung gegenüber den Geschlechtern entsprungene Hege des Waldes nicht kennt. Nur die bald nach den Inflationsjahren einsetzende Depression auf dem italienischen Holzmarkt hat hier einstweilen verhütet, daß die welsche Waldverwüstung schon in dem Maße einsetzen konnte, die in der Absicht der Podesta lag. Auch hier gehen mit wirtschaftlichen Werten solche deutschen Seelentums zugrunde; man muß in den aus Waldverwüstungen entstandenen Macchien und Niederwäldern Welschtirols mit ihrem Lorbeer und Oleander, ihren Zypressen und Pinien, das Heimweh nach deutschem Waldesdunkel kennengelernt haben, um ermessen zu können, was hier auf dem Spiele steht.

Uralt überkommene Ordnungen regeln seit Jahrhunderten den Almbetrieb, der eine wesentliche Grundlage der Wirtschaft und des Wohlstandes des Landes darstellt, regeln die Nutzung von Holz und Wasser zum Bewässern der Wiesen und Felder. Alle diese Rechte sind heute in der Gefahr, vom Staat genommen und verstaatlicht zu werden. Es handelt sich bei diesen sozialen Bindungen um solche, die ebenfalls in Sitte, Gefühl und Seelenleben des Volkes eine große Rolle spielen. Auch von hier her kann das Gefüge des Volkes angegriffen werden.

Doch der folgenschwerste Schlag seit dem Schulgesetz Gentile des Jahres 1924 traf die deutsche Kultur im Jahre 1931 mit der staatlich verfügten Aufhebung des Höferechtes. Konnte man in anderen Fällen noch darüber streiten, ob die soziale Zerstörung dieses Stückes deutscher Nation unmittelbar in der Absicht der Gesetzgeber lag oder nur Nebenerfolg einer Gesetzgebung war, die anderes im Auge hatte, so ist bei der Aufhebung des Anerbentrechtes ganz klar, daß hier allein eine Maßnahme im Sinne der Vernichtung deutscher Kultur geplant ist, die vor allem die deutsche soziale Formung der Bevölkerung im Sinne hatte. Man hat sich ein Jahrzehnt lang auf das Genaueste über die Bedeutung des Höferechtes unterrichtet. Man hatte an den verschiedensten italienischen Universitäten von den verschiedensten wissenschaftlichen Gesichtspunkten her Dissertationen über das Anerbentrecht von deutschen Südtirolern schreiben lassen. Man hatte Kommissionen ins Land geschickt, mit der ausdrücklichen Absicht, das Höferecht Tirols studieren zu lassen. Ja, man erwog und erwägt noch, ob sich nicht in irgend einer Form dieses deutsch-germanische Erbrecht in Alt-Italien einführen läßt. Gleichzeitig hebt man jedoch im Stammlande dieses Anerbentrechtes diese alte Bindung auf. Man muß sich der Bedeutung der Aufhebung also voll auf bewußt gewesen sein. Suchen Ler Gentile und die Sprachverordnungen die deutsche geistige Kultur des Landes zu vernichten, so ist mit der Aufhebung des Höferechtes die soziale Grundlage dieser Kultur aufs schwerste getroffen. Gewiß ist diese Maßnahme nicht so quälend unmittelbar Tag für Tag zu empfinden, wie etwa das Leid der in der Schule geistig und seelisch leidenden Kinder. So kam es, daß man in Deutschland nicht so auf dieses entscheidende Glied im italienischen Zerstörungswerk reagiert hat, welches nicht mehr und nicht weniger als die Proletarisierung des Tiroler Volkes im Sinne hat, und auf die Dauer eine grundlegende Änderung im landschaftlichen Gesicht des Landes zur Folge haben kann.

Im Lande selbst scheint man sich über die Bedeutung dieser Maßnahme durchaus im klaren zu sein, und es steht zu hoffen, daß durch die Jahrhunderte dauernde Gültigkeit aus dem Höferecht ein Höfebrauch wird, daß im allgemeinen auch fürderhin kein geschlossener Hof freiwillig geteilt wird. Ob aber unter dem Druck der Landwirtschaftskrise, die noch durch die

neue Grenze verschärft wird, dieser Brauch bei allem guten Willen sich durchzusetzen vermag, das ist fraglich. Jeder Erbgang bedeutet für den unter Anerbenerrecht stehenden Hof eine finanzielle Belastung, die unter Umständen untragbar werden kann. Man kann ihr heute durch Erteilung aus dem Wege gehen. Während man früher, koste es was es wolle, andere Auswege suchen mußte und der Hof der Väter unangetastet blieb.

Günstig ist, daß man sich gerade in Südtirol der sozialen Überlegenheit über den Italiener bewußt ist. Das Gefühl der rein subjektiven Überlegenheit über den Welschen ist nicht zum wenigsten aus der Kenntnis der unfreien und kleinen bäuerlichen Verhältnisse drüben begründet.

Die wirtschaftliche Bedeutung dieses Kampfes wird bei weitem übertroffen durch ihre seelische und kulturelle. Bei diesem Kampf der Südtiroler um ihre altererbte soziale Ordnung geht es nicht allein um Wohlstand, sondern zutiefst um erste, nicht weiter begründbare Werte deutschen Seelen- und Volkstums. Nicht weniger als die Sprache gehört auch die soziale Gestalt zum Wesen eines Volkes.

So treten geistige, kulturelle und wirtschaftliche Gründe zusammen, das Land nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Trotz des ungeheuren starken Druckes ist es bisher den Angriffen auf seine Deutschheit, dem es nichts entgegenzusetzen hat als das in jedem einzelnen ruhende Bewußtsein seiner Verantwortung, nicht erlegen. Da jedes Vereinswesen, auch der harmlosesten Art in Südtirol verboten ist, ruht der Abwehrkampf in voller Schwere auf jedem einzelnen. Noch die letzten einigermaßen freien Wahlen des Jahres 1924 haben in Südtirol mit der überwältigenden deutschen Stimmenmehrheit von 83,8 % abgeschlossen, und wenn nach amtlichen Unterlagen das Deutschtum noch um 8 % im Zeitraum 1921—31 zugenommen hat, so stehen wir vor einer Erscheinung, die in allen verlorenen Gebieten wohl einzig dasteht.

Die Wurzeln der Widerstandskraft.

Wer diesen passiven Widerstand des Südtiroler Volkes gegen die italienischen Entnationalisierungsbestrebungen seit Jahren beobachtet, den kommt das Staunen an über die ungeheure moralische Kraft, mit der hier allerschärfstem Druck widerstanden wird, ohne daß man je die befreiende Erlösung irgendeines wenn auch noch so kleinen Teilerfolges erlebte. Woher kommt die Kraft zu diesem nervenfressenden Widerstand?

Sie scheint in zwei Dingen begründet zu sein: einmal im Gefühl der Überlegenheit, das jeden deutschen Südtiroler gegen den Italiener erfüllt. Ob es objektiv richtig ist, im Völkerverleben von der Überlegenheit eines Volkes über das andere zu sprechen, bleibe dahingestellt. Subjektiv spielt jedoch dieses Gefühl der Überlegenheit gegen den Italiener eine nicht hoch genug einzuschätzende Rolle. Namentlich aus dem Bewußtsein seiner so gänzlich anderen sozialen Stärke und Stellung, aus seiner anderen demokratischen und zäh konservativen Haltung, als sie der italienische Bauer hat, fließt dem Südtiroler seine Kraft. Er kennt die soziale Abhängigkeit der welschen Bauern, er kennt seine ärmlichen Dörfer und Häuser und weiß darum zu genau, was ihm bevorsteht, wenn er nachgibt. Jenen ruhig verhaltenen tirolischen Bauern, breit und behäbig, ist die nervöse Beweglichkeit und die Anschließbarkeit des Italieners, seine welsche Höflichkeit zuwider, und für die romanische Beste, mit der der Faschismus glaubt, bei deutschen Bauern moralische Erfolge einheimen zu können, hat dieser aus knorrigstem deutschen Eichenholz geschnitzte Mensch im Land an der Etsch erst recht kein Verständnis. So prallen denn alle Versuche des Italieners, mit irgend welchen Mitteln, mit Gewalt oder mit einer auf italienische Weise verstandenen, völlig unpsychologischen Art der Kulturpropaganda betrieben, an dem überlegenen Deutschbewußtsein des Südtirolers ab. Für ihn bedeutet ganz unmittelbar empfunden, Italienisieren das Hinabsteigen auf eine tiefere Stufe sozialer Stellung, auf eine tiefere Stufe der Menschlichkeit.

Die andere Wurzel der Widerstandskraft ist des Südtirolers Religiosität. Er lebt noch jene Einheit von Gott und Leben, die der Ursprung einer jeden echten Religiosität ist, jene Einheit des Daseins, das die Zersplitterung in einzelne in sich geschlossene Gebiete, Beruf, Religion, Politik usw. nicht kennt, die uns die moderne kulturelle Entwicklung gebracht hat. So wie die spitztürmigen Kirchen so ganz ein Glied der Landschaft Tirols sind, daß wir uns

ohne sie „das heilige Land“ nicht denken können, genau so eins ist der Tiroler mit seiner Heimat. Als im Jahre 1809 der Aufstand losbrach, da wollte eine spätere Zeit der Verflachung, die sich aufgeklärt nannte, diesen Aufstand mit der Einrede entwerten, es sei ja gar kein nationaler Kampf gewesen, sondern ein Glaubenskrieg. Der Tiroler kann gar keinen anderen Kampf führen, als einen Glaubenskampf. Weil er jene Einheit von Glaube und Heimat lebt, weil ihm in seiner schlichten, geraden Ursprünglichkeit Gott und Vaterland eines sind, darum wird jeder Angriff auf seine Volkheit zugleich ein Angriff auf seine Religiosität. Symbolhaft prägt sich dies aus im gegenwärtigen Kampf der Geistlichkeit um die Erhaltung des deutschen Religionsunterrichtes, der mit bangender Anteilnahme vom ganzen Volke miterlebt wird. Die eigenwillige Verbindung religiöser und nationaler Fragen, auch im Schädel des einfachsten Bauern, erschwert dem Italiener das Vordringen. Der Italiener, in völliger Verkennung der eigenartigen Psychologie des deutschen Bauernvolkes, spricht von unzulässiger „Verquickung von Religion und Politik“ und begeht darum psychologische Fehler, die im Volke überaus verlegend wirken.

Jedenfalls dürfen wir, was die moralische, ethische Haltung des Volkes anlangt, beruhigt in die Zukunft unseres deutschen Südens sehen, denn wo das Bewußtsein der überlegenen Deutschheit, trotz Schule und Kindergärten, in den Herten der bäuerlichen Familien bewahrt wird, und wo sich der geistige und seelische Erhaltungswille eines Volkes verwurzelt weiß im wertvollsten und tiefsten, was Menschen haben können, im Glauben an Gott, da können wir beruhigt an die Zukunft des uns entrissenen deutschen Landes glauben.

In geistigen und kulturellen Dingen liegen die Gefahren für unser Land nicht so sehr. Die Gefahr liegt im Zeitalter der Technik und organisierten Masse, in den Möglichkeiten, die geographisch das Land der Masse und der Technik bietet. Es drohen die Wasserkraft mit der Gefahr einer gewaltsamen, aus imperialistischen Gründen ohne Rücksicht auf Rentabilität vorzunehmenden Industrialisierung des Landes, bei der die bodenständige Bevölkerung der Landes zahlenmäßig erdrückt wird, es droht die gewaltsame Ansiedlung landfremder Elemente durch den Staat in den noch unkultivierten Auen des Landes. Sind beide Pläne heute auch wieder in den Hintergrund getreten, sie werden vielleicht wieder einmal auftauchen. Es messen sich nicht die geistigen Kräfte zweier Nationen, sondern ein ungemein wertvolles, zukunftsichweres Stück deutscher Erde — klein an Bewohnerzahl — aber im Felde geistiger und menschlicher Dinge gilt nicht die Zahl, sondern der Wert — steht gegen die organisierte Staatsmacht eines 40 Millionenvolkes.

Möge das deutsche Volk nie die Verpflichtung vergessen, die ihm die Treue der Südtiroler auferlegt, nie sein Erstgeburtsrecht preisgeben auf ein Land, das deutscher Kultur unendlich viel geschenkt hat und das auch in Zukunft der deutschen Volkheit noch reiche Frucht tragen kann.

Außenpolitische Konstellationen wechseln! Unser und der Südtiroler Recht auf dieses Land dagegen ist ewig.

Wir können stets geltend machen, daß Mussolinis Forderung nach gerechter Revision der Grenzen Europas in der staatsmännischen Weisheit, die den Führer des italienischen Volkes auszeichnet, nicht vor der blutenden Wunde des befreundeten deutschen Volkes Halt macht, damit Südtirol endlich wieder in den Raum eingeordnet werde, in den es geographisch und volklich gehört, in den Raum, der da reicht „von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“.

	Bevölkerung und Bevölkerungsbewegung 1780—1921										
	abf. Zahl		Zunahme in %					Volksdichte			
	1780	1847	1880	1921	1789—1847	1880—1921	1780	1921*			
Gericht Naudersberg											
Neschen	661	470	634		-29	34	13	20			
Braun	997	668	588		-33	-12	21	37			
Langtaufers	508	404	401		-20,5	0	4	7			
Said	834	727	679		-12,8	-6,6	26	51			
				27			9				
Gericht Matfch											
Matfch	500	660	658	560	32	0	-15,2	5			
Ger. Marienberg											
Schlinig	206	196	202		-4	3	6	17			
Schleis	386	222	288		-17,1	-10	12	24			
	640				-7,5		12				
Gericht Mals und Glurns											
Glurns	735	649	712		-11,7	9,8	55	120			
Mals	1067	944	1075		-11,9	13,9	78	108			
Taufers	854	821	928		-4	13,0	20	37			
Schluderns	1035	1120	1105		8,2	-1,4	53	91			
Burgeis	912	596	629		-34,6	5,5	22	26			
Prad	1227	1196	145		-2,5	21,9	41	82			
Stilfs	1231	1324	1428		7,6	7,8	10	34			
Lichtenberg	502	427	394		-15	-7,3	25	53			
Eartsch	376	331	353		-12	6,6	50	51			
Planail	345	291	239		15,8	-17,8	7	12			
Laatsch	687	552	449		-19,7	-18,7	34	124			
	6833				-8,7		18				
Gericht Schlanders											
Schlanders	981	1261	1555		28,5	22,5	240	188			
Schengls	479	463	407		-3,4	-12,0	18	43			
Eyr	293	280	305		-4,4	9,0	54	57			
Laas	1169	1270	1398		8,5	10,0	26	61			
Kortfch	834	795	790		-4,7	0	93	95			
Göflan	305	354	414		16,0	17,2	160	145			
Bezian	114	128	177		9,0	33,3	47	44			
Goldrain	372	338	429		-9,4	27,0	95	90			
Nördersberg	351	342	327		-2,5	-4,4	13	32			
Tannas	252	253	241		0	-4,8	16	37			
Latfch	827	933	1224		12,8	33,3	60	115			
Allis	146	145	140		0	-3,6	12	26			
Sonnenberg	362	329	212		-9,1	-33,4	2	8			
Eartsch	472	472	397		0	-15,8	26	59			
	5981				14,7						
Gericht Montani											
Karthaus	167	162	243		-3						
Morter	402	407	368		1		20	78			
Martell	971	940	899		-3	-4,5	6	18			
	1112				38,4		6				
Gericht Raftelbell											
Freiberg	84	93	99		10,7	6,2					
Vorberg	234	246	223		3,4	-9,3	14	24			
Tannberg	157	189	144		20,4	-18,5					
Trumsberg	135	140	103		3,7	-19,2	13	31			
Scharr	462	484	540		4,7	11,5	80	110			

* Die letzte Kolonne gibt die Volksdichte nach Ausscheidung des Waldes und der unproduktiven Fläche an

	Bevölkerung und Bevölkerungsbewegung 1780—1921										
	abf. Zahl		Zunahme in %					Volksdichte			
	1780	1847	1880	1921	1789--1847	1880--1921	1780	1921*			
Raftelbell	292	355	424		21,5	19,8			41	61	
Zufal	73	73	88		0	5					
Balsaun	154	167	165		8,4	0			50	70	
Tabland	237	366	365		9,6	0			34	70	
Latfchinig	69	76	83		10,1	-7,9			24	8	
Katharinaberg	419	386	269		-8,1	-30,1			3	82	
Unsere Frau	697	586	568		-15,9	-3,0			127	101	
Staben	159	186	263		16,9						
Beit i. Ostal	2516			3344	28,3				8		
Stadt Meran	1982	2449	5334	10673	23,1	12,5	100	114	6135		
Gericht Forst	200	188	177	290	-6	-6	64	100	157		
Gericht Schenna											
Gem. Schenna	1753	1673	1628	1790	-4,5	-2,8	10	37	35	85	
Gericht Meran											
Gratsch	166	161	536		3	233		530	435		
Kuens	187	160	200		-14,4	25		126	181		
Riffian	648	681	725		5	6,5		23	25		
Saffling	439	437	439		0	0		1	38		
Böran	643	658	539		2	-18		24	63		
Naturns	1536	1649	1879		7,5	14		35	73		
Hartschins	1288	1331	1700		3,5	28		31	46		
Algund	1383	1622	2626		17,3	60		121	220		
Obermais	912	1753	3544		92,7	101,5		381			
Untermais	1006	2421	6559		140	171		471	824		
Sirol	1054	1151	1716		9	48		70	81		
Plaus	177	140	181		21	29		37	80		
	9148				4,2			33			
Gerichte Stein unter Leoben und Niederlana und Marling											
Lana	2632	2908	3932		10,5	35,2		161	285		
Marling	693	1144	1358		3	17,6		111	268		
Scherms			596	862					234		
Gericht Alten	3642	3521	3504	3639	18,5	-0,5	4	22	13	32	
Gericht Daffier											
St. Leonhard	1411	1523	1643		-12	8,0		25	75		
St. Martin	9571		1440	1499	-7,5	4		47	93		
Rieb	698										
Schweinfteg ¹	424	247	241		-40	-2					
Walten ¹	457	248	381		-45	53					
Stuls ²	297	244	261		-17,5	6					
Moos	450	376	300		-16,4	-5		17	28		
Platt	490	394	542		-21,0	36,5		9	10		
Pfelders	122	139	140		14,0	0					
Rabenstein	355	335	341		-5,8	1,7		4	5		
	6306	5656	5228	5408	-10,3	-7,6	3,4	20			
Gericht Mülten	879	1070	1035	968	20,7	-3,4	-6,4	23	27	78	

* Die letzte Kolonne gibt die Volksdichte nach Ausscheidung des Waldes und der unproduktiven Fläche an.

	Bevölkerung und Bevölkerungsbewegung 1780—1921							Volksdichte	
	1780	abf. Zahl		1921	Zunahme in %			1780	1921*
Gericht Eisens		1591	1554					36	114
Eisens	1698				30,8	-2,4			
Böllan	1586	531	501			-5,8	29	45	153
				7,4					
Gericht Gargazon		245	574	440		93,8		90	138
Gericht Burgstall	180	203	585	576	12,7	139,4	-2,2	27	85
Gericht Ritten									
Stein am Ritten	3616	3634	3482	3474	0	-4	0	44	42
Gericht Wangen	683	686	727	716	0	4	-1	23	25
Gericht Senesien	1308	1572	1608	1489	20,3	2,3	-7	23	26
Gericht Flass u. Campidell	259	278	247	198	7	-11	-25	22	16
Gericht Terlan und Neuhaus									
Terlan		1112	1315	1605		18	22		
								105	179
Bilpian		150	305	360		102,5	18		
Nals		501	540	667		8	23		92
Andrian		250	320	427		28	33		87
		2013	2480	3109		23	25		45
	1307				54,3				
Gericht Altenburg									
Eppan	2516	4096	4720	6316	62	14,2	34,2	42	104
Gericht Kaltern und Laimburg									
Kaltern		3219	3760	4938		16	31		103
Pfaffen		270	437	639		61	46		47
	2544				37				53
Gericht Kurtatsch und Margreid									
Kurtatsch			1759	2100		19	0		64
Margreid			577	664		14	33		114
	1261				85			30	
Gericht Salurn und Unterfenn									
Kurtinig		159	255	365		62	43		189
Unterfennberg		130	155	119		19	-23		19
Laag		112	209	498		86	138		98
Salurn		1436	1940	482		35	28		98
	993				94			23	
Gericht Tramin	700	1489	1650	2669	113	11	51	45	176
Gericht Raldisch und Enn									
Neumarkt		1033	1751	2587		48	37		109
Auer		767	1036	1635		35	58		138
Branzoll		522	1003	1472		91	47		198
Montan		728	1099	1256		51	18		66
Aldein		1064	1165	1083		0	-6		17
Ofriill		130	118	117		-9	0		13

* Die letzte Kolonne gibt die Volksdichte nach Ausscheidung des Waldes und der unproduktiven Fläche an.

	Bevölkerung und Bevölkerungsbewegung 1780—1921							Volksdichte	
	1780	abf. Zahl		1921	Zunahme in %			1780	1921*
Gericht Deutschhofen	2972	2000	2473	2521	25	-1	1,5	18	22
					41,8			24	
Gericht Karneid									
Karneid		1314	1484	1566		10	0		39
Welschnofen		783	843	2036		8	23		20
Gericht Sarnthein	4248	3897	3881	4051	-8,2	0	4,3	14	13
Stadt und Landgericht Bozen									
Bozen		6917	10641	25315		19,7	138		
Zwölfmalgreien		1970				73	167,9		406
Gries		1613	2795	7497					134
Leifers		790	1668	3259		111	95,3		297
	8679				30			113	
Siers	?	?	735	768		10	4,5		18
Truden	?	?	502	645			28		36
Altrei	?	?	519	425			18		38
Proveis	?	?	535	351	?	?	-34		19
Laurein	?	?	501	476	?	?	-5		33
St. Felix	?	?	330	257	?	?	-22		17
Unsere Liebe									
Fau im Walde	?	?	356	297	?	?	-16		23

* Die letzte Kolonne gibt die Volksdichte nach Ausscheidung des Waldes und der unproduktiven Fläche an.
 1 mit St. Leonhard eine Katastralgemeinde
 mit Moos eine Katastralgemeinde

Die Minderheiten der italienischen Umgangssprache in den Etschländer Gemeinden

	1880		1890		1900		1910		1921	
	E. w.:	Ital. %								
Eppan	4720:16	0,3	4953:342	6,9	5277:317	6	6078:140	2,3	6316:467	7,4
Kalfern	3760:57	1,6	4002:234	5,8	4476:267	6	5098:178	3,5	4938:523	11,4
Pfaffen	437:368	84,0	416:363	87,2	417:329	78,4	565:311	55	639:579	90,6
Eramin	1798:31	1,7	1847:43	2,3	2056:77	3,2	2621:18	0,7	2669:244	9,1
Quer	1036:115	11,1	1156:222	19,2	1127:176	4,3	1150:54	4,3	1635:572	35
Brangoll	1003:400	40,0	977:769	78,0	1130:819	72	1302:700	54	1472:1116	71
Gfrill	118:10	8,4	120:7	5,8	119:4	3,4	135:21	15,5	117:10	18,4
Montan	199:4	0,4	1095:0	0,0	1078:79	7,3	1102:37	3,4	1256:186	54,8
Neumarkt	1527:202	13,2	1621:405	24,9	1167:85	7,3	1816:47	25	2587:1493	87
Laag	209:99	27,4	226:173	39,6	317:55	25,1	510:48	13,5	2482:1469	59,1
Salurn	1284:310		1341:450		1418:391		1683:350			
Burgstall	585:215	36,8	398:150	37,5	431:106	24,6	591:16	28	576:192	33,3
Gargazon	573:269	46,5	380:128	33,6	302:49	16,3	368:43	11,8	440:94	21,3
Terlan	1620:235	14,5	1548:149	9,5	1680:62	3,6	1908:207	10,8	1965:342	17,4
Bozen	10641:1142	10,7	11743:1335	11,5	13904:1493	10,8	24126:1316	5,5	25315:6332	26,2
Leifers	1274:380	23,0	873:957	52,3	1594:923	36,6	2583:361	12,2	3259:1832	56,1
Kurtatsch	2098:55	2,6	2206:72	3,2	2252:98	4,3	2216:45	2	1946:159	7,6
Margreid	663:88	13,2	627:86	14,3	719:173	24,1	837:125	14,8	866:292	37,7
Kurtinig	255:22	8,5	256:24	8,7	278:42	15,4	356:37	10,4	365:82	18,3

Literatur

- Alf u. Schaß
 Dalla Torre
 Grabmayr
 Grimm
 Haushofer u. Rothpleß

 Herre
 Riene

 Ringl

 Ringl
 Krebs
 Margreiter
 Manhard
 Noe
 Pegger
 Reiterer
 Rohmeder
 Schneller
 Simeoner
 Staffler
 Steub

 Steiniger
 Toniolo
 Tschurtschentaler
 Weber Beda

 1 Stolz
 2 Steinberger
 3 Schulte H.
 4 Toniolo
 5 Sander

 6 Hammer
 7 Blaas

 8 v. Klebelsberg
 9 v. Klebelsberg
 10 v. Klebelsberg
 11 v. Klebelsberg
 12 v. Klebelsberg

 13 Staffler
 14 Wopfner

 15 Müllner
 16 Vend
 17 v. Klebelsberg
 18 v. Klebelsberg
 19 v. Klebelsberg
 20 v. Klebelsberg
 21 v. Klebelsberg
 22 v. Klebelsberg

 23 B. Vend
- Der deutsche Anteil des Bistums Trient
 Tirol und Vorarlberg, Junks Naturführer Berlin 1913
 Südtirol, Berlin 1919
 Das Burggrafentum in Tirol, Meran 1906
 Tirol und Vorarlberg, Velhagen und Klafings Monogr. zur Erd-
 funde, Bielefeld 1909
 Die Südtiroler Frage, Beck München 1927
 Die westl. Sarntaler Alpen, Z. d. D. Geol. A.-B. 1929
 Die östl. Sarntaler Alpen, ebda. 1926
 Die Landschaft in Südtirol, in Südtirol, herausg. v. Bell, Dres-
 den 1927
 Die Landschaft von Südtirol, in den ostbayr Grenzmarken IV, 1927
 Die Ostalpen und das heutige Österreich, Stuttgart 1928
 Die Literatur über Südtirol, Wagner 1926
 Südtirol, Deutsche Volkheit, Eugen Diederichs 1929
 Edelweiß und Lorbeer, München 1897
 Chronik von Latzsch, Meran 1907
 Lana, Lana 1911
 Das Deutschtum in Südtirol, München 1932
 Landeskunde von Tirol
 Die Stadt Bozen, Bozen 1890
 Tirol und Vorarlberg, topographisch und statistisch, Innsbruck 1847
 Herbsttage in Tirol, München 1864
 Drei Sommer in Tirol, München
 Das Land Tirol, Innsbruck 1922
 Alto Adige, Novara 1919
 Berg- und Waldwege, Saarbrücken 1926
 Die Stadt Bozen und ihre Umgebungen
 Das Tal Passeier und seine Bewohner

 Begriff, Titel und Name des tirolischen Fürstentum in ihrer ge-
 schichtlichen Entstehung, Tiroler Heimat
 Mit Otto Stolz in Südtirol, Tiroler Heimat, der neuen Folge 2.Bd.,
 1. Heft
 Aber Staatenbildung in der Alpenwelt
 Alto Adige, Novara
 Erläuterungen zur Geologischen Karte Meran-Brigen, Schlernschrif-
 ten 16, Innsbruck 1926
 Geolog. Führer durch die westtiroler Zentralalpen, Berlin 1922
 Geolog. Führer durch die Tiroler und Vorarlberger Alpen, Inns-
 bruck 1903
 Geolog. Führer durch die Dolomiten, Vorträge, Berlin 1929
 Beiträge zur Geologie der Dolomiten, Z. d. b. Geol. Ges., 79. Bd.
 Die Porphyryplatte, Schlern III
 Der Schlern ein geol. Musterstück, Schlern I
 Südtiroler Geomorph. Studien, Die Höhen zwischen Eisad- und
 Sarntal, Innsbruck 1922
 Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1847
 Die vollkliche Einheit Tirols und ihre Entstehung in „Südtirol“ v.
 Bell, Dresden 1927
 Die Seen am Reschen-Scheideck, G. Abhdl. VI 1900
 Der Etschgletscher in „Die Alpen im Eiszeitalter“, Leipzig 1909
 Binschgauer Wanderungen: Gschnair Tannas, Schlern VII
 Binschgauer Wanderungen: Aber Valnair ins Suldenal, Schlern X
 Der alte Etschgletscher, Schlern VI
 Binschgauer Wanderungen: Rojen, Schlern VIII
 Auf den Spuren des Langtauserer Gletschers, Schlern VIII
 Aber die Verbreitung der interglazialen Schotter in Südtirol, Z. f.
 Gletscherkunde 1928
 Die Naturgewalten des Hochgebirges, Stuttgart 1912

- 24 Simony Über die Alluvialgebilde des Etschtals, Sitz B. d. K. Ak. d. Wiss. math. natw. Kl. 24, 1857
- 25 Stampfer Geschichte von Meran, Meran 1892
- 26 Stampfer Chronik von Mais
- 27 Kropf Der Wasserbau von Tirol, Innsbruck 1910
- 28 v. Klebelsberg Binschgauer Wanderungen: Die Seen auf der Wasser Seite, Echlern VIII
- 29 Weber vom Ebenhof Der Gebirgswasserbau im alpinen Etschbecken, Wien 1892
- 30 Pendl Das Etschtal, J. d. D. O. A.-B., 1895
- 31 Sölk Das Formenbild der Alpen, G. J. 1925
- 32 Fider Klimatographie von Tirol in Klimatographie von Österreich, Wien 1909
- 33 Golbberg Niederschlag und Abfluß im Etschgebiet, Geogr. Jb. aus Österreich XI, 1915
- 34 Hann Ein Sciroccosturm in den Südalpen, J. M. 1890
- 35 Hann Klima von Meran, J. M. 1890
- 36 Kunze Die Winter Südtirols, Meran 1912
- 37 Defant Berg- und Talwinde in Südtirol, Sitz. Ber. d. Wiener Ak. d. Wissensch. 1909, M. J. 1910
- 38 Sölk Die Brennergrenze, eine natürliche Grenze? Tiroler Heimat V/VI
- 39 Frisch Die Höhengrenzen in den Ostalpen, Veröff. d. Ver. f. Erdk., Leipzig 1895
- 40 Richter Die Gletscher der Ostalpen, Stuttgart 1888
- 41 Kurowski Die Verteilung der Vergletscherung in den Ostalpen, Ver. d. Ver. d. Geogr., Wien 1889
- 42 Payer Die Ostalpen, Vet. Mitt. Ergb. 18, 23, 27, 31
- 43 v. Klebelsberg Das Bozener Land, Wien 1930
- 44 Golbberg Niederschlag und Abfluß im alpinen Etschgebiet, Geogr. Jb. aus Österreich XI 1915
- 45 Weber vom Ebenhof Der Gebirgswasserbau im alpinen Etschbecken, Wien 1892
- 46 Müllner Die Seen am Reschen-Scheide, G. Abhbl., VI 1900
- 47 Huber Der Kälterer See, Arch. f. Hydr. Biol., 1908
- 48 Huber Die Herkunft der Südtiroler Pflanzenwelt, Echlern II
- 49 Huber Heimische Pflanzengesellschaften, Echlern III
- 50 v. Tübeuf-Leiningen Bozen, Schilderungen aus dem Münchener Excursionsgebiet, Verlag? Jahr?
- 51 Laburner Die warm temperierten Hartlaubgewächse in den Meraner Gärten und Anlagen, Echlern 1927
- 52 Pfaff Führer durch die Parkanlagen und Promenaden Bozens, Innsbruck 1912
- 53 Murr Das Vordringen der mediterranen Flora im tirolischen Etschtal, Allg. bot. J. 1901
- 54 Dalla Torre und v. Sarnthein Flora von Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1906—12
- 55 Marek Waldgrenzstudien in den österr. Alpen, Mitt. d. geogr. Ges. Wien und Vet. Mitt. Ergb. 1910
- 56 Huber Das höchste Zirbelvorkommen unserer Heimat, Echlern VI
- 57 Zimmeter Tramin, Echlern II
- 58 Staffler Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1847
- 59 Neusburger Aus der Südtiroler Vogelwelt, Echlern II
- 60 Menghin Das vorgeschichtliche Siedlungswesen in Tirol, Mitt. d. Geogr. Ges. Wien, 1919
- 61 Menghin Die prähistorische Durchsiedlung Tirols, Echlern II
- 62 Wopfner Deutsche Siedlungsarbeit in Südtirol, Innsbruck 1926
- 63 Stolz Deutschsüdtirol im Ringen der Völker, Südtirol, v. Bell, Dresden 27
- 64 Wopfner Tirols Eroberung durch deutsche Arbeit, Tiroler Heimat I
- 65 Wopfner Die vollstichtige Einheit Tirols, in Bell Südtirol
- 66 Heuberger Frankenheere im Langobardenherzogtum Trient, Tiroler Heimat, 1931, 3. Heft
- 67 Stolz Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden, 1. Innsbruck 1927, 2. 1928, 3¹, 3² 1932
- 68 Egger Geschichte Tirols, 1880, Innsbruck
- 69 Stolz Die Schwaighöfe in Tirol, Innsbruck 1930

- 70 v. Klebelsberg Die alten Höfe am Fuchsberg in Schnals, Echlern III
- 71 v. Klebelsberg Die Obergrenze der Dauersiedlung in Südtirol, Echlernschriften 1, Innsbruck 23
- 72 Lehmann Die Besiedlung und die Verkehrsstraßen in „Die öst. Alpen“, herausg. von Leitmeier, Wien-Leipzig 1928
- 73 Winkler Deutsch-Südtirol im Lichte der Statistik, Schr. d. Inst. f. Stat. d. Minderheitenvölker, Wien 1925
- 74 Wopfner Formen des bäuerlichen Hausbaues in Tirol, Mitt. d. Ver. f. Heimatforsch. 1918/19
- 75 Wopfner Über Hausformen des Bipsaltales, Fischenaler Gedächtnisschrift, Innsbruck 1927
- 76 Wopfner Das Tiroler Bauernhaus, Innsbruck 1924
- 77 Wopfner Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses in Tirol, Tirol, Natur Kunst, Volk und Leben, 1929
- 78 Sparber Das Sarntal, Brigen 1918
- 79 Bancalari Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen, J. d. D. O. A.-B., 1893
- 80 Bergmann Gestalt des Hochalpenhauses, J. d. D. O. A.-B.
- 81 Riehl Die Kunst an der Brennerstraße, Leipzig 1908
- 82 Heuberger Die Bevölkerung Tirols im Wandel der Geschichte, Tiroler Heimat III/IV
- 83 Deutschmann Die Entstehung des Deutsch-Tiroler Bauernstandes, Innsbruck 1907
- 84 Wopfner In Österreich, sein Land und Volk, Wien 1926
- 85 Stolz Die alte Tiroler Landesverfassung, ein Erbtücht bodenständiger Demokratie, Tiroler Heimat, 1. Reihe
- 86 Wopfner Die Lage Tirols zu Ausgang des Mittelalters, Berlin 1908
- 87 v. Grabmayr Die Agrarreform im Tiroler Landtag, Innsbruck
- 88 Tarneller Die Hofnamen im unteren Eisadtl, Arch. f. St. Gesch., 106, 110
- 89 Tarneller Die Hofnamen im Burggrafenamt und in den angrenzenden Gemeinden, ebenda, 100. Bd.
- 90 Tarneller Die Hofnamen in den alten Kirchspielen Deutschnosfen, Eggental und Böls am Echlern, Arch. f. St. Gesch.
- 91 Tarneller Die Burg-, Hof- und Flurnamen der Marktgemeinde Gries bei Bozen, Echlernjahr. 6, 1924
- 92 Staffler Die Hofnamen im Landgericht Kastelbell, Echlernschriften 8, 1924
- 93 Staffler Die Hofnamen des Landgerichtes Schlanders, Echlernschriften 13, 1927
- 94 Menghin Die Besiedlung des Ultentales, Echlern I
- 95 Krebs Verteilung der Kulturen und der Volksdichte in den österr. Alpen, Mitt. d. Geogr. Ges. Wien, 1912
- 96 v. Klebelsberg Die Böden unserer Gegenden, Echlern III
- 97 Erler Tiroler Landwirtschaft in Tirol, Natur, Kunst, Volk und Leben, Innsbruck 1928, 1. Folge
- 98 v. Ottenthal Archivberichte aus Tirol, Wien, Leipzig, 1896
- 99 Dinkelberg Kulturtechnische Skizzen über eine Bereifung Tirols, Innsbruck, 1872
- 100 Kropf Der Wasserbau in Tirol, Innsbruck, 1910
- 101 Gampfer Verödete Berghöfe im Binschgau, Echlern V
- 102 Weber v. Ebenhof Der Gebirgswasserbau im alpinen Etschbecken, Wien 1892
- 103 Wopfner Die Reise des Venatius Fortunatus durch die Ostalpen, Ottenthal-festschrift, 1925
- 104 Garber Die Reisen des Felix Faber durch Tirol in den Jahren 1483 und 1484, Echlernschriften 3, 1923
- 105 Tumlner-R. Maier Herkunft und Terminologie des Weinbaues im Etsch- und Eisadtl, Echlernschriften 4
- 106 Hörmann Der Weinbau in Tirol, J. d. D. O. A.-B., 1906/7
- 107 Ulmer Die Weinwirtschaft Südtirols, Innsbruck, 1931, Schr. d. Inst. f. Sozialforschung
- 108 Bede Der Weinbau und die Weine des Etschlandes in Guida comm. ed. industrie di Prov. di Bolzano, Bozen, 1926
- 109 Staffler Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1847
- 110 Laburner Das Stoagn, Echlern III
- 111 Mader Weinbau und Weinbereitung in Südtirol, Bozen 1921

- 112 Laburner Vom Wimmen, Schlern V
 113 Laburner Der Leidensweg der Traube nach dem Wimmen, Schlern IX
 114 Mach Weinbau und Weine Südtirols, Bozen 1894
 115 Wolff Der Wein im Etschland, Bozen Ferrari
 116 Meier La frutticoltura industriale nell'Alto Adige, Consiglio Agrario prov. 1924
 117 Meier Statistischer Bericht erstattet von der Industrie- und Handelskammer in Bozen auf das Jahr 1870
 118 Mader Der Obstbau in Tirol, Bozen 1904
 119 Tinzl Die Vinschgau, Meran 1896
 120 Girardi Feld- und Futterbau in Guida comm. ed ind. di Prov. di Bolzano, Bozen 1926
 121 Stolz Zur Geschichte der Tiroler Landwirtschaft, Tiroler Heimat, 1930, Verlag Tyrolia
 122 Sieger Beiträge zur Geographie der Almen, Graz 1925
 123 v. Aufschneider Die Alpwirtschaft in Südtirol, Diss., Innsbruck
 124 Girardi Rindviehzucht in Guida comm. ed ind. di Prov. di Bolzano, Bozen 1926
 125 — Steuerkataster von 1870, Statthaltereiarchiv, Innsbruck
 126 Preß Die Haslinger Pferdezeit, Schlernschriften 10, 1925
 127 Angerer Die Waldwirtschaft in Tirol, Bozen 1883
 128 Mader Wald und Waldwirtschaft in Tirol, Tirol, Kunst, Volk, Leben, Innsbruck, 1927
 129 Wopfner Das Almendregal der Tiroler Landesfürsten, Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs, Innsbruck, 1906
 130 Bojina Waldverwüstung in Tirol, J. d. D. S. A.-B., 1896
 131 v. Klebelsberg Südtiroler Waldwirtschaft, A. A. B., 1909
 132 Gasteiger Das Wirtschaftsleben Südtirols, Südb. Monatshefte 1925
 133 — Guida comm. ed ind. di Prov. di Bolzano, Bozen 1926
 134 Weinschenk Die Tiroler Marmorlager, J. f. prakt. Geol.
 135 v. Erbit Überblick des Bergbaues in Tirol und Vorarlberg in Vergangenheit und Gegenwart, Ber. d. natw. mat. Ver. in Innsbruck
 136 Eösch Geographische Kräfte im Schicksal Tirols, Mitt. d. geogr. Ges., Wien, 1923
 137 Stolz Verkehrsgeschichte des Jaufen, Fischenaler Ged.-Schr., Innsbruck, 1927
 138 Menghin Der Weg nach Passauer und über den Jaufen, Meran, 1891
 139 Cartelliere Die römischen Alpenstraßen über den Brenner, Plödenpaß und Reschen-Scheideck, Philologus Suppl. 18, Heft 1, Leipzig, 1926
 140 Banka v. Robloff Die Brennerstraße im Altertum und Mittelalter, Prag, 1900
 141 Scheffel Verkehrsgesch. der Alpen, Berlin, 1908
 142 Scheffel Die Brennerstraße zur Römerzeit, Berlin, 1912
 143 Hoeniger Alt-Bozener Bilderbuch, Bozen, 1932
 144 Stolz Organisation des Transportwesens in Tirol, Viertelss. f. Soz. und Wirtschaftsgesch., 1910
 145 Wopfner Geschichtliche Heimatkunde, Tiroler Heimat IV. Bb., 1931, 3. Heft
 146 Müller Das spätmittelalterliche Straßen- und Transportwesen der Schweiz und Tirols, G. J., 1905
 147 Heuberger Römerstraße und Brennerjattel, Schlern, 1929, S. 4
 148 Müller Das Rodwesen Bayern und Tirols, Viertelss. f. Soz. u. Wirtschaftsgesch., 1905
 149 Staffler Das Rodführwesen im Vinschgau, Schlern III
 150 Staffler Der Karrner, Schlern II
 151 Pafolli Die Floß- und Schiffsahrt auf der Etsch, Schlern IX
 152 Reiterer Deutschhaus und Hospital, St. Marien in Bozen, Schlern IV
 153 Alzwanger Das Eisacktaler Geschlecht der Alzwanger, Schlern IX
 154 — Das Merkantilgebäude und der Merkantilmagistrat in Bozen, Wien, Bozen, 1908
 155 Mader Anfänge des Handels und der Industrie in Österreich, Innsbruck, 1882
 156 Bobel Innsbruck, Stuttgart, 1928
 157 Baedeker Einleitung zu Tirol und Vorarlberg
 158 Steub Drei Sommer in Tirol
 Herbsttage in Tirol
 Diesseits und Jenseits des Gampfen

- 160 Ertl Beiträge zur Geschichte der Sommerfrischsiedlungen auf dem Ritten, Schlern VI
 161 Weingartner Bozener Kunst, Bozen 1928
 162 Mader Bäder und Heilquellen im Hochetsch, Bozen, 1929
 163 Beda Weber Die Stadt Bozen und ihre Umgebung, Bozen, 1849
 164 Weingartner Von Südtiroler Baukunst, J. f. Deutsch., 1926
 165 Weingartner Die Kunstdenkmäler Südtirols, Innsbruck, 1923
 166 Stampfer Geschichte von Meran, Meran 1892
 167 Stampfer Chronik von Mais
 168 Pfaundler Zur Statistik des Fremdenverkehrs in Österreich, Stat. Mon., Schr., 1911
 169 Rohm Die wirtschaftliche Entwicklung Tirols, Innsbruck, 1911
 170 v. Klebelsberg Südtirol, das Land der Bergsteiger, Südb. Monatshefte, 1925
 171 — Österreichische Statistik und Statistisches Handbuch, 1915
 172 Angerer Das Fremdenwesen in Tirol, Innsbruck, 1882
 173 Beller Beiträge zur Baugeschichte der Stadt Bozen, Stuttgart, 1914
 174 v. Ettmayr Der Ortsname Bozen, Festschrift zu Ehren Ottenhals, Schlernschriften 9
 175 Voltolini Aus Bozens Vergangenheit, Schlern, Bb. I, II, III, V, VIII
 176 Büdler Die Bozener Märkte bis zum dreißigj. Kriege, Diss., Bonn, 1906
 177 Stolz Neues zur älteren Geschichte der Bozener Märkte, Schlern II
 178 Guter Die Quellen des Meßgerichtsprivilegs der Erzherzogin Claudia für die Bozener Märkte, Bozener Jahrb. f. Gesch. und Kunst, Bozen, 1927
 179 Hoeninger Der älteste Bozener Stadtplan, Schlern X
 180 Weingartner Bozens Bürgerhäuser, Die Kunst in Tirol, Bb. 5 u. 6
 181 Dörner Südtirol im Deutschen Schrifttum in Bell Südtirol, Leipzig, 1927
 182 Stolz Schulwesen und Wissenschaft in Südtirol als geschichtl. Zeugen der deutschen Zugehörigkeit des Landes, Tiroler Heimat
 183 Weingartner Die Kunstdenkmäler Südtirols, Innsbruck 1923
 184 Tschurtschentaler Entvölkerung der Gebirgssiedlungen, Dolomiten, 29. Sept. 1929
 185 Wopfner Der Rückgang bäuerlicher Siedlungen in den Alpenländern, Innsbruck, 1917
 186 Müllner Die Verteilung der Bevölkerung Tirols nach den Höhenverhältnissen der bewohnten Fläche, Ber. d. Ver. d. Geogr., Wien, 1891
 187 Müllner Die Bevölkerungsichte Tirols, ebenda, 1889
 188 Angerer Deutsche und Italiener in Südtirol, Bozen, Moser, 1881
 189 Bidermann Die Nationalitäten in Tirol, 1886, Forsch. z. d. Landes- und Volkskunde
 190 Mader Der ital. Irredentismus, Innsbruck, 1917
 191 Montanus Die nationale Entwicklung Tirols, Innsbruck, 1919
 192 Allmer Zur Bevölkerungsbewegung in D.-Südtirol, Tiroler Heimat, 1931, 1. und 2. Heft
 193 v. Klebelsberg Tolbt's Forschungen zur Anthropologie, Schlern II
 194 Tolbt Zur Somatologie der Tiroler, Cor. Bl. d. d. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Arg., 25. Bb.
 195 Tolbt Die Körpergröße der Tiroler, München, 1891
 196 Schimmer Erhebung über die Farbe der Augen und Haut bei den Schulfkindern Österreichs, Mitt. Geogr. Ges., Wien, 1884, Suppl. Bb.
 197 Hörmann Tiroler Volkstypen, Wien, 1877, u. a.
 198 Reut-Nicolussi Tirol unterm Beil, Beck, München, 1928
 199 Herre Die Südtiroler Frage, München, 1926
 200 Fingeller Die Wahrheit über Südtirol, Innsbruck, 1924/28
 201 Hennersdorf Südtirol unter italienischer Herrschaft, Charlottenburg, 1926
 202 — Steuerkataster von 1870
 203 — Spezialortsexportorium der österreichischen Länder, VIII, Tirol und Vorarlberg, 1880, 1890, 1910
 204 — Gemeindelexikon von Tirol und Vorarlberg, bearbeitet auf Grund der Volkszählung von 1900
 205 — St. Statistik seit 1882, ber. v. d. I. u. I. Stat. Zentralkommission
 206 — Statistisches Handbuch, 1914 usw.
 207 — Censimento delle Popolazione dell Regno d'Italia al Dicembre 1921

2143/geb

Inhalt:

	Seite
Vorwort	7
Das Land an der Etsch	9
Uebersicht	12
Geographisch geologische Einordnung	18
Der geologische Aufbau	19
Die Formenwelt	23
Klima	41
Gletscher, Bäche Flüsse und Seen	51
Eier- und Pflanzenwelt	55
Geschichte und Siedlungswesen	62
Die Landwirtschaft	84
Der Wasserbau	89
Der Weinbau	100
Der Obstbau	108
Sonstiger Ackerbau	112
Die Viehzucht	115
Der Wald	121
Gewerbe und Industrie	124
Verkehr	128
Der Handel und die Etschtaler Stadt	141
Bevölkerungszahl und Bevölkerungsbewegung	153
Der Mensch, seine Rasse und seine Haltung	165
Südtirol seit 1918	169
Tabellen zur Bevölkerungsbewegung und Bevölkerungszahl	174
Literatur	179

Druckfehler-Berichtigungen

Es muß heißen auf Seite 15, Zeile 26, triasisch statt tirasisch.
Auf Seite 27, Zeile 9, Bild 70 statt Bild 69.
Die Wohnplatzkarte auf Seite 68 enthält nicht die Stadtkerne von Bozen (14687 E. w.) und Meran (11521 E. w.).
Es muß heißen auf Seite 104 „Zu den Bildern“, Zeile 6: Im Hintergrund vor statt von.
Auf Seite 105 „Zu den Bildern“, Zeile 4: mit äußerst dürrer pannonischer Heidevegetation statt pannonischer Hudvegetation.
Die Karte Seite 116 bezieht sich auf die Zahl der Kinder je 100 Einwohner.
Auf Seite 147, Zeile 41, muß es heißen: Bild 99 statt 97.
Auf Seite 154: in der Unterschrift 1780 statt 1787.
Seite 182, Zeile 18: 1780 statt 1870.

Folgende Zahlen, die auf die Literatur hinweisen, müssen berichtigt werden.

Seite 36, Zeile 21:	22 statt	10
Seite 43, Zeile 31:	33, 17 statt	33, 10
Seite 51, Zeile 15:	32 statt	28
Seite 53, Zeile 30:	44 statt	45
Seite 60, Zeile 51:	57 statt	46
Seite 61, Zeile 12:	57 statt	53
Seite 62, Zeile 45:	62, 63 statt	59
Seite 79, Zeile 35:	73 statt	70
Seite 87, Zeile 16:	96 statt	87
Seite 101, Zeile 10:	176 statt	127
Seite 103, Zeile 21:	108 statt	98
Seite 111, Zeile 19:	68 statt	69
Seite 117, Zeile 19:	121 statt	110
Seite 121, Zeile 9:	121 statt	110
Seite 121, Zeile 38:	127 statt	110
Seite 129, Zeile 18:	139, 143 statt	129
Seite 131, Zeile 21:	148-149 statt	130-133
Seite 133, Zeile 30:	157 statt	67, 73
Seite 141, Zeile 43:	174 statt	177
Seite 149, Zeile 29:	183 statt	186
Seite 162, Zeile 39:	67, 73 statt	67
Seite 165, Zeile 31:	196 statt	198

K

Bibliothek des Deutschen Alpenvereins



049000659171